Kultur und soziale Praxis

Georg Mein,
Markus Rieger-Ladich (Hg.)

Soziale Räume und kulturelle Praktiken

Über den strategischen Gebrauch von Medien

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Georg Mein/Markus Rieger-Ladich (Hg.)
Soziale Räume und kulturelle Praktiken

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Georg Mein/Markus Rieger-Ladich (Hg.)

Soziale Räume und kulturelle Praktiken

Über den strategischen Gebrauch von Medien

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Gedruckt mit Unterstützung der Universität Bielefeld.

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2004 transcript Verlag, Bielefeld
Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Olja Rehl, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 3-89942-216-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: http://www.transcript-verlag.de

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

INHALT

Einleitung 7
GEORG MEIN/MARKUS RIEGER-LADICH

Soziale Räume ...

Das Konzept des sozialen Raums: Eine zentrales Achse in Pierre Bourdieus Gesellschaftstheorie 15
FRANZ SCHULTHEIS

Pädagogische Räume – Räume der Pädagogik. Ein Versuch über das Dickicht 27
KARIN PRIEM

In der Raumfalle. Eine Kritik des spatial turn in den Sozialwissenschaften 47
ROLAND LIPPUNER/JULIA LOSSAU

Kulturwissenschaftliche Orientierung und Interdiskurstheorie der Literatur zwischen ‚horizontaler' Achse des Wissens und ‚vertikaler' Achse der Macht. Mit einem Blick auf Wilhelm Hauff. 65
JÜRGEN LINK

Das Andere der ‚Kultur': die ‚Kultur' der Kulturwissenschaften 85
JÜRGEN FOHRMANN

... und kulturelle Praktiken

„Schizoide Disposition" oder „gespaltener Habitus"? Eine pädagogische Lektüre von Franz Kafkas *Brief an den Vater.* 101
MARKUS RIEGER-LADICH

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Alles nach Plan, alles im Griff. Der diskursive Raum der DDR-Literatur in den Fünfziger Jahren. 123
KLAUS-MICHAEL BOGDAL

Messbare Dichtung? Eine Feldstudie zur exakten Literaturwissenschaft in den 1960er Jahren. 149
OLIVER MÜLLER

Pierre Bourdieu und Jürgen Habermas angesichts der Ereignisse von 1968. 181
INGRID GILCHER-HOLTEY

Ernster Comic, komische Wissenschaft. Art Spiegelmans *Maus.* 203
ANNINA KLAPPERT

Zeit und Raum in Dramen der 1990er Jahre – Elfriede Jelinek, Rainald Goetz und Marlene Streeruwitz. 235
FRANZISKA SCHÖSSLER

Von Zauberfrauen und Superweibern. Hera Linds Roman *Das Superweib* (1994) als Erfolgsgeschichte der neunziger Jahre. 257
OLIVER SILL

Substanzielle und strukturelle Dimensionen kulturellen Kapitals. Habitusspezifische Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien. 271
BURKHARD MICHEL/JÜRGEN WITTPOTH

Humanressourcen. Anmerkungen zur Semantik des Wissenschaftsraums. 291
GEORG MEIN

Epilog 313

Autorinnen und Autoren 315

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Georg Mein/Markus Rieger-Ladich

SOZIALE RÄUME UND KULTURELLE PRAKTIKEN. EINE EINLEITUNG

Obwohl es in der deutschsprachigen Soziologie gegenwärtig zum guten Ton zu gehören scheint, die Vernachlässigung der räumlichen Dimension sozialer, gesellschaftlicher und kultureller Phänomene zu beklagen und eine Intensivierung der theoretischen Anstrengungen zu deren systematischer Berücksichtigung anzumahnen[1], so spricht doch manches dafür, dass Michel Foucault für seine gänzlich anders ausfallende Einschätzung nicht weniger Plausibilität beanspruchen kann. In seinem Systematisierungsversuch unterschiedlicher Heterotopien, den er unter den Titel *Andere Räume* gestellt hat, findet sich eine knappe historische Skizze, in der er die Vermutung formuliert, dass die Fixierung auf die Geschichte, die noch das 19. Jahrhundert charakterisiert habe, längst von einer Orientierung an räumlichen Ordnungen abgelöst worden sei: „Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche der Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander."[2]

Mustert man daraufhin etwa die Geschichte der Soziologie, fällt auf, dass sich schon zu Beginn der noch jungen Disziplin namhafte Vertreter wiederholt räumlichen Phänomenen sozialer Ordnungen zuwenden. So arbeitet etwa Georg Simmel in seine *Soziologie* nicht nur den bereits 1903 skizzierten Entwurf einer ‚Soziologie des Raumes' ein, in der er die Neutralisierung körperlicher Nähe als Voraussetzung für die Entwicklung sozialer Differenzierung behauptete, sondern rückt darüber hinaus in das Zentrum seines vielleicht bekanntesten Exkurses die Figur des Fremden, um die unterschiedlichen Effekte von Nähe und Distanz, von Vertrautheit und Fremdheit, von Inklusion und Exklusion zu demonstrieren.[3] Und als es bald darauf – in den 1920er Jahren – zur Begründung der Wissenssoziologie durch Karl Mannheim kommt, greift dieser ebenfalls auf die Kategorie des Raums zurück. Allerdings nimmt er eine

1 Vgl. etwa Martina Löw, Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001.

2 Michel Foucault: „Andere Räume", in: ders., Short Cuts, hg. v. Peter Gente/Heidi Paris/Martin Weinmann, Frankfurt/Main 2001, S. 20-38, hier S. 20.

3 Vgl. Georg Simmel: „Soziologie des Raumes (1903)", in: ders., Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl, hg. u. eingel. v. Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main 1995, S. 221-242; ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. v. Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main 1992, S. 764-771.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

bedeutsame Verschiebung vor: Während sich Simmel noch vornehmlich für Phänomene des physischen Raums interessierte, arbeitet Mannheim nun mit einem Modell des sozialen Raums. Zu einem zentralen Element seiner Wissenssoziologie wird dieses, weil es ihm die Möglichkeit eröffnet, das berühmte Theorem von der „Seinsverbundenheit des Wissens" sozialwissenschaftlich zu reformulieren und es dadurch gleichzeitig von allen metaphysischen Restbeständen zu entschlacken.[4] In der Folge arbeitet er in unterschiedlichen wissenssoziologischen Studien überzeugend heraus, dass die spezifische Lagerung innerhalb des sozialen Raums zu einer unvermeidlichen Präfiguration des Handelns und Erlebens führt: Wann immer politische Überzeugungen, religiöse Gesinnungen oder etwa kulturelle Interessen zum Gegenstand einer Untersuchung werden, muss – so die Forderung Mannheims – der sozialräumliche Index in Rechnung gestellt und die erhebliche Prägekraft des „konjunktiven Erfahrungsraums" berücksichtigt werden.[5]

Unter jenen Vertretern der Sozialwissenschaften, die derzeit mit einer Theorie des sozialen Raums arbeiten, war (und ist) der vor zwei Jahren verstorbene französische Soziologe Pierre Bourdieu zweifellos einer der einflussreichsten und inspirierendsten. Obwohl zwischen seinem Entwurf einer reflexiven Soziologie und Mannheims Beiträgen zur Wissenssoziologie durchaus deutliche Affinitäten existieren, greift er doch kaum einmal auf dessen Studien zurück, als er – angeregt und sensibilisiert nicht zuletzt durch Erfahrungen bei ethnologischen Forschungen in der Kabylei[6] – in den 1960er Jahren seine Theorie des sozialen Raums auszuarbeiten beginnt. Anders als Mannheim, der die unterschiedlichen Erfahrungsräume auf einer neutralen, horizontalen Achse anzusiedeln scheint, entwirft Bourdieu ein zweidimensionales Modell, das geeignet ist, die Herrschaftsbeziehungen zwischen den unterschiedlichen Segmenten des sozialen Raums präzise abzubilden. Abgesichert durch eine ausdifferenzierte Kapitaltheorie, die neben dem ökonomischen auch kulturelles, soziales und symbolisches Kapital kennt, entwickelt er ein streng relationales Modell des sozialen Raums, das ausschließlich über die Beziehungen definiert wird, die die einzelnen Akteure miteinander unterhalten. Setzt man nun die unterschiedlichen Positionen, die über den Gesamtumfang und das besondere Profil des Kapitals definiert werden, zueinander in Beziehung, fallen zahlreiche Agglomerationen und Clusterbildungen ins Auge. Diese verweisen zwar auf verwandte Modi des Handelns, Wahrnehmens und Bewertens und hohe Übereinstimmungen des Lebensstils – sie können freilich nicht als Indiz für existierende soziale Klassen gelten: Obwohl sich in den gesellschaftlichen Machtkämpfen herrschende und beherrschte Fraktionen gegenüberstehen, existieren soziale Klassen doch nur in einem gleichsam virtuellen Modus. Bourdieus Modell eines hierarchischen sozialen Raums zeichnet daher das Bild eines vibrierenden Gesellschaftskörpers, der von dem Be-

4 Vgl. Karl Mannheim: Ideologie und Utopie, Frankfurt/Main 1995.
5 Karl Mannheim: Strukturen des Denkens, Frankfurt/Main 1980, S. 229.
6 Vgl. hierzu den Beitrag von Franz Schultheis, in diesem Band.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

mühen um die Akkumulation von Kapital, dem Ringen um die Definitionshoheit und dem Streben nach Einfluss auf die Wechselkurse der unterschiedlichen Kapitalsorten geprägt ist – und das über keinerlei trostspendende Rahmung verfügt.[7] Dass sich dieser Verzicht als Vorzug erweist, hat Dirk Rustemeyer herausgestellt: „Das Modell des sozialen Raumes, wie Bourdieu es konstruiert, bezieht seine empirische und theoretische Überzeugungskraft aus der schonungslosen Abkehr von geschichtsphilosophischen Hoffnungen im Anschluß an Marx. Seine Konsistenz eröffnet theoretisch keinen Ausweg aus der Totalität des sozialen Raumes, der immer ein Raum sozialer Ungleichheit ist.“[8]

Vor diesem Hintergrund unternehmen es die Beiträge des vorliegenden Bandes, kulturelle Praktiken in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern zu untersuchen. Den einzelnen Studien, die vornehmlich das Feld der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst inspizieren und sich dabei etwa Fachdiskursen und literarischen Texten, Dramen und Comics, Fotografien und Briefen zuwenden, ist daher der Bezug auf das Modell des sozialen Raums gemeinsam. Weiterhin ist für die Fallstudien, die im zweiten Teil des Sammelbandes zusammengestellt sind, charakteristisch, dass sie von der Annahme ausgehen, dass der Gebrauch von Medien nur in seltenen Ausnahmefällen gezielt eingesetzte Distinktionsstrategien zeigt: Die Wahl eines Forschungsgegenstandes, die Lektüre eines Romans oder die Interpretation einer Fotografie folgen ungleich häufiger einer wenig bewussten Logik, in der sich die Ausprägung eines bestimmten Habitus verrät. Die Beiträge rechnen daher mit Handlungsmustern, die einem praktischen Sinn geschuldet sind, der aus der passgenauen Abstimmung von Feld und Habitus hervorgeht. Bourdieu hat diese eigentümliche Form der Handlungslogik, die hier im Zusammenspiel mit unterschiedlichen Medien untersucht wird, denn auch als eine „intentionslose Intentionalität“ bezeichnet, „die im Sinne eines Prinzips von Strategien ohne strategischen Plan, ohne rationales Kalkül, ohne bewusste Zwecksetzung funktioniert.“[9]

Gerahmt werden die einzelnen Fallstudien, die im zweiten Teil des Bandes präsentiert werden, durch Beiträge, die im ersten Teil das Modell des sozialen Raums nicht nur vorstellen und problematisieren, sondern es darüber hinaus auch dadurch profilieren, dass sie es von verwandten Theoriemodellen kontrastiv absetzen. *Franz Schultheis* erläutert zu Beginn Bourdieus Konzept des sozialen Raums, indem er dessen bislang vernachlässigten biographischen Wurzeln herausarbeitet: In Form einer Lektüre von dessen frühen ethnologischen

7 Vgl. etwa Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum und ‚Klassen‘“, in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

8 Dirk Rustemeyer: Sinnformen. Konstellationen von Sinn, Subjekt, Zeit und Moral, Hamburg 2001, S. 102.

9 Pierre Bourdieu: „Antworten auf einige Einwände“, in: Klaus Eder (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt/Main 1989, S. 395-410, hier S. 397.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Arbeiten weist er nach, dass Bourdieus erstaunliche biographische Flugbahn ihn gleichsam dafür prädestinierte, die Bedeutung sozial-räumlicher Kategorien zu erfassen und diese zu einem zentralen Element seiner Gesellschaftstheorie auszuarbeiten. *Karin Priem* demonstriert – auch mit Blick auf Arbeiten Michel Foucaults und Maurice Halbwachs' – in ihrem Beitrag, dass die erziehungswissenschaftliche Reflexion auf Theoriemodelle angewiesen ist, die der Bedeutung räumlicher Ordnungen systematisch Rechnung tragen. Weil sich Bildung, Erziehung und Sozialisation meist in der Überlagerung unterschiedlicher Raumtypen vollziehen, bleibt deren theoretisch angeleitete Analyse für pädagogische Diskurse unverzichtbar. Vor einer leichtfertigen und unkritischen Verwendung räumlicher Kategorien warnen hingegen *Roland Lippuner* und *Julia Lossau*. Im Rückgriff auf neuere Arbeiten der politischen Geographie und des Postkolonialismus setzen sie sich kritisch mit Bourdieus Theoriemodell auseinander und sensibilisieren sowohl für die theoretischen als auch für die politischen Folgen, die sich einstellen können, wenn kontingente soziale Artefakte als unumstößliche, physische Gegebenheiten betrachtet werden. *Jürgen Link* entwirft in seinem Beitrag ein zweidimensionales topologisches Modell, das es ihm erlaubt, Pierre Bourdieus Begriff des sozialen Feldes, Michel Foucaults Konzept der diskursiven Formation und Niklas Luhmanns Rede von gesellschaftlichen Funktionssystemen miteinander zu vergleichen und voneinander abzugrenzen. Dabei stellt er heraus, dass die besondere Stärke von Bourdieus Theoriemodell in der differenzierten Analyse der ‚vertikalen' Dimension der Kultur liegt. *Jürgen Fohrmann* nähert sich im letzten Beitrag des ersten Teils dem Modell des sozialen Raums ebenfalls über den Begriff der Kultur. Er skizziert die wichtigsten Verschiebungen, an deren vorläufigem Ende die Ausprägung des zeitgenössischen Kulturbegriffs steht, deckt die unterschiedlichen theoretischen Optionen auf und vergleicht abschließend Bourdieus Entwurf einer sozial-räumlichen Soziologie mit jenem der soziologischen Systemtheorie und der Cultural Studies.

Die Fallstudien, die das Modell des sozialen Raums an unterschiedlichen Formen kultureller Praxis zu erproben suchen, werden eingeleitet von *Markus Rieger-Ladich*. In seiner Interpretation von Franz Kafkas ‚Brief an den Vater' (1919) wirbt er dafür, die problematische Beziehung zwischen Vater und Sohn nicht länger als Ausdruck einer vermeintlich archetypischen Konfliktkonstellation zu interpretieren, sondern eher als Folge einer fortschreitenden sozialen Entfremdung, die von der extrem beschleunigten – und überaus riskanten – Durchquerung des sozialen Raums durch die Mitglieder der Familie Kafka ausgelöst wird. *Klaus-Michael Bogdal* wendet sich der DDR-Literatur in den 1950er Jahren zu und arbeitet in Form einer Feldstudie die Techniken heraus, durch die der literarische Raum formiert und reguliert wurde. Als bedeutsame Praktiken, die zur Funktionalisierung der Literatur für politische Zwecke eingesetzt wurden, identifiziert er insbesondere die Betonung des Kollektivismus und die Einrichtung von Kontrollinstanzen. *Oliver Müller* wendet sich dem Feld der Literaturwissenschaft zu und entwirft die machtkritische Skizze einer Debatte der westdeutschen Germanistik, die an Bourdieus

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Theorie des wissenschaftlichen Feldes geschult ist. Die Diskussion um die Mathematisierbarkeit literarischer Texte, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre geführt wird, interpretiert er als Auseinandersetzung um die Anerkennung unterschiedlicher Wissensformen innerhalb des akademischen Feldes, bei der sich Gruppen von Akteuren unterschiedlicher Rangordnungen gegenüberstehen. Während die Ereignisse von 1968 hier bereits erwähnt werden, weil sie für die Rahmung der Auseinandersetzung zwischen Etablierten und Außenseitern bedeutsam sind, konzentriert sich *Ingrid Gilcher-Holtey* in ihrem Beitrag auf dieses Phänomen: In Gestalt einer historischen Studie skizziert sie das akademische Feld in Frankreich und der BRD in diesen Jahren und die Bedeutung der Vergangenheit des Nationalsozialismus, um vor diesem Hintergrund die theoretischen Reflexionen und öffentlichen Interventionen von Pierre Bourdieu und Jürgen Habermas zu vergleichen. Es gelingt ihr auf diese Weise, die unterschiedlichen Reaktionen als Antworten auf je spezifische Strukturen des wissenschaftlichen und des politischen Feldes zu interpretieren und zueinander in Beziehung zu setzen. *Annina Klappert* rückt in ihrem Beitrag den Comic in den Mittelpunkt und dechiffriert die literaturwissenschaftlichen Bemühungen, diese eigentümlich hybride und gleichsam ‚anstößige' Gattung zu kategorisieren, als diskursive Gesten der Macht, die den Raum der Germanistik zu formieren suchen. Am Beispiel von Art Spiegelmans ‚Maus' (1986/1991) zeichnet sie nach, wie eine Wissenschaft, die sich über Seriosität und Ernsthaftigkeit zu definieren bemüht, auf einen Comic reagiert, der nicht nur die Unterscheidung in höhere und minderwertige Kunst unterläuft, sondern auch auf selbstreflexive Weise die Shoah thematisiert – und von diskursiven Ausgrenzungsstrategien daher kaum getroffen werden kann. Der Umgang mit der Shoah und die Verdrängung des Nationalsozialismus ist auch für die Interpretation von Dramen der 1990er Jahre bedeutsam, die *Franziska Schößler* vornimmt. Mit Blick auf Dramen von Elfriede Jelinek, Rainald Goetz und Marlene Streeruwitz führt sie vor, dass gegenwärtig temporale Erzählmuster von räumlichen Vorstellungen abgelöst werden: Immer häufiger tritt an die Stelle linearer Zeitmodelle die Organisation eines Raums sprachlicher Zeichen, der dem historischen Stillstand und dem Verblassen der Emanzipationserzählungen geschuldet scheint. *Oliver Sill* wirft im Anschluss daran die Frage auf, ob der häufig diagnostizierte Differenzierungsprozess des gesellschaftlichen Raums, der zur Ausbildung unterschiedlicher Milieus führe, nicht von gegenläufigen Phänomenen der Entdifferenzierung begleitet werde. Zu diesem Zweck unterzieht er Hera Linds Roman ‚Das Superweib' (1994) einer kultursoziologisch informierten Lektüre und formuliert die Vermutung, dass dessen großem, milieuübergreifenden Erfolg bei der weiblichen Leserschaft ein (illusionäres) Glücksversprechen zugrunde liegt: Zentrale Anliegen der Emanzipation wie berufliche Selbstverwirklichung und sexuelle Selbstbestimmung sollen erreicht werden können, ohne die Idylle der Kleinfamilie preisgeben und die Geborgenheit der Partnerschaft aufgeben zu müssen. *Burkhard Michel* und *Jürgen Wittpoth* beziehen sich in ihrem Beitrag auf die aktuelle Debatte um Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals und warnen

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

vor einem substantialistischen Missverständnis: Kulturelles Kapital erweist sich weniger in der Kenntnis bestimmter, für kanonisch gehaltener Kunstwerke, als vielmehr im Umgang mit Kulturgütern aller Art. Wie sich ein bestimmter Habitus in distinkte kulturelle Praktiken übersetzt, zeigen sie am Beispiel einer Fotografie, die drei Gruppen vorgelegt wurden, die sich hinsichtlich des kulturellen Kapitals signifikant voneinander unterscheiden und je spezifische Rezeptionsformen entwickeln. Beschlossen werden die Fallstudien durch einen Beitrag von *Georg Mein*, der sich den derzeitigen Diskussionen um eine Reform des Bildungswesens zuwendet und dabei insbesondere die Auswirkungen auf den Wissenschaftsraum kritisch in den Blick nimmt: Am Beispiel von Erklärungen und Dokumenten des Bologna-Prozesses entzaubert er die Verlautbarungen, die einer Rhetorik der Steigerung und der Selbstverantwortung verpflichtet sind, als Elemente einer Semantik des Neoliberalismus, die die zunehmende Dominanz des ökonomischen und die Gefährdung des wissenschaftlichen Feldes indiziert.

Was bei der Analyse kultureller Praktiken unterstellt wurde, gilt selbstverständlich auch für die Beiträge, die in diesem Band zusammengestellt sind – dass es zu groben Verzerrungen und Verfälschungen führt, wenn sie unabhängig von der Position interpretiert werden, die ein Akteur innerhalb des sozialen Raums einnimmt. Pierre Bourdieus Forderung nach „wissenschaftlicher Reflexivität" nachzukommen[10], bedeutet daher weit mehr, als bereitwillig einzuräumen – was wir gerne tun –, dass keine/r der beteiligten Autor/innen ihre bzw. seine Ergebnisse einer souveränen und unangreifbaren Beobachterposition verdankt und dass diese immer auch wissenschaftlichen Fachkulturen und persönlichen Medienpräferenzen geschuldet sind. Es würde darüber hinaus auch bedeuten, etwa der Frage nachzugehen, wie die Wahl des Themas, der Zuschnitt der Fragestellung und die Reichweite der These mit der Position korreliert, die die bzw. der Einzelne (gegenwärtig) innerhalb des wissenschaftlichen Feldes einnimmt. Aber diese, zweifellos sehr interessante Frage zu beantworten und die Verstrickungen der Autor/innen in die Eigengesetzlichkeiten des wissenschaftlichen Feldes aufzudecken, sei der Leserin und dem Leser vorbehalten...

Zum Schluss gilt unser Dank neben den einzelnen Autorinnen und Autoren der Beiträge auch dem sympathischen Team des *transcript*-Verlags, das nicht nur die Idee zu diesem Band von Beginn an gefördert, sondern auch alle weiteren Schritte in sehr angenehmer und kompetenter Weise begleitet hat. Olja Rehl sind wir ebenfalls zu großem Dank verpflichtet: Ihr gelang das besondere Kunststück, die zahlreichen Manuskripte formal zu vereinheitlichen und in druckreife Typoskripte zu verwandeln. Schließlich bedanken wir uns bei Karin Priem, die sofort ihr Einverständnis erklärte, als wir sie darum baten, eine ihrer Fotografien als Abbildung auf der Titelseite verwenden zu dür-

10 Vgl. Pierre Bourdieu: „Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität", in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt/Main 1993, S. 365-374.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

fen, und bei Jochen Sperber, in dessen Kölner Plattenladen *Normal* wir das Max Goldt-Zitat entdeckten, das den Band beschließt. Er gab uns auch die „sachdienlichen Hinweise", die es uns ermöglichten, die Textstelle letztendlich doch noch aufzuspüren.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre: „Antworten auf einige Einwände", in: Klaus Eder (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt/Main 1989, S. 395-410.

Bourdieu, Pierre: „Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität", in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt/Main 1993, S. 365-374.

Bourdieu, Pierre: „Sozialer Raum und ‚Klassen', in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

Foucault, Michel: „Andere Räume", in: ders., Short Cuts, hg. v. Peter Gente/Heidi Paris/Martin Weinmann, Frankfurt/Main 2001, S. 20-38.

Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001.

Mannheim, Karl: Strukturen des Denkens, hg. v. David Kettler/Volker Meja/Nico Stehr, Frankfurt/Main 1980.

Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie, Frankfurt/Main 1995.

Rustemeyer, Dirk: Sinnformen. Konstellationen von Sinn, Subjekt, Zeit und Moral, Hamburg 2001.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. v. Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main 1992.

Simmel, Georg: „Soziologie des Raumes (1903)", in: ders., Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl, hg. u. eingel. v. Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main 1995, S. 221-242.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Franz Schultheis

Das Konzept des sozialen Raums. Eine zentrales Achse in Pierre Bourdieus Gesellschaftstheorie

> *Ich erinnere mich, dass ich vor vielen Jahren manchmal zu meinen Studenten sagte: ‚Nehmt ein Blatt Papier und zeichnet mir eine gesellschaftliche Welt.' Fast alle zeichneten ein Pyramide. Seitdem sehe ich, um ein anderes Bild zu verwenden, die gesellschaftliche Welt wie ein Mobile von Calder, bei dem es kleine Universen gibt, die sich in einem mehrdimensionalen Raum miteinander und gegeneinander drehen und wenden.*
>
> Pierre Bourdieu[1]

Das Konzept ‚Raum' hat in Pierre Bourdieus Theorie der gesellschaftlichen Welt zweifellos einen zentralen und systematischen Stellenwert inne. Visualisiert und plausibilisiert anhand der Calderschen Raum-Kompositionen präsentiert sich Bourdieu der „globale gesellschaftliche Raum" abstrakt als ein „Feld, d.h. zugleich als ein Kräftefeld, dessen Notwendigkeit sich den Akteuren, die sich in ihm bewegen, aufzwingt, wie auch als ein Kampffeld, in dem die Akteure mit je nach der von ihnen in der Struktur des Kräftefeldes eingenommenen Position variierenden Mitteln und Zielen aufeinander treffen und hierbei dazu beitragen, dessen Struktur zu erhalten oder zu verändern."[2] Raum heißt bei Bourdieu aber auch konkret ein Ensemble an Positionen, die mehr oder weniger weit voneinander entfernt koexistieren und deren Distanzen mittels eines mehrdimensionalen Koordinatensystems beschreibbar und messbar sind: wie zwei Städte auf dem Globus lassen sie sich mittels der Längen- und Breitengrade situieren und hinsichtlich ihrer Entfernung bestimmen. Das Konzept ‚Raum' ist für Bourdieus Blick auf die soziale Welt zunächst dadurch von heuristischer Bedeutung, dass es zum Denken in Relationen und Struktu-

1 Pierre Bourdieu in: Lire les sciences sociales, 1989-1992, zit. nach: Sciences Humaines, No spécial: L' œuvre de Pierre Bourdieu 2002, S. 94.

2 Pierre Bourdieu: „Espace social et champ du pouvoir", in: ders., Raisons pratiques, Paris 1994, S. 55.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ren zwingt und sich in besonderer Weise dazu anbietet, einer substantialistischen bzw. essentialistischen Spontantheorie vorzubeugen. Gegenstand der Soziologie ist für Bourdieu zuvorderst das Kräfte- und Spannungsverhältnis zwischen individuellen und kollektiven Akteuren in einem von eben diesen Kräften aufgespannten und entfalteten Raum. Die gesellschaftliche Wirklichkeit manifestiert sich für ihn daher primär in Gestalt der sich wechselseitig bedingenden wie auch einander ausschließenden Elemente, die in ihren Wechselwirkungsbeziehungen diesen Raum erst zur Geltung bringen.

Die den Raum bevölkernden Elemente sozialer Wirklichkeit, Individuen oder Gruppen, existieren in dieser relationalen Sicht immer vermittelt durch ihre Differenz, d.h. sie besetzen relative Positionen in einem Raum von Relationen, welcher zwar als solcher gar nicht unmittelbar sichtbar ist, dennoch aber seine wirkungsmächtige Realität ständig durch die in ihm und durch ihn vermittelten Manifestationen der Elemente unter Beweis stellt. Diese Vorstellung von Differenz und Abstand ist für das bourdieusche Konzept des gesellschaftlichen Raums ausschlaggebend.[3] Letzterer wird von sich wechselseitig ausschließenden und einander äußerlichen Positionen gebildet, deren Nachbarschaft oder Entfernung immer auch mit Wertigkeiten in einem hierarchisch geordneten Neben-, Unter- und Übereinander einhergeht. Da ein Individuum in diesem Ensemble an interdependenten Positionen zu einem gegebenen Zeitpunkt stets nur einen Platz einnehmen kann, zielt Bourdieus Soziologie darauf ab, den Zusammenhang zwischen der Position eines Individuums und dessen Dispositionen für spezifische Formen des Urteilens und Handelns zu analysieren.

Für Bourdieus Sicht der individuellen Akteure hat das konsequent relationale Denken zur Folge, dass diese immer als sozial Positionierte gesehen werden – eine mit den Prämissen etwa des methodologischen Individualismus unvereinbare epistemologische Grundannahme, die bei Bourdieus Theorie des Habitus ausschlaggebend wird. Jedes Individuum befindet sich hiernach zu einem gegebenen Zeitpunkt seiner biographischen Flugbahn an einem spezifischen Ort des sozialen Raums und nimmt die gesellschaftliche Welt von diesem Standort aus perspektivisch wahr[4], wobei sich die bis zu diesem Zeitpunkt sukzessive eingenommenen früheren Standpunkte aber noch mehr oder minder ausgeprägt in relativierenden oder reflexiven Haltungen (Sichtweisen und Erwartungen) zum Ausdruck bringen können.

Für Bourdieus Sicht der gesellschaftlichen Klassen wiederum führt die mittels des Raum-Paradigmas systematisierte relationale Sicht der Sozialwelt ebenfalls zu einer Entsubstantialisierung und einer kritischen Rezeption des

3 Diese Sicht erinnert nicht grundlos an die strukturalistische Sprachtheorie.

4 Vgl. zur Unterscheidung von Lage und Stellung, von Position und Perspektive: Eva Barlösius: „‚Das Elend der Welt'. Bourdieus Modell für die ‚Pluralität der Perspektiven' und seine Gegenwartsdiagnose über die ‚neoliberale Invasion'", in: BIOS 12 (1999), S. 3-27.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Marx'schen Klassenkonzeptes.[5] Ausschlaggebend für die soziologische Sichtweise ist daher nicht die Zergliederung und Teilung der sozialen Welt in Klassen, die lediglich Ausdruck einer rigiden, objektivistischen und unhistorischen Denkweise wäre, sondern die Konzeptualisierung von sozialen Räumen, in denen individuelle und kollektive Elemente in unterschiedlichen Konfigurationen auftauchen und dann je nach soziohistorischem Kontext als Klassen abgebildet und entsprechend analysiert werden können. Wichtig ist es aus Bourdieus Sicht, die für einen solchen Raum konstitutiven Schließungs- und Ausschließungslogiken aufzudecken bzw. sie theoretisch zu konstruieren.

Soweit, so gut! Die hier einzulösende These vom zentralen Stellenwert des Raum-Konzeptes in Bourdieus Theorie der gesellschaftlichen Welt würde aber viel zu kurz greifen, wenn man sich von einer solchen ohnehin recht trivialen Einsicht zu einer exegetischen Betrachtungsweise seines Werks auf der Suche nach expliziten Verwendungen des Raum-Begriffs verführen ließe und darüber vergäße, dass die bourdieusche Sicht der gesellschaftlichen Welt als solche durch und durch eine sozialräumliche ist und ihr diese Dimension schon von ihrer Genese her zu eigen ist.

Um dieser These im Folgenden die notwendige Plausibilität zu geben, werden wir den Versuch wagen, gleichsam im Schnelldurchgang durch das Werk Bourdieus, mit besonderer Berücksichtigung seiner Anfänge als ethnologischer und soziologischer Autodidakt in Algerien, dieses soziologische Denken in seinen vielfältigen Variationen themenzentriert ins Gedächtnis zu rufen und dessen Konstruktionslogik im Hinblick auf gesellschaftliche Gegenstände durch ein konzentrisches Kreisen um diese zentrale Achse seines Werkes freizulegen.

Biographische Flugbahn und Sicht der gesellschaftlichen Welt bei Pierre Bourdieu

Fragt man nach dem erkenntnistheoretischen Stellenwert des Raum-Paradigmas in der bourdieuschen Wissenschaft von der gesellschaftlichen Welt, so fällt auf, wie eng dieses mit seiner eigenen biographischen Flugbahn und den mit ihr einher gehenden gesellschaftlichen Erfahrungen verknüpft ist. So betont Bourdieu etwa gleich zu Beginn seiner posthum erschienenen Studie *Ein soziologischer Selbstversuch* die besonderen Prägungen, die von der beachtlichen Spanne seines Weges durch den sozialen Raum und der „praktischen Unvereinbarkeit der sozialen Welt, die er verbindet ohne sie zu versöhnen", ausgingen.[6] Anders gesagt war für Bourdieu Erkenntnis in sozialräumlichen

5 Franz Schultheis/Michael Vester: „Soziologie als Beruf. Hommage an Pierre Bourdieu", in: Mittelweg 36 11,5 (2002), S. 41-58. Vgl. hierzu auch: Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum und ‚Klassen'", in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

6 Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt/Main 2002, S. 9.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Kategorien nicht allein Grundvoraussetzung einer der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ihren konstitutiven Merkmalen angemessenen Sicht, sondern zugleich auch Grundlage soziologischer Reflexivität, die nach seiner Auffassung zuallererst die gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen und Grenzen des Erkennens sozialer Wirklichkeit beinhaltet. Reflexivität setzt in bourdieuscher Sicht voraus, dass sich das erkennende Subjekt der Position im gesellschaftlichen Raum bewusst ist, von der her es seinen Blick auf eben diese Welt lenkt und von der aus es diese wahrnimmt und interpretiert. Da die gesellschaftliche Welt durch eine Vielzahl an Schließungen und Ausschließungen konstituiert wird, kennt sie keine neutralen Standorte und Standpunkte, keinen frei schwebenden und ungebundenen Blick. Die Schwerkraft der gesellschaftlichen Welt macht daher auch vor dem gelehrten Beobachter nicht halt: auch er ist zunächst und zuvorderst ‚in' der gesellschaftlichen Welt und kann sich nur Dank einer reflexiven Objektivierung schrittweise und partiell aus seiner eigenen Verhaftetheit lösen und diese Distanz wiederum zur Selbstverortung und Standortbestimmung im gesellschaftlichen Raum nutzen.

Beschäftigt man sich nun mit Bourdieus Werk und seinem biographischen Werdegang, so fällt auf, wie stark er sich von Beginn an um soziologische Reflexivität bemüht hat. Wie ein roter Faden zieht sie sich von den frühesten Schriften aus der Zeit der algerischen Feldforschung über die ethnologischen Untersuchungen über die agrarische Gesellschaft im heimatlichen Béarn bis zu den großen Studien *Die feinen Unterschiede*, *Sozialer Sinn* oder *Homo academicus*. Hinter dieser Dauerbaustelle bourdieuschen Denkens steht der Versuch, die erkenntnistheoretische Problematik Kants ‚auf die Füße zu stellen' und in der neukantianischen Tradition Ernst Cassirers und vor allem Emile Durkheims, dieser beiden so ungleichen und doch wahlverwandten Bezugsgrößen seiner Problemstellung, dann in marxscher Art und Weise zu radikalisieren – also die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen von Erkenntnis in einem ‚soziologischen' Kantianismus aufgehen zu lassen.[7] Dabei ging es Bourdieu stets darum, das von Emile Durkheim und Marcel Mauss entworfene erkenntnistheoretische Programm konsequent fortzusetzen und eine Art soziologischer ‚Genealogie' kognitiver, moralischer und ästhetischer Kategorien zu entwerfen.[8] Während sich jedoch diese großen Vorläufer darauf

7 Bourdieu machte in seinen frühen algerischen Studien bereits mit der Idee eines solchen soziologischen Kantianismus ernst, in dem er Zeitstrukturen als in ökonomischer Praxis verankert analysierte und rekonstruierte. Zeit und Raum als die nach Kant grundlegenden Kategorien der Wahrnehmung von Wirklichkeit werden schon beim jungen Bourdieu, der sich autodidaktisch vom Philosophen husserlscher Orientierung zum Anthropologen, Ethnologen und Soziologen wandelt, als in gesellschaftlicher Praxis im Sinne der Marxschen Feuerbach-Thesen angelegt analysiert. Vgl. hierzu Pierre Bourdieu: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft, Konstanz 2000.

8 „Es war durchaus nicht so, [...] daß nämlich die logischen Beziehungen zwischen den Dingen die Grundlage für die sozialen Beziehungen zwischen den Menschen

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

beschränkten, eine soziologische ‚Kritik der Urteilskraft' am Gegenstand archaischer Klassifikationssysteme und Repräsentationsstrukturen vorzuführen, versuchte Bourdieu, mit der Frage nach den Möglichkeitsbedingungen von Erkenntnis ‚ernst' zu machen: sie nicht nur in die heutige ‚Lebenswelt' zu versetzen, sondern auch in eine Frage nach den Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen des erkennenden Subjekts umzumünzen. Dass er damit bei sich selbst nicht halt machte, war eine der radikalen Konsequenzen, die jenes Unternehmen der Herstellung und Aufrechterhaltung eines ‚Dauerzustands' soziologischer Reflexivität von Beginn an auszeichnete. Und doch wurde diese erkenntniskritische Haltung nicht ‚frei gewählt', vielmehr resultierte sie aus einer ganzen Reihe von soziobiographischen Brüchen und Einschnitten.[9]

---

gebildet hätten; in Wirklichkeit dienten die sozialen Beziehungen als Vorbild für die logischen; [...] In der Tat haben wir gesehen, dass diese Klassifikationen nach dem Modell der nächstliegenden und fundamentalsten sozialen Organisation gestaltet wurden." (Emile Durkheim/Marcel Mauss: „Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen", in: Emile Durkheim, Schriften zur Soziologie der Erkenntnis, Frankfurt/Main 1990, S. 250.)

In dieser scheinbar lapidaren Feststellung findet sich u.E. ein zentraler theoretischer Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Wissenssoziologie gesellschaftlicher Repräsentations- und Klassifikationssysteme. Ihre theoretische Perspektive am Gegenstand archaischer Symbolsysteme entwickelnd, vergaßen Durkheim und Mauss jedoch, auf den Aspekt der je sozio-historisch gegebenen gesellschaftlichen Organisation und Teilung der Klassifikations- und Repräsentationsarbeit einzugehen, der ja gerade die Beschäftigung mit symbolischen Ordnungssystemen ‚moderner' Gesellschaften so unvergleichlich schwieriger gestaltet. Seit der Entstehung von Klassengesellschaften sind es je spezifische gesellschaftliche Eliten, die sich der Aufgabe symbolischer Repräsentationsarbeit aus ‚Berufung' bzw. von Berufs wegen annehmen und dieses Monopol auf legitime Repräsentation von ‚Wirklichkeit' immer auch im Sinne eines Herrschaftsinstrumentes nutzen. Der bourdieuschen Soziologie ist es folglich nicht darum bestellt, den bereits kursierenden Sichten der gesellschaftlichen Welt eine vermeintlich ‚objektive', wissenschaftlich begründete Alternative entgegenzustellen, sondern vielmehr mittels der Analyse der Kämpfe zwischen konkurrierenden Repräsentationen von Wirklichkeit deren Spezifikum als Produkt und Konstrukt eben jener Durchsetzungen sichtbar zu machen.

9 Bourdieu stellt die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen der eigenen subjektiven Erkenntnis der gesellschaftlichen Welt ausgehend von seiner biographischen Flugbahn, anstatt von dem beim Erkennen eingenommenen Standort und den zu ihm hinführenden lebensgeschichtlichen Erfahrungen innerhalb eines hochgradig differenzierten und hierarchisierten gesellschaftlichen Raums abzusehen und es in der Reinheit theoretischer Reflexion zu verorten. Er unterstreicht daher nicht ohne Grund, wie viel seine Kompetenz zur kritischen Reflexion und Objektivierung alltäglicher gesellschaftlicher Erfahrung der oft schmerzvollen Erfahrung der sozialen Entwurzelung und Fremdheit verdankt.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Die Genese einer sozialräumlichen Theorie der gesellschaftliche Welt: Skizze einer bio-bibliographischen Rekonstruktion

Auffällig ist die erhebliche Diskrepanz zwischen sozialer Herkunft und dem Einschlagen einer schulischen Laufbahn, die ungeheure soziale Zukunftsmöglichkeiten zu eröffnen versprach und Bourdieu sowohl im physischen Raum (vom Provinznest über die Provinzhauptstadt nach Paris, die *Capitale* aller Kapitalien, ja schließlich zum weltweit nachgefragten und gewissermaßen ‚globalisierten' Autor) als auch im sozialen Raum (vom Sohn eines kleinen Postbeamten bäuerlicher Herkunft, über die atemberaubende Flugbahn durch alle Etagen der französischen Bildungspyramide bis hin in den Olymp des französischen Geisteslebens, dem *Collège de France*) von seinem angestammten gesellschaftlichen Ort wegkatapultierte. Diese grundlegende Erfahrung der Entwurzelung setzt sich fort in jener noch grundlegenderen Erschütterung aller Gewißheiten, die der Zögling der berühmten Pariser Elitehochschule *Ecole Normale Supérieure* angesichts der dramatischen Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Algerien des Befreiungskrieges erfuhr.[10] Bewältigen wird Bourdieu diese tiefgehende Krise nicht zuletzt durch seine ‚Konversion' vom Philosophen zum Ethnologen und schließlich zum Soziologen. Angesichts einer traditionalen Gesellschaft, die sich in einem tief greifenden Umbruch befindet, durchschaut Bourdieu die naive Relativität der dem philosophischen Habitus eigentümlichen Selbstverkennung und entdeckt in der Auseinandersetzung mit der ganz eigenen Rationalität einer sich gegenüber dem eindringenden Geist der ‚Moderne' und seines Ökonomismus sperrenden Praxis die Grenzen des akademischen Theoretisierens. Angestoßen von diesem massiven Praxisschock, entscheidet er sich dafür, seine bis dahin in philosophischer Form gestellten theoretischen Fragen umzuwidmen, von den Höhen der theoretischen Spekulation in die Niederungen der gesellschaftlichen Praxis hinab zu steigen und deren eigene Rationalität, jenseits ihrer gängigen Vereinnahmungen durch den intellektuellen Ethnozentrismus und seiner akademischen Fehlschlüsse, im Umgang mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst zu ergründen. Fortan weigert er sich konsequent, wie er es nennt, „den

10 Vgl. hierzu im Einzelnen Franz Schultheis: „Algerien 1960: Zur Genese der Bourdieuschen Theorie der gesellschaftlichen Welt", in: Margareta Steinrücke (Hg.), Pierre Bourdieu: Politisches Forschen, Denken und Eingreifen, Hamburg 2004, S. 14-33; Franz Schultheis: „Pierre Bourdieu und Algerien. Eine Wahlverwandtschaft", in: Pierre Bourdieu, In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung, hg. v. Franz Schultheis und Christine Frisinghelli, Graz 2003, S. 9-20; Franz Schultheis: „Algerien 1960 – ein soziologisches Laboratorium", in: Boike Rehbein/ Gernot Saalmann/Hermann Schwengel (Hg.), Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven, Konstanz 2003, S. 25-40.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Philosophen zu spielen".[11] Fremdheit bzw. Distanz gegenüber den vertrauten und eingefleischten Positionen und Dispositionen werden bei Bourdieu jetzt zu einer dauerhaften Distanzierung von den vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der eigenen, akademischen Lebenswelt – und somit zur wertvollen Ressource für eine Selbstreflexion und Selbstobjektivierung, die sich gegen jede exotistische Verzauberung des ‚Anderen' stemmt.

Bourdieu beginnt in Algerien, einem wie er sagt „gigantischen soziologischen Laboratorium", sich autodidaktisch Denkweisen, Methoden und Instrumente der Sozialwissenschaften anzueignen.[12] Er experimentiert mit allen greifbaren quantitativen und qualitativen Methoden und liefert dann schon bald ein klassisches Musterbeispiel der soziologischen Analyse des gesellschaftlichen Raums. Am Beispiel des kabylischen Hauses und seiner symbolischen Ordnung entwickelt er eine umfassende Sozialtopographie dieser Gesellschaft und ihrer kosmologischen Ordnungsvorstellungen.[13] Bei dieser Studie spielen jene geschlechtsspezifischen Schließungen und Ausschließungen eine zentrale Rolle, die Bourdieu später unter ihrer modernen Variante der Dichotomie ‚privat-öffentlich' als sozialräumlich institutionalisierte Form der Männerherrschaft analysieren wird. Bourdieus strukturalistisches Gesellenstück, von dem er sich später teilweise distanzieren wird, analysiert die dimorphe Organisation des gesellschaftlichen Raums entlang der Geschlechterlinie und kann als zentraler Beitrag zur Analyse der Ordnungs- und Herrschaftsfunktion des sozialen Raums angesehen werden. Dieser frühe Aufsatz macht zugleich deutlich, mit welcher Akribie Bourdieu die Homologien zwischen physischem Raum und sozialem Raum analysierte und welche enorme symbolische Macht er der räumlichen Ordnung beimaß. In seinen sozialtopologischen Analysen der algerischen Alltagswelt analysierte er erstmals die Formen und Funktionen sozialräumlicher Segregation, wie sie etwa in der Teilung der Welt in ‚Orte der Männer' und ‚Orte der Frauen' zur Geltung kamen und entwickelte bereits hier ansatzweise die These von der Wahlverwandtschaft von Habitat und Habitus.

Von Algerien führte ihn 1960 der Weg zurück nach Frankreich, und zwar in die Heimat des Béarn, wo er gemeinsam mit seinem algerischen Schüler und Freund Abdelmalek Sayad den Versuch unternahm, die ethnologischen Prinzipien seiner algerischen Feldforschung auf die eigene soziale Welt anzuwenden. Von einer Soziologie des noch immer ausgeprägt „traditionellen" Béarn richtete sich dann der soziologische Blick Bourdieus auf Paris – und damit von der ländlichen Welt auf die der Pariser Studenten, von der Frage nach

11 Vgl. Franz Schultheis: „Initiation und Initiative: Entstehungskontext und Entstehungsmotive der Bourdieuschen Theorie der sozialen Welt", in: P. Bourdieu, Die zwei Gesichter der Arbeit, S. 145-162.

12 Siehe im Einzelnen Pierre Bourdieu: Travail et travailleurs en Algérie, Paris-La Haye 1963; Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt/Main 1976.

13 Vgl. Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1987.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

den bäuerlichen Strategien sozialer Besitzstandswahrung auf jene nach der Reproduktionslogik sozialer Ungleichheit in modernen Gesellschaften unter den Bedingungen der *Illusion der Chancengleichheit* beim Zugang zu Bildungsgütern und kulturellem Kapital.[14] En passant sei hier auch angemerkt, dass sich die Stadt Paris für die Entwicklung einer sozialtopologischen Sicht der gesellschaftlichen Welt geradezu wie ein Laboratorium anbietet, wo sich „Orts-Effekte", wie Bourdieu sie unter dem gleich lautenden Kapitel des Gemeinschaftswerks *Das Elend der Welt* beschreibt, wie unter einem Vergrößerungsglas beobachten lassen.[15] Tatsächlich erscheint Paris in den verschiedenen empirischen Studien Bourdieus als ein Ort, an dem physischer Raum und sozialer Raum in besonders ausgeprägter Form überein zu stimmen scheinen, man denke etwa an die für den Raum der Positionen wie auch jenen der Lebensstile so massiv prägende Opposition „rive gauche-rive droite", die sich fast wie eine generativen Transformationsgrammatik der dichotomen Strukturierung gesellschaftlicher Beziehungen ausnimmt.[16]

Bildung, die nach Max Weber, der Bourdieu schon in Algerien zum ständigen Begleiter geworden war, das zentrale ständisches Unterscheidungsmerkmal moderner Gesellschaften ist, gilt ihm nun als ausschlaggebender Faktor der gesellschaftlichen Differenzierung[17], dem er in seiner Konzeption des gesellschaftlichen Raums bildlich gesprochen die Rolle eines Längengrades quer zur Koordinate der Verteilung ökonomischen Kapitals zugestehen wird. In der Folge wird sich Bourdieus zweidimensionales Modell des gesellschaftlichen Raums, welches auf der Kombination dieser beiden Faktoren der sozialen Positionierung beruht, in unterschiedlichen Studien als empirisch fruchtbares theoretisches Konstrukt erweisen und zugleich auch als empiriegesättigte the-

14 Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron, Les Héritiers. Les étudiants et la culture, Paris 1964; Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron: La Reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement, Paris 1970.

15 Vgl. Pierre Bourdieu: „Ortseffekte", in: ders. u. a., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 159-167.

16 Vgl. hierzu etwa Bourdieus Analyse der *Education sentimentale* von Gustave Flaubert, die sich zugleich auch als höchst aufschlussreiche Analyse der unterschiedlichen Machtfelder, die Paris prägen, lesen lässt: Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/Main 1999.

17 Vgl. hierzu Franz Schultheis/Stephan Egger/Andreas Pfeuffer: „Bildungsforschung in einer Soziologie der Praxis: Pierre Bourdieu", in: Jahrbuch Bildung und Arbeit 1 (1996), hg. v. Axel Bolder u. a., Bielefeld, S. 312-335; Franz Schultheis/Andreas Pfeuffer/Pierre Bourdieu: „Mit Weber gegen Weber", in: Franz Schultheis/Stephan Egger/Andreas Pfeuffer (Hg.), Pierre Bourdieu: Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens, Konstanz 2000, S. 111-129; Franz Schultheis/Stephan Egger/Andreas Pfeuffer: „Vom Habitus zum Feld. Religion, Soziologie und die Spuren Max Webers bei Pierre Bourdieu", in: Pierre Bourdieu: Das religiöse Feld, S. 131-176.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

oretische Grundannahme über die Strukturen der gesellschaftlichen Welt in der Moderne fungieren.

Pierre Bourdieu, selbst Kind dieser Bildungsgesellschaft, der er, wie er immer wieder betonte, seine gesamte soziale Existenz verdankte, fragt in seinen für die 1960er Jahre so richtungsweisenden Forschungen über das Bildungssystem nach den gesellschaftlichen Voraussetzungen eines ‚Marktes symbolischer Güter', der nicht nur Bildungsgüter ‚verteilt' und darüber gesellschaftliche Verkehrsformen prägt, sondern gerade auch die Formen der Aneignung dieser Güter, den ‚Habitus' des ‚Gebildeten' und sein Verhältnis zur sozialen Welt. Hier kommt es zu einer weiteren Zuspitzung der bourdieuschen Frage nach den gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen von Erkenntnis: die gesellschaftliche Welt, dies ist der unvermeidliche Schluss, ist zutiefst von sozialen Herrschaftsbeziehungen durchdrungen. Bourdieus ‚Kritik der Urteilskraft' und seine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse gehen von nun an Hand in Hand, das Unternehmen eines soziologischen Kantianismus nimmt immer deutlicher die Umrisse einer Herrschaftssoziologie an, in der die symbolische Ordnungen von Gesellschaften in ‚weberscher' Art und Weise als eine Radikalisierung des marxschen Materialismus weitergedacht werden.[18]

Es folgen soziologische Untersuchungen, in denen diese kritische Reflexivität an je besonderen, für Bourdieu jedoch ganz bezeichnenden Gegenständen erprobt wird. Der Fotoliebhaber Bourdieu[19] unterwirft seine kulturelle Praxis, seine persönlichen Vorlieben einer systematischen Reflexion im Hinblick auf deren gesellschaftliche Bedingungen[20], der Kunstliebhaber Bourdieu geht daran, die – zunächst eigene – ‚Liebe zur Kunst' zum Gegenstand einer Untersuchung über die Museumsbesucher verschiedener Länder und Einrichtungen zu machen und dabei die Frage nach den sozialen Grundlagen der ästhetischen Erfahrung zu stellen.[21] All diese Fragestellungen münden schließlich ein in die für unsere Frage nach Bourdieus Konzept des sozialen Raums wohl maßgebliche Studie: *Die feinen Unterschiede* des Geschmacks und die gesellschaftlichen Grundlagen der Kategorien ästhetischer Wahrnehmung. Hier entzündet Bourdieu ein Feuerwerk soziologischer Reflexivität, dessen ‚teilnehmender Objektivierung', untermauert durch eine strenge Methodik und ein massives Aufgebot statistischer Daten, keine noch so beiläufige Erscheinung der ‚gesellschaftlichen Urteilskraft' entgeht.[22] Die hier eindringlich vorgeführten Potentiale dieser Reflexivität zeigen sich nicht zuletzt im Vermö-

18 Vgl. St. Egger/A. Pfeuffer/F. Schultheis: Vom Habitus zum Feld, S. 131-176.

19 Pierre Bourdieu: „‚Teilnehmende Objektivierung: Fotografische Zeugnisse einer untergehenden Welt'. Interview mit Franz Schultheis", in: Camera Austria 75 (2001), S. 8-14.

20 Pierre Bourdieu u. a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt/Main 1981.

21 Pierre Bourdieu u. a.: L'amour de l'art. Les musées d'art et leur public, Paris 1966.

22 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

gen, jene zweifache Wirklichkeit von Gesellschaft, die sich in den subjektiven Strukturen des Wahrnehmens und Urteilens, Denkens und Handelns und den objektiven Strukturen der Klassifizierung und Hierarchisierung von Haltungen und Handlungen niederschlägt, an den Tag zu bringen.

Schließlich muss die Rede auf die herausragende Bedeutung einer spezifischen Methode der statistischen Datenanalyse kommen und damit der zentralen Rolle des Korrespondenzanalyse innerhalb der bourdieuschen Sicht und Theorie des gesellschaftlichen Raums Rechnung getragen werden. Die Korrespondenzanalyse wird dem Leser Bourdieuscher Werke, allen voran der Studie *Die feinen Unterschiede*, als ein hilfreiches Mittel der Visualisierung der Verteilung von Positionen und Manifestationen im Raum des Gesellschaftlichen in Erinnerung sein. Mittels dieser alles andere als ‚trivialen' Methode der Datenanalyse und -präsentation, mit der sich Bourdieu schon in den 1960er Jahren im Rahmen seiner Zusammenarbeit mit Vertretern des INSEE, des Amtes für Statistik, vertraut machte, setzte er ein sich als besonders effizient erweisendes Erkenntnisinstrument ein, welches seinen Sozialstrukturanalysen eine besondere Prägung gab. In gewissem Sinne stellen sie die soziologische ‚Brille' dar, mittels der sozialräumliches Sehen durch die Visualisierung eben jener Räumlichkeit und Mehrdimensionalität der gesellschaftlichen Welt nicht nur möglich, sondern unumgänglich wird. Gleichwohl erfüllt die Korrespondenzanalyse mehr als nur rein darstellungstechnische Funktionen. Sie bildet nicht nur abstrakte und nur statistisch messbare Beziehungen ab, was schon als solches von großem heuristischen Wert wäre, sondern verkörpert bzw. materialisiert gewissermaßen das für Bourdieus räumliche Sicht der gesellschaftlichen Welt ausschlaggebende ‚probabilistische' Denken, welches so häufig als ‚deterministische' und ‚mechanistische' Sicht sozialer Wirklichkeit missverstanden wurde. In der Korrespondenzanalyse fand Bourdieu ein seiner theoretischen Sicht der gesellschaftlichen Welt wahlverwandtes Instrument, welches ihm und seinen Lesern immer wieder vor Augen führte, dass der soziale Raum die in ihm manifest werdenden Erscheinungen ganz wie das postulierte Kräftefeld strukturiert und den sozialen Tatbeständen ihren „Platz" zuweist. Man denke etwa an die in den *Die feinen Unterschiede* sehr beeindruckende Analyse der Homologien zwischen dem Raum gesellschaftlicher Positionen (der Verteilung der beiden für moderne Gesellschaften zentralen Kapitalformen) und dem Raum der Lebensstile (der symbolischen Ordnung des Alltagslebens).

Abschließend sei hier noch darauf hingewiesen, dass die Perspektiven, Methoden und Instrumente der bourdieuschen Sozialtopologie von der öffentlichen Statistik Frankreichs längst aufgenommen – und damit gleichsam offizialisiert – wurden und dem Leser in den Publikationen des INSEE, wie etwa den einflussreichen *Données Sociales*, auf Schritt und Tritt begegnen. Während sich diesseits des Rheins die Idee der *nivellierten Mittelstandsgesellschaft* noch immer großer Beliebheit erfreut, ist es nicht zuletzt Pierre Bourdieu zu verdanken, dass jenseits des Rheins das sozialräumliche Denken we-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sentlich stärker ausgeprägt und auch im Alltagsdenken sehr viel tiefer verankert ist.[23]

Literaturverzeichnis

Barlösius, Eva: „‚Das Elend der Welt'. Bourdieus Modell für die ‚Pluralität der Perspektiven' und seine Gegenwartsdiagnose über die ‚neoliberale Invasion'", BIOS 12, S. 3-27.

Bourdieu, Pierre: Travail et travailleurs en Algérie, Paris-La Haye 1963.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude: Les Héritiers. Les étudiants et la culture, Paris 1964.

Bourdieu, Pierre u. a.: L'amour de l'art. Les musées d'art et leur public, Paris 1966.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude: La Reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement, Paris 1970.

Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt/Main 1976.

Bourdieu, Pierre u. a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt/Main 1981.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1987.

Bourdieu, Pierre: Raisons pratiques, Paris 1994.

Bourdieu, Pierre: „Sozialer Raum und ‚Klassen'", in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

Bourdieu, Pierre: „Ortseffekte", in: ders. u. a., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 159-167

Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/Main 1999.

Bourdieu, Pierre: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft, Konstanz 2000.

23 Vgl. hierzu etwa Franz Schultheis: „Quelques particularités allemandes dans la représentation statistique du monde social", in: Enjeux et usages des catégories socioprofessionnelles en Europe, Sociétés contemporaines, 2002, Nr. 45-46, S. 17; Franz Schultheis: „La construction des représentations collectives des inégalités: une comparaison France-Allemagne", in: Mesurer les inégalités. De la construction des indicateurs aux débats sur les interprétations**,** Paris 2000, S. 7-18; Franz Schultheis: „Repräsentationen des sozialen Raums. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft", in: Berliner Journal für Soziologie 1 (1996), S. 97-119.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Bourdieu, Pierre: „Teilnehmende Objektivierung: Fotografische Zeugnisse einer untergehenden Welt'. Interview mit Franz Schultheis", in: Camera Austria 75 (2001), S. 8-14.

Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt/Main 2002.

Durkheim, Emile/Mauss, Marcel: „Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen", in: Emile Durkheim, Schriften zur Soziologie der Erkenntnis, Frankfurt/Main 1990, S. 169-256.

Schultheis, Franz/Egger, Stephan/Pfeuffer, Andreas: „Bildungsforschung in einer Soziologie der Praxis: Pierre Bourdieu", in: Jahrbuch Bildung und Arbeit 1 (1996), hg. v. Axel Bolder u. a., Bielefeld, S. 312-335.

Schultheis, Franz: „Repräsentationen des sozialen Raums. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft", in: Berliner Journal für Soziologie 1 (1996), S. 97-119.

Schultheis, Franz: „Initiation und Initiative: Entstehungskontext und Entstehungsmotive der Bourdieuschen Theorie der sozialen Welt", in: Pierre Bourdieu, Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft, Konstanz 2000, S. 145-162.

Schultheis, Franz: „La construction des représentations collectives des inégalités: une comparaison France-Allemagne", in: Mesurer les inégalités. De la construction des indicateurs aux débats sur les interprétations, Paris 2000, S. 7-18.

Schultheis, Franz/Pfeuffer, Andreas/Bourdieu, Pierre: „Mit Weber gegen Weber", in: Schultheis, Franz/Egger, Stephan/Pfeuffer, Andreas (Hg.), Pierre Bourdieu: Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens, Konstanz 2000, S. 111-129.

Schultheis, Franz/Egger, Stephan/Pfeuffer, Andreas: „Vom Habitus zum Feld. Religion, Soziologie und die Spuren Max Webers bei Pierre Bourdieu", in: Pierre Bourdieu, Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens, Konstanz 2000, S. 131-176.

Schultheis, Franz: „Quelques particularités allemandes dans la représentation statistique du monde social", in: Enjeux et usages des catégories socioprofessionnelles en Europe, Sociétés contemporaines, 2002, Nr. 45-46, S. 17

Schultheis, Franz: „Algerien 1960 – ein soziologisches Laboratorium", in: Boike Rehbein/Gernot Saalmann/Hermann Schwengel (Hg.), Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven, Konstanz 2003, S. 25-40.

Schultheis, Franz: „Pierre Bourdieu und Algerien. Eine Wahlverwandtschaft", in: Pierre Bourdieu, In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung, hg. v. Franz Schultheis und Christine Frisinghelli, Graz 2003, S. 9-20.

Schultheis, Franz: „Algerien 1960: Zur Genese der Bourdieuschen Theorie der gesellschaftlichen Welt", in: Margareta Steinrücke (Hg.), Pierre Bourdieu: Politisches Forschen, Denken und Eingreifen, Hamburg 2004, S. 14-33.

Schultheis, Franz/Vester, Michael: „Soziologie als Beruf. Hommage an Pierre Bourdieu", in: Mittelweg 36 11,5 (2002), S. 41-58.

Sciences Humaines, No spécial: L' œuvre de Pierre Bourdieu 2002, S. 94.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Karin Priem

PÄDAGOGISCHE RÄUME – RÄUME DER PÄDAGOGIK. EIN VERSUCH ÜBER DAS DICKICHT

Bei der Rekonstruktion pädagogischer Vorgänge greift man, da Unbeobachtbares häufig begrifflich erst zugänglich gemacht werden muss, nicht selten auf räumliche Umschreibungen zurück, die das Nicht-Sichtbare zeigen sollen und die gleichzeitig unser Bild von Erziehung und Lernen prägen. Walter Herzog hat zu Recht darauf hingewiesen, dass „sich die Erziehungswissenschaft ihres Gegenstandes insbesondere mittels räumlicher und visueller Metaphern" versichert: „Das Bild des Wächters, der das Kind dank seiner synoptischen Kenntnis der pädagogischen Landschaft sicher seiner Bestimmung zuführt, dominiert das Denken in Pädagogik und Didaktik".[1] Was die Phänomene Erziehung und Bildung genauer kennzeichnet, gilt als nur schwer erschließbar und pädagogische Raummetaphorik ist hier theoretisches Hilfs- und Anschauungsmittel. Dieser Kunstgriff enthält aber zudem einen empirisch unhintergehbaren Hinweis darauf, dass Erziehung und Bildung innerhalb räumlicher Ensembles stattfinden. Daran können auch der Mediengesellschaft verpflichtete Spekulationen über das Verschwinden des Raumes nichts ändern. Konkrete biographische Raumerfahrungen des Menschen lassen sich durch Beschleunigung nicht auslöschen.

Erziehung, Bildung und Sozialisation, so lautet daher meine These, vollziehen sich innerhalb eines Zusammentreffens sich überlagernder Räume, die ständig ineinanderwirken und dabei verschiedene Abstraktionsgrade aufweisen. Räumliche Ensembles sind nicht nur Schauplatz, sondern wichtiger Einflussfaktor von Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozessen. Die Individuen sind unweigerlich in sie eingesponnen.

Vor allem Schule wird mit widersprüchlichen Raumvorstellungen verknüpft, und sie ist mein Beispiel, mit dessen Hilfe ich die Frage nach pädagogischen Dimensionen des Raums als bildungsgeschichtliche Fragestellung behandeln werde. Ihre Beantwortung erfolgt unter Aspekten wie Ordnung, Auflösung der Ordnung, Disziplinierung, Selbstdisziplinierung und freie Entfaltung in einem Moratorium.

Ich beschreibe dabei zwei Wege. Der erste bezieht sich ganz allgemein auf Raumvorstellungen pädagogischen Denkens, wie sie auch die Institution

1 Walter Herzog: Zeitgemäße Erziehung. Die Konstruktion pädagogischer Wirklichkeit, Weilerswist 2002, S. 40.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schule betreffen. Der zweite behandelt ein aktuelles, im kollektiven Gedächtnis allerdings fest verankertes Beispiel. Im Mittelpunkt steht das „Klassenzimmer als pädagogischer Raum“ und seine Wirkung auf die in schulische Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozesse Einbezogenen.

Meinen beiden Zugängen bzw. Wegen zum Thema „Pädagogische Räume – Räume der Pädagogik“ werde ich zunächst einige Bemerkungen zu meinen theoretischen Bezugspunkten voranstellen.

1. Theoretische Bezugspunkte

Michel Foucault[2] unterscheidet in einem Essay, der unter der Überschrift „Andere Räume“ erschienen ist, zwischen einem „Raum des Innen“ und einem „Raum des Außen“. Der „Raum des Innen“ wird beschrieben als „Raum unserer ersten Wahrnehmung“, als „Raum unserer Träume“, als „Raum unserer Leidenschaften“. Der Raum des Innen dient so vor allem der Beschreibung von Gefühlen und Eindrücken.

Der „Raum des Außen“ wird von Foucault ausdrücklich als heterogen beschrieben. Dabei unterscheidet er zwischen Utopien und Heterotopien. Utopien sind „unwirkliche Räume“. Foucault beschreibt sie als „Plazierungen ohne wirklichen Ort“, „die mit dem wirklichen Raum der Gesellschaft ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie unterhalten“. Utopien sind seiner Meinung nach Ausdruck der „Perfektionierung“ bzw. „Kehrseite der Gesellschaft“. Im Gegensatz dazu werden Heterotopien von Foucault als „wirkliche“, in der Gesellschaft „wirksame Orte“ beschrieben.

Mein zweiter theoretischer Bezugspunkt ist – wie bereits oben erwähnt – Maurice Halbwachs’ Lehre vom kollektiven Gedächtnis. Physikalische Räume und materielle Gegenstände, so Halbwachs, vermitteln in ihrer „schweigsamen“ Unbeweglichkeit häufig „ein Bild der Permanenz und der Beständigkeit“.[3] Sie sind dabei gleichzeitig Ausdruck einer bestimmten Mentalität. Die „physische Trägheit der Dinge“ ist für Halbwachs ein wichtiger Grund für die „relative Beständigkeit“ sozialer Gruppen. Der physikalische Raum ist einerseits der Rahmen, den sich eine Gruppe selbst gesetzt hat, andererseits prägt er

2 Michel Foucault: „Andere Räume“, in: ders., Shortcuts, hg. v. Peter Gente u.a., Frankfurt/Main 2001, S. 24 ff.; Michel Foucaults Konzept habe ich an anderer Stelle bereits auf die räumlichen Überlagerungen pietistischer Erziehung angewandt. Vgl. Karin Priem: „Innerer und äußerer Raum. Dimensionen des Raums in der religiösen Erziehung“, in: Franz-Josef Jelich/Heidemarie Kemnitz (Hg.), Die pädagogische Gestaltung des Raums. Geschichte und Modernität, Bad Heilbrunn 2003, S. 415-429.

3 Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967, hier S. 127-130. Zum Zusammenhang von kollektivem Gedächtnis und Schule am Beispiel eines Magdeburger Gymnasiums vgl. auch Wolfgang Ortlepp: „SchulRaum als Zeit-Raum. Eine Fallstudie“, in: Eckart Liebau/Gisela Miller-Kipp/Christoph Wulf (Hg.), Metamorphosen des Raums. Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie. Weinheim 1999, S. 149-166.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

das Denken und die Vorstellung, die sich eine Gruppe von sich macht. Ein „schwerwiegendes Ereignis", so Halbwachs, „bringt" allerdings „immer eine Wandlung des Verhältnisses der Gruppe zum Ort mit sich." Dennoch aber – und das halte ich vor allem in Bezug auf Schule für wichtig – wirken die Absichten und das Denken früherer Generationen in erweiterter Form oder als Bestandteil des Neuen fort. Denn sie haben ohne Frage „in einer" bestimmten fortbestehenden „materiellen Anordnung" Gestalt angenommen.

Wie lassen sich nun diese verschiedenen Aspekte – Raum des Innen, Utopien und Heterotopien als Dimensionen des äußeren Raums sowie räumliche Bedingungen des kollektiven Gedächtnisses – auf pädagogische Raumvorstellungen und deren Wirkung beziehen?

2. Raumvorstellungen pädagogischen Denkens

Pädagogische Raumvorstellungen können sowohl einen defizitären Ausgangspunkt als auch einen idealen Ursprungs- bzw. Endzustand beschreiben. Ihr traditionsreicher und beliebter Gebrauch in pädagogischen und erziehungswissenschaftlichen Diskursen war in jüngster Vergangenheit nicht nur Anlass zur Kritik, in deren Folge der Zeitaspekt von Erziehung stark gemacht wurde[4], sondern von Anfang der 1990 er Jahre an immer häufiger auch Anlass für Studien zur pädagogischen Inszenierung des Raums, zur Geschichte der Schularchitektur und zur systematischen Analyse pädagogischer Dimensionen des Raums.[5] Unter der Überschrift „Jenseitslandschaften im pädagogischen

4 W. Herzog: Zeitgemäße Erziehung.

5 In der Reihenfolge Ihres Erscheinens z. B.: Jürgen Oelkers: „Erziehungsstaat und pädagogischer Raum. Die Funktion des idealen Ortes in der Erziehung", in: Zeitschrift für Pädagogik 39 (1993), S. 631-648; Marleen Noack: Der Schulraum als Pädagogikum. Zur Relevanz des Lernorts für das Lernen, Weinheim 1996; Gerold Becker/Johannes Bilstein/Eckart Liebau (Hg.), Räume bilden. Studien zur pädagogischen Topologie und Topographie, Seelze-Velber 1997; Eckart Liebau u.a. (Hg.), Metamorphosen des Raums, Weinheim 1999; Jutta Buchner-Fuhs: „Der eigene Raum. Zur Entstehung und Verbreitung des Kinderzimmers", in: Petra Larass (Hg.), Kindsein kein Kinderspiel. Das Jahrhundert des Kindes (1900-1999), Halle/Saale 2000, S. 111-127; Heidemarie Kemnitz: „‚Die erzieherische Mission ... ist nie zu verkennen'. Ludwig Hoffmanns Schulbauten als Sozialisationswelten im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts", in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Bd. 6, Bad Heilbrunn 2000, S. 193-217; Jürgen Zinnecker: Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim, München 2001; Franz-Josef Jelich/Heidemarie Kemnitz (Hg.): Die pädagogische Gestaltung des Raums, Bad Heilbrunn 2003. Hinzugefügt werden müssen dieser Liste zumeist früher verfasste Arbeiten aus der Phänomenologischen Erziehungswissenschaft, so z. B. Otto-Friedrich Bollnow: Mensch und Raum. Stuttgart 1963; Wilfried Lippitz: „Räume – von Kindern erlebt und gelebt", in: Wilfried Lippitz/Christian Rittelmeyer (Hg.), Phänomene des Kinderlebens. Beispiele und methodische Probleme einer pädagogischen Phänomenologie, Bad Heilbrunn 1989, S. 93-106; Christian Rittelmeyer: Pädagogik und Architektur, Köln 1994.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Diesseits: Garten, Fabrik und Werkstatt“ erschien im Jahre 1997 ein Aufsatz von Johannes Bilstein.[6] Sein Thema sind pädagogische Raumimaginationen, genauer „Visionen, die Raum und Ort pädagogischen Handelns zum Gegenstand haben“.[7] Die in der „antiken und christlichen Tradition“ entstandenen räumlichen „Leit-Imaginationen“ Himmel und Hölle werden, so Bilsteins These, in säkularreligiöser Form auch pädagogisch zu Bewertungsmaßstäben. Sie werden sowohl diskursiv genutzt als auch real inszeniert. Ihre diskursive Nutzung zeigt sich, mit Foucault gesprochen, in Utopien des pädagogischen Raums bzw. in utopischen pädagogischen Raumentwürfen, die sich metaphorisch Ausdruck verschaffen. Zu den in der Regel negativ besetzten pädagogischen Raumimaginationen Urwald, Wildnis, Wüste, Gefängnis und Fabrik existieren konkurrierende Gegenentwürfe: (Paradies-) Garten, Natur als kultivierte Landschaft, Natur als evolutionärer Prozess der Höherentwicklung, Dorf, Siedlung, säkularreligiöser Tempel, weltlicher Palast, Werkstatt und Labor.[8] Und auch die Lehre vom breiten und schmalen Weg pietistischer Erziehung folgt einer räumlichen Utopie: Der beschwerliche schmale Weg unter dem Vorzeichen christlicher Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit führt hier direkt in den Himmel, der breite Weg des Müßiggangs, des Lasters und der Verschwendung mündet in die Hölle.

Werden solche Utopien pädagogisch inszeniert, können sie mit Foucault als Heterotopien, also als real existierende pädagogische Räume beschrieben werden. Sie unterscheiden sich durch Vollkommenheit und spezifische Gestaltung vom übrigen Raum der restlichen Welt. So gesehen ist auch Schule als Heterotopie ein wirklich existierender Raum, dessen physikalisch räumliche Anordnung eine Symbolik der Ordnung, des planbaren Handelns und der Hoffnung auf eine bessere Welt überdeutlich ausstrahlt.[9] Zweifelsohne ist dieser äußere Raum auch Ausdruck einer bestimmten kulturellen Tradition von Schule und insofern Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses. Prägend ist dabei die Vorstellung der Überschaubarkeit, Beständigkeit, Homogenität oder gar völligen Beherrschbarkeit von Erziehungs- und Bildungsprozessen.

Hermann Hesse (1877-1962) bediente sich in seinem 1906 erstmals erschienenen Roman „Unterm Rad“ drastischer räumlicher Umschreibungen von Erziehung, die wiederum stark auf säkularreligiöse Landschaftsmetaphorik zurückgreifen:

Aus umweltpsychologischer Sicht gibt es eine frühe Studie zur räumlichen Situation der Laborschule Bielefeld von Robert Schmittmann: Architektur als Partner für Lehren und Lernen, Frankfurt/Main 1985.

6 Erschienen in: Gerald Becker u.a. (Hg.): Räume bilden, S. 19-52.

7 Johannes Bilstein: „Jenseitslandschaften im pädagogischen Diesseits“, in: Gerald Becker u.a. (Hg.), Räume bilden, S. 21.

8 Zu der Vielfalt pädagogischer Raumimaginationen vgl. v.a. den von Franz-Josef Jelich und Heidemarie Kemnitz herausgegebenen Sammelband: Die pädagogische Gestaltung des Raums. Geschichte und Modernität, Bad Heilbrunn 2003.

9 Vgl. Johannes Bilstein: Jenseitslandschaften im pädagogischen Diesseits, in: G. Becker, Räume bilden, S. 23.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„Der Mensch, wie ihn die Natur erschafft, ist etwas Unberechenbares, Undurchsichtiges, Gefährliches. Er ist ein von unbekanntem Berge herunterbrechender Strom und ist ein Urwald ohne Weg und Ordnung. Und wie ein Urwald gelichtet, gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, besiegen, gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen“.[10]

Liest man diese Äußerung, fallen in der Tat zuerst die zahlreichen topographischen und räumlichen Wendungen auf: der Mensch als wilder, gefährlicher Urwald ohne Weg und Ordnung, als gewaltige Wassermasse, zu deren Eindämmung und Korrektur drastische Ordnungsmaßnahmen erforderlich werden. So zumindest charakterisiert der Erzähler in Hesses Roman den an der Schwelle von der Kindheit zur Jugend stehenden Protagonisten Hans Giebenrath. Dann wendet er sich der Frage zu, welchen Auftrag Schule an diesem zu erfüllen beabsichtige. Schule, so erfahren wir, ist eine Gegenwelt zum Urwald, sie stiftet Ordnung, zerbricht den Eigenwillen und setzt – wenn nötig mit Gewalt – dem menschlichen Rohzustand Schranken. Erziehung wäre damit ein Ordnung stiftendes, gewaltsames Eingreifen im Raum, das der Rodung eines Urwalds sowie der Kanalisierung von Wassermassen gleichzusetzen wäre und damit auch deren Beherrschbarkeit unterstellt.

Urwald und Wildnis als pädagogische Raummetaphern dienen aber nicht nur der Rechtfertigung zur Herstellung von Ordnung, sondern sind – als Ausnahme von der Regel – auch Motive der Befreiung, Entfaltung und Kreativität. Friedrich Nietzsche zum Beispiel setzte einerseits in „Schopenhauer als Erzieher“ (1874) Natur als geläuterte, modifizierte Wildnis, als eine aus einem Rohzustand geschaffene (Garten-) Landschaft[11] metaphorisch in eins mit Bildung:

„Befreiung ist sie, Wegräumung alles Unkrauts, Schuttwerks, Gewürms, das die zarten Keime der Pflanzen antasten will, Ausströmung von Licht und Wärme, liebevolles Niederrauschen nächtlichen Regens, sie ist Nachahmung und Anbetung der Natur, wo diese mütterlich und barmherzig gesinnt ist, sie ist Vollendung der Natur, wenn sie ihren grausamen und unbarmherzigen Anfällen vorbeugt und sie zum Guten wendet, wenn sie über die Äußerungen ihrer stiefmütterlichen Gesinnung und ihres traurigen Unverstandes einen Schleier deckt“.[12]

Andererseits wandte sich Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse“ (1886) gegen das darin angesprochene Maßvolle und Moralische, indem er den tropischen Urwald zu einem möglichen rettenden Mittel erhob, um Gleichförmigkeit und Mittelmaß zugunsten von Geniekraft und Intensität zu sprengen:

„Es scheint, dass es bei den Moralisten einen Hass gegen den Urwald und gegen die Tropen giebt? Und dass der ‚tropische Mensch‘ um jeden Preis diskreditirt werden

10 Hermann Hesse: Unterm Rad, Frankfurt/Main 1972, S. 47.

11 Zum Verhältnis von Natur, Wildnis und Landschaft vgl. Simon Schama: Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination, München 1996, S. 16-18.

12 Zit. n. W. Herzog: Zeitgemäße Erziehung, S. 40.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

muss, sei es als Krankheit und Entartung des Menschen, sei es als eigne Hölle und Selbst-Marterung? Warum doch? Zu Gunsten der ‚gemässigten Zonen'? Zu Gunsten der gemässigten Menschen? Der ‚Moralischen'? Der Mittelmässigen?"[13]

Für Ellen Key dagegen war – anders als in Hesses Roman „Unterm Rad" – die sture „Paukschule" des 19. Jahrhunderts ein urwaldähnliches Dickicht, dem selbst durch Reformen kaum beizukommen sei:

„Wer vor die Aufgabe gestellt würde, mit einem Federmesser einen Urwald zu fällen, müßte vermutlich dieselbe Ohnmacht der Verzweiflung empfinden, die den Reformeiferer vor dem bestehenden Schulsystem ergreift – diesem undurchdringlichen Dickicht von Torheit, Vorurteilen und Mißgriffen, wo jeder Punkt sich zum Angriff eignet, aber jeder Angriff mit den zu Gebote stehenden Mitteln fruchtlos bleibt."[14]

Gegen diese traditionelle pädagogische Wildnis halfen für Key nur brachiale biblische Mittel, die es ermöglichen würden, paradiesische Zustände zurückzuerobern:

„Einzelreformen in der modernen Schule bedeuten nichts, solange man durch dieselben nicht bewußt die große Revolution vorbereitet, die, welche das ganze jetzige System zertrümmert, und von diesem nicht einen Stein auf dem andern läßt. Ja, es müßte eine Sintflut der Pädagogik kommen, bei der die Arche nur Montaigne, Rousseau, Spencer und die neue kinderpsychologische Literatur zu enthalten brauchte! Wenn dann die Arche ins Trockene käme, würden die Menschen nicht Schulen bauen, sondern nur Weingärten pflanzen, wo die Lehrer die Aufgaben hätten, ‚die Trauben zur Höhe der Lippen der Kinder zu erheben', anstatt daß diese jetzt den Most der Kultur in hundertfacher Verdünnung zu kosten bekommen!"[15]

Ist der Urwald durch die Sintflut beseitigt, dann entsteht für Key Raum für eine sich nach den Prinzipien der Evolution selbst regulierende Natur, die „Höherentwicklung und Fortschritt" der nachwachsenden Generationen garantiert.[16]

Friedrich Torberg (1908-1979) thematisierte in seinem Roman „Der Schüler Gerber" aus dem Jahre 1930 die Angst einer Lehrpersonen vor der aktiven Raumaneignung durch Schüler, die Disziplinprobleme, Unordnung und Unbeherrschbarkeit schulischen Unterrichts heraufbeschwören könnte:

„Während des Sommerexils peinigte ihn, Jahr um Jahr, die gleiche Furcht: daß sich, während er nicht da war, alles geändert haben könnte, daß nach seiner Rückkehr auf den Thron plötzlich, unerforschbar wie, Setzen nicht mehr Setzen bedeuten würde und daß die Untertanen, denen er es befahl, etwa stehenbleiben möchten oder umhergehen. Peinvoll war diese Angst, der er nicht auf den Grund kommen konnte, die

13 Zit. n. Stephan Günzel: Geophilosophie. Nietzsches philosophische Geographie, Berlin 2001, S. 230.

14 Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes. Mit einem Nachwort von Ulrich Herrmann, Weinheim, Basel 1992, S. 144.

15 Ebd., S. 177 f.

16 Vgl. Ulrich Herrmann: „Die ‚Majestät des Kindes' – Ellen Keys polemische Provokationen", in: E. Key: Das Jahrhundert des Kindes, S. 253-264.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

er als unsinnig empfand und die sich dennoch in mancher schlaflosen Nacht zu schrecklichen Visionen auswuchs.“[17]

Wie nah dieses literarisch stilisierte Beispiel von Schule am empirisch nachvollziehbaren Fall ist, lässt sich in Martina Löws „Raumsoziologie“ unter der Überschrift „Gegenkulturelle Schulräume“ nachlesen. Dort nämlich wird beschrieben, wie der von Anthony Giddens als geschlossener „Machtbehälter“ bezeichnete Schulraum durchaus umkämpfter Schauplatz „verschiedener – konkurrierender und hierarchischer – Räume auf dem gleichen Grund und Boden“ sein kann.[18] Die Kontrolle des schulischen Raums durch die Lehrpersonen gerät in Konflikt mit raumkonstituierenden Aktivitäten von Seiten der Schülerinnen und Schüler, deren Habitus durch die räumlichen Regeln der Straßenkultur und die dort vorherrschende ständige Bewegung beeinflusst ist. Dadurch wird ein Disziplinproblem geschaffen, dessen Folgen in der Regel mit Strafen geahndet werden. Entsprechend erleichtert zeigt sich daher auch der Lehrer in Friedrich Torbergs Roman nach den Ferien, denn:

„Er hat ‚Setzen‘ gesagt, und viele Menschenwesen, ein ganzer Saal voll, haben sich gesetzt. Er hat die Namen dieser Menschenwesen gesprochen, und jedes ist aufgestanden und hat sein ‚Hier‘ gemeldet. So war die Gesamtheit und der einzelne wieder erfaßt und ihm zu Gebot. Nichts war geschehen in seiner Abwesenheit, alles klappte. Er befahl, und es wurde gehorcht.“[19]

Das literarische Beispiel stilisiert – ebenso wie Hesse in seinem Roman „Unterm Rad“ – ein schulisches Disziplinproblem als Raumproblem und bedient sich dabei der „schwarzen“ pädagogischen Tradition bzw. negativ besetzter Bilder und Szenarien des kulturellen Gedächtnisses von Schule.

Die pädagogische Raummetapher „Paradies“ dagegen steht im Zentrum reformpädagogischer Konzepte. Als Ausdruck eines perfekten pädagogischen Raums besagt sie, dass für Kinder Orte zu geschaffen werden müssen, die von schlechten Einflüssen, Zwang und Angst frei sind. In pädagogischen Paradiesen sollen Kinder sich vollständig entfalten und nach Kräften pädagogisch gefördert werden. Häufig wird Fröbels Kindergarten als Erschaffung eines solchen Paradieses für Kinder angesehen, als eine von Erwachsenen geschaffene Heterotopie, in der unschuldige Kindheit geschützt und behütet werden soll. Doch offensichtlich gilt auch hier eine Einschränkung. Denn Jürgen Oelkers[20] hat darauf hingewiesen, dass Fröbel durch seine Beschäftigungsmittel die „na-

17 Friedrich Torberg: Der Schüler Gerber, München 1994, S. 19.

18 Martina Löw: Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001, insb. S. 231-246, hier S. 234. Zur Frage sich überlagernder und konkurrierender Raumkonzepte am Bsp. schulischer Subkultur und offizieller Institution Schule vgl. auch Jürgen Zinnecker: „Die Schule als Hinterbühne oder Nachrichten aus dem Unterleben der Schüler“, in: ders., Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule, Weinheim, München 2001, S. 249-343.

19 F. Torberg: Der Schüler Gerber, S. 20.

20 J. Oelkers: Erziehungsstaat und pädagogischer Raum, S. 637.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

türliche Entwicklung des Kindes“ nicht offen, sondern – räumlich gesprochen – innerhalb der Ordnung und engen Grenzen eines „Hausgartens“ entwarf: „Der *Kindergarten* symbolisiert ... nicht nur den geschlossenen, sondern zugleich den *engen* Raum der Erziehung, der Wachstum an einen genau bestimmten Ort bindet, ohne daß die Didaktik in die Landschaft ausweichen könnte.“ Pädagogische Paradiese sind deshalb häufig Ausdruck insularer Abgeschiedenheit.[21] Klaus Mann (1906-1949) schrieb in seiner Autobiografie über die von Paul Geheeb geführte Odenwaldschule, dass diese Anfang der 1920 er Jahre, als er selbst dort für einige Zeit Schüler war, eine „Oase der Gesittung“ darstellte, eine von „Nationalismus und Rassenwahn“ freie Insel, auf der sich „eine kosmopolitisch bunte Gesellschaft“ in Toleranz übte.[22] Allerdings kann die positive Vorstellung von Schule als Oase oder abgeschiedene Insel aus Schülersicht auch leicht in das Bild eines „kahlen Eilandes“ umschlagen, so zumindest in Friedrich Torbergs bereits erwähntem Roman „Der Schüler Gerber“:

„‚Du genügst nicht!‘? Wer hatte diesem ‚Lehrkörper‘ und jedem seiner ‚Mitglieder‘ das Recht verbrieft, Jahrzehnte hindurch Existenzen zu bestimmen, einmalig und unantastbar die Entscheidung zu fällen darüber, daß dieser nun mit satten Pranken nach der Zukunft griff, überzeugt, ihm könne nichts geschehen, und jener zusammenbrach und kauerte, ein Schiffbrüchiger auf kahlem Eiland, umtönt vom Meer der Trostlosigkeit, verzweifelt Ausschau haltend, ob am unerbittlich in sich selbst geschlossenen Horizont nicht ein weißes Pünktchen auftauchen wolle, das Erbarmen heißen mochte oder Zufall oder Schwindel?!“[23]

Vielen pädagogischen Schriftstellern galt das Dorf bzw. eine ländliche Umgebung als idealer Ort der Erziehung. Rousseau ließ seinen Emile auf dem Land aufwachsen. Die Landerziehungsheime der Reformpädagogik sind als pädagogische Heterotopien ein weiteres Beispiel für das Motiv des Rückzugs aus der Großstadt in einen unversehrten Raum. Klaus Mann, der vor seinem Aufenthalt in der Odenwaldschule auch schon Schüler der freien Schulgemeinde „Bergschule Hochwaldhausen“ war, machte dort offensichtlich entsprechend positive Erfahrungen. „Es war etwas Besonderes um diese Landerziehungsheime“, schrieb er,

„dies zugleich unschuldig-fröhliche und problematisch-spannungsreiche Zusammenleben junger Menschen in völliger Freiheit, weit weg von den Konventionen der Stadt, des Elternhauses. Wer den Zauber dieser Daseinsform einmal gekostet hat, dem bleibt die Sehnsucht danach im Blute. Ich wollte mehr davon. Mehr von diesen Freundschaften, diesen Diskussionen, diesen Wanderungen und nächtlichen Reigen um romantische Feuer.“[24]

21 Vgl. J. Bilstein: Jenseitslandschaften im pädagogischen Diesseits, S. 26 f.
22 Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, München 1969, S. 101 f.
23 F. Torberg: Der Schüler Gerber, S. 171.
24 K. Mann: Der Wendepunkt, S. 100.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bei Pestalozzi war dieser eher offen gestaltete, reformpädagogische Raum noch stark eingeschränkt: Bonnal wird von ihm als eine nach außen abgegrenzte „paradigmatische Gemeinde[25] beschrieben, in der gerade aufgrund der damit erzielten Überschaubarkeit Sittlichkeit mit erzieherischen Mitteln hergestellt werden konnte.

Aber zwischen den polarisierenden pädagogischen Raumimaginationen Himmel und Hölle gibt es Zwischenräume. Bilstein bezeichnet sie als „Kompromiß-Orte", „die nicht so schön sind wie Eden, die aber auch nicht mit dem Schrecken der Hölle drohen: Stätten also, an denen man durchaus zufrieden und befriedigt leben kann, ohne dabei aber das süße Nichtstun des Paradieses zu genießen, an denen statt dessen gearbeitet und geschwitzt wird – aber in der berechtigten Hoffnung auf sinnvolle Ergebnisse."[26] In Bezug auf pädagogische Raumimaginationen ist ein solcher „Kompromiß-Ort" die „Werkstatt". So ist zum Beispiel Schule als Werkstatt ein Gegenmodell zu Schule als Fabrik, zu Schule als Gefängnis oder gar zu Schule als Paradies. Die Lebensreformbewegungen der Jahrhundertwende machten die Werkstatt in kulturkritischer Absicht zudem zu jenem Ort, an dem experimentiert und Neues hervorgebracht werden kann. Schule als Werkstatt rückt damit in die Nähe von Schule als Labor. Das bekannteste seiner Art ist die 1974 eröffnete Laborschule Bielefeld, ein groß angelegtes pädagogisches Experiment, ein pädagogischer Großraum, der gleichzeitig zeigt, wie sich pädagogische Raumimaginationen und ihre Inszenierungen überlagern können. In dieser Schule werden mehrere pädagogische Raumvorstellungen gleichzeitig inszeniert: Werkstatt, Labor, Dorf, Landschaft und in der Wahrnehmung von Kritikern möglicherweise auch Fabrik oder Gefängnis. Denn es wurden zwar in „den endsechziger Jahren ... alte Gehäuse aufgebrochen" und alle Wände als „Symbol von falscher Erziehung, von Trennung, von Hierarchie und unaufgeklärtem, unpolitischen Fürsichseinwollen" abgeschafft.[27] Aber die Emanzipation von Schutz und Intimität hatte ihre Schattenseiten: ständige Kontrollier- und Beobachtbarkeit sowie diffuse, jederzeit überschreitbare Grenzen auf einem quasi anonymen Territorium.

Als Zwischenresümee lässt sich an dieser Stelle festhalten: Mit all diesen pädagogischen Utopien und Heterotopien werden Wirkungserwartungen verknüpft, und zwar indem man sie als inszenierte Räume des Außen mit dem Raum des Innen in eine enge Verkettung zu bringen versucht. Die Exklusivität realer pädagogischer Orte, ihre Abgrenzung gegen die Welt des Außen, die Symbolik des physikalischen Raums sowie die facettenreichen pädagogischen Utopien werden in enge Verbindung mit dem Innenraum gebracht und können sich vielfältig überlagern. Distanzierung und Abgrenzung sind häufig nicht möglich, in vielen Fällen sogar gar nicht erlaubt. Als Resultat erhofft man

25 Vgl. J. Oelkers: Erziehungsstaat und pädagogischer Raum, S. 638.

26 J. Bilstein: „Jenseitslandschaften im pädagogischen Diesseits", in: G. Becker, Räume bilden, S. 45 f.

27 Hartmut von Hentig: „Die Gebäude der Bielefelder Laborschule", in: G. Becker, Räume bilden, S. 147.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sich, dass sich die Ordnung des Außenraums im Raum des Innen wiederholen wird. Nicht zufällig charakterisiert Reinhart Koselleck das Spezifische des deutschen Bildungsbegriffs als eine Engführung von Außen- und Innenraum: „Es kennzeichnet ... den deutschen Bildungsbegriff, dass er die kulturellen Gemeinschaftsleistungen, auf die er sich natürlich auch bezieht, zurückbindet in eine persönliche Binnenreflexion, ohne die eine gesellschaftliche Kultur nicht zu haben sei."[28]

3. Klassenzimmer als pädagogischer Raum

Ich werde nun einen Schritt weiter gehen und danach fragen, ob sich pädagogische Raumvorstellungen sowie ihre mögliche Wirkung in Bildern empirisch beobachten lassen. Dabei konzentriere ich mich auf das Klassenzimmer als pädagogischen Raum.

Im Rahmen einer von mir durchgeführten Lehrveranstaltung im Sommersemester 2002 wurden Schülerinnen und Schüler einer dritten Kölner Grundschulklasse von einer Studentin aufgefordert, ein ideales Klassenzimmer, einen idealen Lernort zu malen.[29] Die Resultate möchte ich exemplarisch durch zwei Zeichnungen vorstellen, die jeweils eine Motivgruppe repräsentieren. Sie spiegeln räumliche Überlagerungen, die sich zwischen den Polen Disziplinierung und Durchbrechen der Ordnung bzw. freier Entfaltung bewegen. Ich werde diese Zeichnungen in einem sontrastiven ikonologischen Vergleich in zwei Bilderfolgen mit den räumlichen pädagogischen Leitimaginationen Himmel, Hölle, Gefängnis und Paradies sowie eigenen Fotografien in Beziehung setzen. Die Fotografien entstammen einem Projekt über „Kulturelles Gedächtnis und Schul-Räume", an dem ich gegenwärtig arbeite. Trotz differenter Bildgenres, zeitlicher Distanz und unterschiedlicher Perspektiven wird sich bei ihrem Vergleich – wenn auch mit nicht immer gleich hoher Intensität – zeigen, dass deren Motive immer wieder wechselseitig als Bilder hinter den Bildern hervorscheinen.

In meiner ersten Bilderfolge (Abb. 1-3) geht es um pädagogische Disziplinierung und die Raummetaphern Himmel, Hölle und Gefängnis. Am Anfang steht eine Darstellung der religiösen Utopie vom breiten und schmalen Weg aus dem Jahre 1866 (Abb. 1). Links unten markiert ein einladend gestaltetes Tor den Anfang des breiten Weges, der, vorbei an irdischen Vergnügungsstätten, in großzügiger Kurvenführung in die Hölle führt. Links unten im Bild beginnt durch ein kaum sichtbares Tor, auf das eine Figur in Predigerhaltung hindeutet, der schmale Weg. Er führt nach einem mühsamen Aufstieg in den Himmel. Zwischen beiden Wegen gibt es im oberen Drittel des Bildes die

28 Reinhart Koselleck: „Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung", in: ders. (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen. Stuttgart 1990, S. 15.

29 Ich danke Nele Mareike Becker, dass sie mir die Schülerzeichnungen zur weiteren wissenschaftlichen Verwendung überlassen hat.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Möglichkeit, den einmal eingeschlagenen Weg (zur Hölle oder zum Himmel) durch eine Querverbindung wieder zu verlassen. In der Mitte des oberen Bildrandes befindet sich das Auge Gottes, das alles sieht und dem nichts verborgen bleibt. Diese Zwei-Wege-Lehre ist eine pädagogische Utopie pietistischer Erziehung. An Versuchen, diese und auch andere dem Pietismus verpflichtete Utopien in pädagogische Heterotopien umzusetzen, hat es nicht gemangelt.[30] Ihnen allen ist das Ziel gemeinsam, Beobachtung von außen in Selbstbeobachtung zu überführen und diese beiden Formen der Beobachtung wiederum durch die Allgegenwart des Auge Gottes auf Dauer zu stellen und zu stabilisieren.

Die zweite Abbildung (Abb. 2) ist eine Schülerzeichnung. Sie zeigt Schule als geschlossenen Raum. Über lange, endlos erscheinende Treppenaufgänge, die durch kurze quer laufende Linien angedeutet sind, gelangen die Schülerinnen und Schüler nacheinander, wie Glieder einer Kette aufgereiht, in das Gebäude. Diese Schule erinnert an die von Foulcault in „Überwachen und Strafen" beschriebenen Gefängnisse, ja zum Teil sogar an das von ihm als Idealtypus einer totalen Institution beschriebene Panopticum von Jeremy Bentham.[31] Ganz ähnlich wie bei der religiösen Darstellung vom breiten und schmalen Weg wird der Mensch beobachtet, ohne dass er seinen Beobachter sehen kann, um so Kontrolle und Disziplinierung auf Dauer zu stellen: Alle Räume sind ausgeleuchtet, unter der Decke befindet sich eine Kamera, die, als Äquivalent des Auge Gottes, an ständige Beobachtung denken lässt. Die einzige Gestalt, die genauer ausgearbeitet ist, steht auf einem hohen Podest in Predigerhaltung und dies ist – wie bereits am Beispiel von Abb. 1 gezeigt werden konnte – ebenfalls ein Element religiöser Ikonografie. Außerhalb der Schule, am linken Bildrand, befindet sich ein Spielplatz mit Schaukeln inmitten von Bäumen, der vermutlich als Gegenwelt hinzugefügt wurde und der die Abgeschlossenheit des Schulraums verstärkt. Insgesamt strahlt aus dem Bild die Atmosphäre eines geschlossenen Machtgefüges, das Angst, Beklommenheit und Hoffnungslosigkeit ausdrückt.

Kontrastiert man beide Bilder mit dem im Herbst 2002 in einem Tübinger Gymnasium aufgenommenen Foto eines Schulflurs (Abb. 3), dann wiederholt

30 Dazu vgl. z. B. Ulrich Herrmann/Karin Priem: Konfession als Lebenskonflikt. Studien zum württembergischen Pietismus im 19. Jahrhundert und die Familientragödie des Johannes Benedikt Stanger, Weinheim, München 2001; Juliane Jacobi-Dittrich: Pietismus und Pädagogik im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft. Historisch-systematische Untersuchung der Pädagogik August Hermann Franckes (1663-1727), Diss. phil., Bielefeld 1976; Dies.: „Das erste Waisenalbum des Halleschen Waisenhauses (1695-1749)", in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Bd. 6, Bad Heilbrunn 2000, S. 7-25; Peter Menck: Die Erziehung der Jugend zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten, Tübingen 2001, zugl.: Bonn, Diss. 1966; Karin Priem: Die Geschichte der evangelischen Korrektionsinstitution Rettungshaus in Württemberg (1820-1918). Zur Sozialdisziplinierung verwahrloster Kinder, Köln, Weimar, Wien 1994.

31 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main 1977, S. 256 ff.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

sich ein wichtiger Aspekt dieses offenbar unausweichlichen Ordnungsmusters, das jede Abweichung markiert und welches hier fotografisch unbeabsichtigt reproduziert wurde.

Die zweite Bilderfolge (Abb. 4-6) widmet sich dem Gesichtspunkt des Durchbrechens schulischer Ordnung, der im pädagogischen Diskurs häufig mit freier Entfaltung assoziiert wird. Am Beginn steht die Abbildung eines Paradiesgartens (Abb. 4), wie er von einem unbekannten Künstler Anfang des 15. Jahrhunderts zur Darstellung gebracht wurde. Deutlich wird hier, dass selbst das Paradies von Mauern umgeben ist. Dies ist ein erster Hinweis auf die Mechanismen verdeckter Disziplinierung in einem Moratorium, die Jürgen Oelkers – wie bereits erwähnt – auch in Bezug auf Fröbels Kindergarten zur Sprache gebracht hat. Das Paradies, das hier zu sehen ist, zeigt zudem Natur im Zustand der Kultur, genauer im Zustand höfischer Kultur und entsprechender weiblicher Tugenden. Die Kunstgeschichte rühmt zudem die Vielfalt der Pflanzenwelt, die auf diesem Bild zu erkennen ist. Der Hinweis auf dafür erforderliche gärtnerische Tugenden hat eine starke erzieherische Komponente: Der Variantenreichtum der Natur kann sich nur dann richtig entfalten, wenn ihr planloser, wuchernder Zustand einem Ideal unterworfen, wenn ordnend eingegriffen und gelenkt wird.

Bei der zweiten Abbildung dieser Folge handelt es sich wieder um eine Schülerzeichnung (Abb. 5). Sie zeigt ein Klassenzimmer in der Art eines kultivierten tropischen, sogar mauerlosen Gartens, in dem es, wie rechts im Bild zu sehen ist, als Zeichen des Fortschritts einen Kühlschrank gibt. Durch bequeme Sofas wird eine Art paradiesische Üppigkeit erzeugt, die allerdings durch die strenge, überschaubare Anordnung des Mobiliars Rückschlüsse auf planende Eingriffe nahe legt. Die Abbildung erinnert so eher an eine luxuriös ausgestattete, sorgsam gepflegte Hotelhalle, an eine Oase der Ruhe an einem Urlaubsort als an ein Klassenzimmer. Entsprechend lassen sich auf dem Bild nur wenige Elemente von Schule identifizieren: Auf zwei der insgesamt sechs Tische befinden sich ordentlich drapierte Schreibgeräte und im oberen Bildteil lassen sich die Umrisse einer Tafel erkennen.

Das letzte Bild dieser Reihe (Abb. 6) ist ebenfalls ein Foto, das im Herbst 2002 in einem Tübinger Gymnasium aufgenommen wurde. Es zeigt den Versuch, rund um einen Computerarbeitsplatz durch tropische Nadelbäume, Blumen und Wandschmuck, der an eine Oase erinnert, ein artifizielles Paradies zu schaffen.

4. Schlussfolgerungen

Die Kinderzeichnungen meiner beiden Bilderfolgen (Abb. 2 u. 5) sind Resultate einer Aufforderung an Schülerinnen und Schüler, ihre Idealvorstellung eines Klassenraums zu Papier zu bringen. Sie zeigen insofern unwirkliche Klassenräume und sind damit gleichzeitig Ausdruck einer kindlichen Utopie vom pädagogischen Raum. In diese Zeichnungen hinein wirken aber auch, mit

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Foucault gesprochen, „andere Räume“, kulturelle Überlieferungen (vgl. Abb. 1 u. 4), die die kindliche Utopie unterlaufen bzw. dahinter aufscheinen. Diese Zeichnungen sind damit auch Indiz einer engen Verbindung zwischen Raum des Außen und Raum des Innen, der die Erzogenen, und dazu gehöre auch ich als Fotografin (vgl. Abb. 3 u. 6), ständig unterliegen. Nicht nur die Kinder, so scheint es, drücken Emotionen des Innenraums in der Bildersprache aus. Offenkundig wird in beiden Fällen zudem, dass, ganz im Sinne der Theorie vom kollektiven Gedächtnis, die Absichten der Sozialisationsinstanzen früherer Generationen, die auch in einer bestimmten materiellen Anordnung von Schule Gestalt angenommen haben, weiter fortwirken, wenngleich dies manchmal in maskierter Form geschieht. Die Schülerinnen und Schüler zeichneten nicht nur den Klassenraum, den sie sich wünschen, ich selbst fotografierte nicht nur den objektiv vorfindbaren Klassenraum, sondern auch den, der als Heterotopie und pädagogische Utopie sowie als materialisiertes Zeugnis der Absichten früherer Generationen schon erfahren und offensichtlich adaptiert wurde. Dies werte ich als ein Zeichen dafür, dass nicht nur die „mnemische Energie“[32] von Schule, sondern auch der aus Utopien und Heterotopien bestehende Außenraum von Schule insgesamt den Innenraum so stark erfassen kann, dass die Akteure sich seiner tragenden Elemente in einem Gegenentwurf nicht entziehen können. Und manchmal, dies hat vor allem die erste Schülerzeichnung (Abb. 2) deutlich gemacht, tauchen die im Außenraum und der kulturellen Tradition von Schule eingeschriebenen Ordnungselemente sogar in gesteigerter Form auf. Daraus kann man schließen: Gegenläufige kindliche Utopien des Schulraums sind nicht die Regel. Wenn sie aber auftauchen, dann überlagern die damit verbundenen, anderen Raumvorstellungen den relativ beherrschbaren, planbaren, auf Einheit und nicht Vielfalt angelegten Ort der Sozialisation, wie er zum Beispiel literarisch in dem Zitat aus Hermann Hesses „Unterm Rad“ in extremer Form zum Ausdruck gekommen ist. Pädagogisches Denken und schulische Sozialisation basieren also, wie gezeigt werden konnte, stark auf räumlichen Vorstellungen und die Dimensionen des Außenraums, die wirklich existierende und die utopische, stehen mit dem Raum des Innen in engem Zusammenhang.

Zweifelsohne werden mit pädagogischen Utopien und Heterotopien Ordnungsabsichten verbunden. Die Ordnungsabsichten der Utopien manifestieren sich auf Ebene des pädagogischen Diskurses, diejenigen der Heterotopien beziehen sich auf pädagogische Praxis und suggerieren jeweils Steuerbarkeit. Wie es sich mit diesen programmatischen Absichten und den damit verbundenen Wirkungen tatsächlich verhält, bleibt offen. Pierre Bourdieu definiert den von ihm maßgeblich geprägten Begriff des „sozialen Raums“ als „Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse“, dem die relational positionierten und in Verteilungskämpfe verstrickten Akteure zwar einerseits unterworfen sind, das sie

32 Der Begriff „mnemische Energie“ wurde von Aby Warburg geprägt. Vgl. Jan Assmann: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“, in: Jan Assmann/ Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/Main 1988, S. 12.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aber gleichzeitig handelnd immer wieder selbst herstellen und strukturieren. Eindeutigkeit und Kalkulierbarkeit werden dadurch eingeschränkt. Dieser praxeologische Blick mit erweiterter Perspektive auf die Handlungen und Deutungen der Akteure wird hier im Hinblick auf darin enthaltene Störfaktoren und Ambivalenzen weiter fort geschrieben. Geschuldet sind diese dem hier (mit Theoremen von Foucault und Halbwachs) beschriebenen gleichzeitigen Zusammentreffen heterogener Räume.

Deutlicher als der schriftsprachlich fixierte pädagogische Diskurs zeigen Bilderfolgen zahlreiche sich überlagernde und konkurrierende Raumimaginationen im spannungsreichen Miteinander – und dies sogar in der Regel schon innerhalb einer Abbildung. Das pädagogische Gefängnis erwies sich auf der Schülerzeichnung (Abb. 2) als eine säkularreligiöse Umsetzung der pietistischen Lehre vom breiten und schmalen Weg (Abb. 1), die dem ständig wachenden Auge Gottes bzw., stellvertretend dafür, einer Kamera untersteht. Als Kontrapunkt zu der damit implizierten ständigen Beobachtbarkeit wird auf der gleichen Zeichnung eine Gegenwelt etabliert, in der großzügige Bewegung möglich ist, aber eben doch nur pädagogisch dosiert, arrangiert und kontrolliert auf einem für Kinder geschaffenen Spielplatz. Auch die Vorstellung von Schule als Paradies unterliegt auf der Schülerzeichnung (Abb. 5) religiösen Überlieferungen und kulturellen Ordnungsmustern (vgl. Abb. 4). Dabei werden zeichnerisch (selbst-) kontrollierende Perspektiven von oben nach unten als auch von der Bildmitte hin zum Bildrand eingenommen. Insofern wird hier auch nicht ein Dickicht wuchernder Pflanzen dargestellt, sondern eine von Wildwuchs geläuterte, Kontrollierbarkeit ausstrahlende Oase, die, trotz fehlender äußerer Umgrenzung, die Vorstellung aufkommen lässt, als sei sie künstlich angelegt. Diese und andere gleichermaßen positiv wie negativ besetzten und ineinandergefügten räumlichen Szenarien und Ensembles, die nicht nur auf der Ebene historischer Akteurinnen und Akteure, sonder auch als Bestandteile des kulturellen Gedächtnisses, als Metaphern pädagogischer Diskurse, als pädagogische Utopien und Heterotopien manifest werden, repräsentieren möglicherweise genau jenes undurchdringliche Dickicht[33], das nicht – wie Ellen Key es im Hinblick auf Schulreform für möglich hielt – mit einer Sintflut weggespült werden kann, sondern das es in mühsamer wissenschaftlicher Kleinarbeit weiter systematisch zu analysieren gilt.

33 Offenbar sind allein die Raumimaginationen des pädagogischen und erziehungswissenschaftlichen Diskurses fast so zahlreich wie die Summe der daran beteiligten Disputanten, vgl. dazu W. Herzog: Zeitgemäße Erziehung, S. 13-103.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abbildung 1

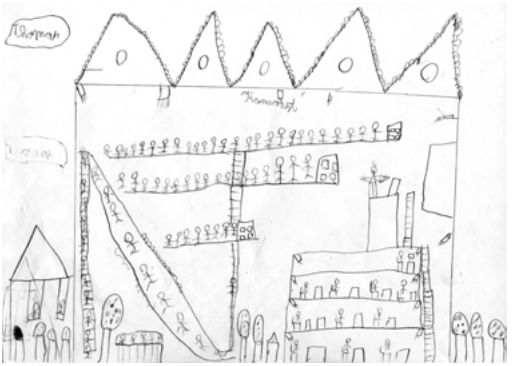

Abbildung 2

Abbildung 3

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abbildung 4

Abbildung 5

Abbildung 6

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Literaturverzeichnis

Assmann, Jan: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“, in: Jan Assmann/ Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/Main 1988, S. 9-19.

Becker, Gerold/Johannes Bilstein/Eckart Liebau (Hg.): Räume bilden. Studien zur pädagogischen Topologie und Topographie, Seelze-Velber 1997.

Bollnow, Otto-Friedrich: Mensch und Raum, Stuttgart 1963.

Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum und ‚Klassen‘“, in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen‘, Leçon sur la leçon, Frankfurt/Main 1985.

Buchner-Fuhs, Jutta: „Der eigene Raum. Zur Entstehung und Verbreitung des Kinderzimmers“, in: Petra Larass (Hg.), Kindsein kein Kinderspiel. Das Jahrhundert des Kindes (1900-1999), Halle/Saale 2000.

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/ Main 1977.

Foucault, Michel: „Andere Räume“, in: ders., Shortcuts, hg. v. Peter Gente u.a., Frankfurt/Main 2001, S. 20-38.

Franz-Josef Jelich/Heidemarie Kemnitz (Hg.): Die pädagogische Gestaltung des Raums. Geschichte und Modernität, Bad Heilbrunn 2003.

Günzel, Stephan: Geophilosophie. Nietzsches philosophische Geographie, Berlin 2001.

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967.

Herrmann, Ulrich/Karin Priem: Konfession als Lebenskonflikt. Studien zum württembergischen Pietismus im 19. Jahrhundert und die Familientragödie des Johannes Bebedikt Stanger, Weinheim, München 2001.

Herzog, Walter: Zeitgemäße Erziehung. Die Konstruktion pädagogischer Wirklichkeit, Weilerswist 2002.

Hesse, Hermann: Unterm Rad, Frankfurt/Main 1972.

Kemnitz, Heidemarie: „‚Die erzieherische Mission ... ist nie zu verkennen‘. Ludwig Hoffmanns Schulbauten als Sozialisationswelten im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts“, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Bd. 6, Bad Heilbrunn 2000, S. 193-217.

Koselleck, Reinhart: „Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung“, in: ders. (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen, Stuttgart 1990, S. 11-46.

Jacobi-Dittrich, Juliane: Pietismus und Pädagogik im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft. Historisch-systematische Untersuchung der Pädagogik August Hermann Franckes (1663-1727), Diss. phil., Bielefeld 1976.

Jacobi-Dittrich, Juliane: „Das erste Waisenalbum des Halleschen Waisenhauses (1695-1749)“, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Bd. 6, Bad Heilbrunn 2000, S. 7-25.

Key, Ellen: Das Jahrhundert des Kindes. Mit einem Nachwort von Ulrich Herrmann, Weinheim, Basel 1992.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Liebau, Eckart/Gisela Miller-Kipp/Christoph Wulf (Hg.): Metamorphosen des Raums. Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie. Weinheim 1999.

Lippitz, Wilfried: „Räume – von Kindern erlebt und gelebt“, in: Lippitz, Wilfried/Christian Rittelmeyer (Hg.), Phänomene des Kinderlebens. Beispiele und methodische Probleme einer pädagogischen Phänomenologie, Bad Heilbrunn 1989, S. 93-106.

Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001.

Mann, Klaus: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, München 1969.

Menck, Peter: Die Erziehung der Jugend zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten, Tübingen 2001, zugl.: Bonn, Diss. 1966.

Noack, Marleen: „Schule als Lernraum“, in: dies., Der Schulraum als Pädagogikum. Zur Relevanz des Lernorts für das Lernen, Weinheim 1996.

Oelkers, Jürgen: „Erziehungsstaat und pädagogischer Raum. Die Funktion des idealen Ortes in der Erziehung“, in: Zeitschrift für Pädagogik 39 (1993), S. 631-648.

Priem, Karin: Die Geschichte der evangelischen Korrektionsinstitution Rettungshaus in Württemberg (1820-1918). Zur Sozialdisziplinierung verwahrloster Kinder, Köln, Weimar, Wien 1994.

Rieger-Ladich, Markus: Mündigkeit als Pathosformel. Beobachtungen zur pädagogischen Semantik, Konstanz 2002.

Rittelmeyer, Christian: Pädagogik und Architektur, Köln 1994.

Schama, Simon: Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination, München 1996.

Schmittmann, Robert: Architektur als Partner für Lehren und Lernen. Eine handlungstheoretisch orientierte Evaluationsstudie am Großraum der Laborschule Bielefeld, Frankfurt/Main 1985.

Torberg, Friedrich: Der Schüler Gerber, München 1994.

Zinnecker, Jürgen: Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim, München 2001.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:
Nachweis: „Der breite und der schmale Weg. Kolorierte Lithografie (1866)“, in: Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raums, Stuttgart 1968, S. LXXXVI.

Abbildung 2:
Nachweis: Schülerzeichnung (2002)

Abbildung 3:
Nachweis: Foto d. Verf. (2002)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Abbildung 4:
Nachweis: „Das Paradiesgärtlein, Oberrheinischer Meister um 1410/20, Frankfurt, Städel“, in: Bodo Brinkmann/Stephan Kemperdick, Deutsche Gemälde im Städel 1300-1500, Mainz 2002, Abb. 85, S. 95.

Abbildung 5:
Nachweis: Schülerzeichnung (2002)

Abbildung 6:
Nachweis: Foto der Verf. (2002)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Roland Lippuner/Julia Lossau

IN DER RAUMFALLE. EINE KRITIK DES SPATIAL TURN IN DEN SOZIALWISSENSCHAFTEN

1. Einleitung

In der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Phänomenen der Spät- oder Postmoderne verbreitet sich in jüngerer Zeit die Ansicht, aktuelle Problemlagen seien vorwiegend räumlicher Art. Die einer unbestreitbaren Globalisierung innewohnende „Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen" werfe unweigerlich Fragen nach der Neu-Konfiguration des Verhältnisses von Gesellschaft und Raum auf.[1] Daher müsse die sozialtheoretische Betrachtungsweise den räumlichen Kategorien (wieder) einen größeren Stellenwert beimessen und vom Vorrang der Zeitdimension auf einen stärker raumzentrierten Fokus umstellen. Wo noch vor kurzem über das „Verschwinden des Raums" räsoniert wurde, herrscht nun offenbar Erleichterung über die „Wiederkehr des Raums".[2] Dieser weithin ausgerufene *spatial turn* der Sozial- und Geisteswissenschaften begründe sich im Bedarf neuer Begriffe für die Beschreibung einer neuen Ordnung der Welt, die im Zuge der Globalisierung vor aller Augen entstehe.

Die Rede von einem *spatial turn* ist in doppelter Hinsicht kurzsichtig. Erstens ist sie theoretisch kurzsichtig – suggeriert sie doch, dass räumliche Kategorien zuvor keinen oder nur einen geringen Stellenwert in der sozialwissenschaftlichen Beobachtung und Beschreibung von Gesellschaft hatten. Eine solche Auffassung mag dem „soziologischen Tunnelblick" derjenigen geschuldet sein, die neuerdings bemerken, „dass Raum wieder als Problem wahrgenommen wird."[3] Dem ist zum einen entgegen zu halten, dass die räumliche Dimension sozialer Wirklichkeit auch innerhalb der Sozialwissenschaften (jenseits der disziplinären Grenzen der Soziologie – etwa in der Geographie oder der Ethnologie) seit langem problematisiert wird. In diesen Zweigen sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung fristet der Raum auch als theoretisch reflektierter Terminus keineswegs „ein kümmerliches Dasein".[4] Zum

1 Anthony Giddens: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/Main 1995, S. 85.
2 Siehe etwa Rudolf Maresch/Niels Weber: „Permanenzen des Raums", in: dies. (Hg.), Raum – Wissen – Macht, Frankfurt/Main 2002, S. 7-30.
3 Martina Löw: Raumsoziologie, Franfurt/Main 2001, S. 11.
4 R. Maresch/N. Weber: Permanenzen des Raums, S. 12.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

anderen muss hervorgehoben werden, dass auch die scheinbar „raumvergessenen“ Sozialwissenschaften unter der Hand immer schon räumliche Kategorien verwendeten und – ohne darauf ein spezielles Augenmerk zu richten – räumliche Ordnungsschemata in Anschlag brachten. Prägnante Beispiele dafür sind räumliche Definitionen von Gesellschaften und Kulturen, welche in der Regel bis heute als territorial oder regional begrenzte Einheiten gedacht werden, „so dass Brasilien eine andere Gesellschaft ist als Thailand, die USA eine andere als die Russlands, aber dann wohl auch Uruguay eine andere als Paraguay.“[5]

Zweitens ist die Rede von einem *spatial turn* politisch kurzsichtig. Ohne damit eine ebenso kurzsichtige Tabuisierung des Raumbegriffs aufrecht erhalten zu wollen, soll im Folgenden gezeigt werden, dass auch in der „neuen“ raumzentrierten Sicht soziale Konstrukte als dinghaft gegebene Objekte erscheinen. Auch die aktuelle Diskussion von Raumfragen neigt dazu, Gesellschaft mit Physischem (Raum) zu verknüpfen und dabei Produkte sozialer Praktiken in scheinbar natürliche „geographische Gegebenheiten“ zu verwandeln. Sie kann so zumindest eine Grundlage dafür schaffen, soziale Konstellationen (erneut) als „geopolitische Gegebenheiten“ (z.B. Deutschlands Mittellage) auszuweisen. Kontingente soziale Wirklichkeit wird dabei der gesellschaftlichen Verfügbarkeit enthoben und ihres politischen Gehalts letztlich entledigt.

Vor diesem Hintergrund untersucht unser Beitrag konzeptionelle Schwierigkeiten der sozialtheoretischen Verwendung von Raumbegriffen sowie die damit verbundenen Fallstricke der Verräumlichung des Sozialen. Zu diesem Zweck wird im zweiten Abschnitt zunächst die vermeintliche Renaissance des Raums diskutiert. Das diesbezüglich hervorzuhebende Theorieproblem betrifft die analytische Trennung zwischen geographischem Raum (Physis) und sozialem Raum (Gesellschaft) – eine Unterscheidung also, die aufrecht- und auszuhalten der sozialwissenschaftlichen Theorie keine größeren Schwierigkeiten bereiten sollte. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass auch arrivierte Vertreterinnen und Vertreter sozialwissenschaftlicher Theoriebildung dazu tendieren, die beiden (Be-)Reiche zu vereinen und soziale Beziehungen in räumliche Strukturen zu übersetzen. Das soll im dritten Abschnitt anhand einschlägiger Arbeiten von Pierre Bourdieu nachvollzogen werden. Im Anschluss daran wird im vierten Abschnitt eine Rekonstruktion der Produktion des (sozialen) Raums entworfen, welche die politische Wirkungsmacht von Raumkonstruktionen sichtbar macht, anstatt sie in vermeintlich unumstößlich Da-Seiendes zu verwandeln. Um einen Weg aus der sozialwissenschaftlichen „Raumfalle“ aufzuzeigen, werden Möglichkeiten skizziert, die Konstruktion von Raum (auch die wissenschaftliche) als eine politisch machtvolle Praxis zu entlarven. Ansatzpunkte hierzu finden sich etwa im Postkolonialismus oder in der Systemtheorie. Beide Perspektiven lehnen essentialistische Konzeptionen ab und fassen Räume als Basiskategorien der Bezeichnung oder als Ordnungs-

5 Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/Main 1997, S. 25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

beschreibungen, mittels derer die Vielfalt möglicher Wirklichkeiten auf die eine, vermeintlich natürliche Wirklichkeit reduziert wird.

2. Die Raumfalle des *spatial turn*

Kulturelle Praktiken erscheinen heute, bei uns ebenso wie anderswo, in eine „Dialektik des Globalen und Lokalen" verstrickt.[6] So will es zumindest das Gros der Autorinnen und Autoren, die sich mit der Frage befassen, „in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben".[7] Auch wenn die verschiedenen Gegenwartsdiagnosen die faktische Veränderung sozialer Beziehungen unter globalisierten Lebensbedingungen ganz unterschiedlich bewerten, tendieren sie doch insgesamt dazu, in der veränderten räumlichen Dimension der Spät- oder Postmoderne eine besondere Herausforderung zu sehen. Die wirtschaftliche, politische und kulturelle Dynamik der Gegenwart, so wird argumentiert, verändere die gewohnten räumlichen Strukturierungen, und noch das scheinbare Verschwinden des Raums durch das Zusammenwachsen der Welt zum „Globalen Dorf" erfordere dessen Thematisierung. So wurde nach dem *linguistic*, dem *discursive* und dem *cultural turn* der *geographical* bzw. *spatial turn* aus der Taufe gehoben.[8] Dieses jüngste Mitglied der großen Familie sozialwissenschaftlicher Wenden markiert seinen angelsächsischen Patinnen und Paten zufolge das Ende der Vorherrschaft der Kategorie „Zeit" über die Kategorie „Raum".[9]

Auch in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften sind mehr und mehr Arbeiten zu finden, die sich explizit mit den räumlichen Dimensionen gesellschaftlicher Prozesse auseinandersetzen.[10] Dies ist insofern bemerkenswert,

6 Vgl. Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart 1997, S. 1.

7 Vgl. Armin Pongs (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, Bd. 1, München 1999.

8 Vgl. etwa Michael R. Curry: „Postmodernism, language, and the strains of modernism", in: Annals of the Association of American Geographers 81 (1991), S. 210-228.

9 In diesem Kontext wird betont, dass die Zeiten, in denen die räumliche Dimension zugunsten der zeitlichen unterprivilegiert oder vernachlässigt gewesen sei, der Vergangenheit angehörten (vgl. Edward Soja: Postmodern geographies. The reassertion of space in critical social theory. London 1989). Ein ähnliches Argument findet sich bei Michel Foucault: Während das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Geschichte gewesen sei, betreffe, so Foucault, „die heutige Unruhe grundlegend den Raum". Vgl. Michel Foucault: „Andere Räume" , in: ders., Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien, hg. v. Jan Engelmann, Stuttgart 1999, S. 145-157, hier S. 147.

10 Vgl. etwa Thomas Krämer-Badoni/Klaus Kuhm (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie, Opladen 2003; Martina Löw: Raumsoziologie; Ulrich Beck: Was ist Globalisierung?, Frankfurt/Main 1997; Rudolf Stichweh: Die Weltgesellschaft, Frankfurt/Main 2000. Auch in den Geisteswissenschaften, und hier insbesondere im Bereich der Geschichte, kann eine

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

als sich die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland gebräuchliche Raumsemantik als Wegbereiterin für die nationalsozialistischen Expansionsbestrebungen erwies und nach dem Zweiten Weltkrieg nachhaltig diskreditiert war.[11] So war noch 1994 zu lesen, dass „Geopolitik" – der Inbegriff der Verbindung von Raumdenken und Nationalsozialismus – in Deutschland ein Reiz- und Tabuwort geblieben sei.[12] In Zeiten globaler weltpolitischer Umbrüche hingegen scheint das Wort (wieder) die Möglichkeit zu eröffnen, allerhand Reiz- und Tabuthemen zu kommunizieren. Sei es die Legitimität militärischer Auslandseinsätze aufgrund geopolitisch motivierter „ethnischer Konflikte" oder (nach wie vor) die Schicksalhaftigkeit „unserer" geopolitisch unhintergehbaren Mittellage, die „uns", wie der ehemalige Bundespräsident von Weizsäcker schreibt, „nach 1914 in zwei Weltkriege geführt hat"[13]: Geopolitik ist zu einem Zauberwort geworden, das, wie alle Zauberwörter „gerade das her[zaubert], was gesagt werden soll."[14]

Diese Entwicklung mag man begrüßen oder mit Besorgnis betrachten – wegdiskutieren jedenfalls lässt sich die aktuelle Vorliebe für den Raum auf der faktischen Ebene der Auseinandersetzung nicht. In erkenntnistheoretischer Hinsicht hingegen kann gefragt werden, was eigentlich das Neue am *spatial turn* ist. Dann stellt sich schnell heraus, dass sozialwissenschaftliche Theorien schon vor der räumlichen Wende, von ihrem institutionellen Anbeginn an, mit bestimmten räumlichen Vorstellungen ausgestattet waren. Die wirkungsvollste „hidden geography" des sozialwissenschaftlichen Mainstreams dürfte die nationalstaatliche Ordnung gewesen sein. Auch heute noch, in Zeiten der Globalisierung, wird die Welt kaum anders beobachtet als durch jene Brille, die den Blick auf die „Raumblöcke" der Nationalstaaten lenkt.[15] Vor diesem Hintergrund wird nicht nur deutlich, dass die Behauptung einer traditionellen Unterprivilegierung des Raums nur wenig überzeugend ist. Es stellt sich auch die

„Raumwende" diagnostiziert werden (vgl. etwa Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München, Wien 2003).

11 Die (vermeintliche) Angst der Deutschen vor dem Raum, die auch den Historikerstreit anheizte, kann als deutsches Spezifikum betrachtet werden (für eine knappe Darstellung etwa des französischen Diskurses um Raum und Geschichte vgl. Mechthild Rössler: „Vorwort", in: Yves Lacoste, Geographie und politisches Handeln, Berlin 1990, S. 7-11).

12 Joachim Fritz-Vannahme: „Die Nation als Idee und Theater. Der französische Geograph Yves Lacoste zeigt, dass Geopolitik nicht notwendig reaktionär ist", in: Die Zeit vom 11.02.1994.

13 Richard von Weizsäcker: „Maastricht als historische Chance begreifen", in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.04.1992.

14 Armin Nassehi: „Die ‚Welt'-Fremdheit der Globalisierungsdebatte. Ein phänomenologischer Versuch", in: Soziale Welt 49 (1998), S. 151-166, hier S. 152.

15 Vgl. Doreen Massey: „Imagining globalisation: power-geometries of time-space", in: dies., Power-geometries and the politics of space-time. Hettner-Lecture 1998 with Doreen Massey = Hettner-Lectures 2. Heidelberg 1999, S. 9-23; s. auch Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/Main 1998, S. 16-35.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Frage, ob die Rede von der neuen Bedeutung des Raums ihre Legitimation tatsächlich aus den veränderten empirischen Fakten einer neuerdings globalisierten Welt beziehen kann. Wenn die Welt vor der Globalisierung nicht weniger „räumlich" war – und auch als solche betrachtet wurde –, liegt die Vermutung nahe, dass sich diese Rede gerade nicht empirischen Fakten, sondern einer kognitiven Verschiebung verdankt; dass also die Rede von der neuen räumlichen Problemdimension in erster Linie die *Rede* von der neuen räumlichen Problemdimension darstellt.

Diese Rede kann zudem in politischer Hinsicht kritisiert werden. Denjenigen, die an der „neuen Raumdebatte" teilnehmen, gelingt es meist nicht, die alte „Raumfalle" der Sozialwissenschaften zu umgehen. Viele Beiträge zur Globalisierung, und insbesondere zur kulturellen Globalisierung, sind letztlich mit einer sehr herkömmlichen Vorstellung von der Existenz territorial-kultureller Einheiten verbunden, die ihren angestammten Platz irgendwo (wenn nicht: irgendwo anders!) auf der Erdoberfläche haben. Auch in der Betonung einer „Entbettung" territorial verankerter Kulturen – Stichwort Multikulturalismus – schwingt eben noch die Vorstellung von stabilen, geographisch-kulturellen Einheiten mit.[16] Hinter dieser Vorstellung steckt der klassische geographische Gegenstand der „Raumgestalten", in denen, wie der Sozialgeograph Benno Werlen schreibt, „‚Natur', ‚Kultur' und ‚Gesellschaft' zu einer Einheit zusammengewachsen" sind.[17] Mit anderen Worten: Raumgestalten wie der Nationalstaat, der „Kulturkreis" oder auch der Kontinent leben davon, dass sie „Nichträumliches (z.B. Soziales) als räumlich-materiell Fixierbares, Verankertes, Bedingtes, Verursachtes, Steuerbares, ja als weitgehend bis ganz und gar Räumliches oder Physisch-Materielles erscheinen […] lassen".[18] Dabei wird Soziales oder Kulturelles mit dem geographischen (Erd-)Raum verbunden; je nach Perspektive auf Natur projiziert, an Natur adressiert oder mit Natur verschmolzen und so letztlich seines politischen Gehalts enthoben. Um diese Naturalisierung von Nicht-Natürlichem, oder: die reifizierende Verräumlichung von Sozialem, aufbrechen zu können, bräuchte es einen Raumbegriff, der seinen Gegenstand nicht als physisch-materiellen, sondern konsequent als „anthropomorphischen" denkt – oder zumindest in der Lage ist, zwischen sozialer und physischer Welt, zwischen sozialem und geographischem Raum zu unterscheiden. Diese Unterscheidung bildet den Problemgesichtspunkt, unter dem wir im Folgenden einschlägige Arbeiten Pierre Bourdieus diskutieren.

16 Warum sollte man sich über die verstärkte Präsenz von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland auslassen, wenn man nicht doch davon ausgeht, dass diese Menschen ihren eigentlichen geographischen Ort haben und damit in Deutschland erst einmal „fehl am Platze" sind?

17 Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, S. 44.

18 Gerhard Hard: „Raumfragen", in: Peter Meusburger (Hg.), Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart 1999, S. 133-162, hier S. 156.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

3. Sozialer und physischer Raum

Der Name Pierre Bourdieu taucht in jüngerer Zeit verstärkt in sozialwissenschaftlichen Arbeiten über Raum und soziale Praktiken auf. Zusammen mit der Strukturationstheorie von Anthony Giddens sind Bourdieus Arbeiten eine scheinbar zitierpflichtige Bezugsquelle, wenn es um die sozialtheoretische Auseinandersetzung mit Raumfragen geht. Bourdieu selbst gibt in der vielbeachteten Publikation *Sozialer Raum und ‚Klassen'* an, dass sich die soziale Welt „in Form eines – mehrdimensionalen – Raums" darstellen lasse.[19] Obwohl Bourdieu bereits in seinen frühen Studien der „kabylischen Gesellschaft" oder in seiner Untersuchung der „Erbfolge im französischen Béarn" der Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Raum nachgeht[20], führt vor allem seine begriffliche Konzeption eines sozialen Raums zu der Einschätzung, Bourdieu habe „wie kein anderer den Raumgebriff in den Sozialwissenschaften populär gemacht".[21] Im Rahmen der Konzeption des sozialen Raums verwendet Bourdieu jedoch ein Raumbild, das von dem in früheren Studien thematisierten „geographischen Raum" sorgsam zu unterscheiden ist.

Die Struktur des sozialen Raums ist keine Anordnung physischer Objekte, die irgendwo auf der Erdoberfläche zu finden wäre. Der soziale Raum ist vielmehr ein relationales Ordnungsschema für die soziale Welt, die man anhand der sozialen Beziehungen und der sozialen Distanzen *als* Raum *beschreiben* könne. Mit dieser Konzeption erteilt Bourdieu zum einen jenen Ansätzen eine Absage, die gesellschaftliche Sachverhalte ausschließlich auf die Absichten und Zwecksetzungen von Individuen zurückführen wollen. Zum anderen wendet er sich gegen diejenigen Theorien der sozialen Welt, die soziale Praktiken als mechanistische Ausführung der Vorgaben einer starren strukturellen Ordnung darstellen. Stattdessen versucht Bourdieu, die „komplexe, jenseits der gewöhnlichen Alternativen von Objektivismus und Subjektivismus [...] bestehende Relation zwischen den objektiven Strukturen und den subjektiven Konstruktionen" zu erfassen.[22] Für diesen Versuch ist die Auffassung entscheidend, dass die Wahrnehmung und das Handeln der Akteure in der sozialen Welt von objektiven Relationen zwischen den Positionen im sozialen Raum abhängen, die selbst das historisch kontingente Produkt von sozialen Praktiken sind. Daraus folgt, dass sowohl die zu einem bestimmten Zeitpunkt beobachtbare Struktur des sozialen Raums – d.h. die Verteilung von sozialem, kul-

19 Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1985, S. 9.

20 Vgl. Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt/Main 1976, S. 48ff. und Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1987, S. 264ff. Bourdieu geht darin u. a der Frage nach, wie die symbolischen Strukturen einer Gesellschaft die Wahrnehmung der natürlichen und gebauten Umwelt sowie die raumbezogenen Alltagspraktiken der Akteure – Wohnen, (Feld-)Arbeit, Kochen, Essen, Schlafen etc. – bestimmen.

21 M. Löw: Raumsoziologie, S. 179.

22 Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/Main 1998, S. 26.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

turellem und ökonomischem Kapital – als auch deren Repräsentation durch symbolische (Klassifikations-)Systeme Gegenstand politisch-praktischer Auseinandersetzungen sind. Sie sind mit anderen Worten der vorläufige Stand in einem Kampf um die „Durchsetzung von Prinzipien der Vision und Division von Welt".[23]

Wie sieht nun Bourdieu zufolge das Verhältnis zwischen dem sozialen Raum, dem Raum der sozialen Unterschiede, und dem physischem Raum aus? Oder, in Bourdieus Worten, wie bestimmt die „Lokalisierung an einem Punkt [...] des physischen Raums [...] die Vorstellung der Akteure von ihrer Stellung im sozialen Raum, und damit: ihr praktisches Handeln"?[24] Ungeachtet seiner ausgiebigen Verwendung von Raumbegriffen geht Bourdieu erst in dem Aufsatz *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum* vertieft auf den Zusammenhang von sozialem und physischem Raum ein.[25] Als konkreten Anlass zu dieser Auseinandersetzung führt er die simplifizierende und klischeehafte Rede von „problematischen Banlieues" oder „Ghettos" an.[26] Wenn bei der sozialwissenschaftlichen Untersuchung solcher emotional und politisch aufgeladenen Phänomene substantialistische Verkürzungen vermieden werden sollen, müsse man „die Wechselbeziehungen zwischen den Strukturen des Sozialraums und jenen des physischen Raums" genau analysieren.[27] Zwar besteht das Ziel seiner Analyse darin, auf die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen sozialem und physischem Raum aufmerksam zu machen, um reifizierendes Sprechen über soziale und kulturelle Phänomene zu vermeiden. Ironischer Weise ist es aber genau diese Auseinandersetzung – d.h. die Auseinandersetzung mit den Wechselbeziehungen zwischen sozialem und physischem Raum –, die den Theoretiker des sozialen Raums letztlich in die oben beschriebene Raumfalle führt.

Als zugleich soziale Akteure und biologische Individuen seien Menschen, wie Bourdieu am Anfang dieses Aufsatzes konstatiert, in zweierlei Hinsicht ortsgebunden. Aufgrund ihrer Körperlichkeit seien sie an einem Ort situiert, der „absolut als [...] Punkt im physischen Raum" definiert werden könne, und sie seien „an einem konkreten Ort des Sozialraums angesiedelt".[28] Die anhand der Körperstandorte mögliche Lokalisierung im physischen Raum und die Verortung an einer Position im sozialen Raum werden also zunächst auseinandergehalten. Diese Trennung von Physischem und Sozialem geht aber im Verlauf des Textes verloren, weil Bourdieu die Beobachtung der alltagsweltlich

23 Ebd., S. 23.

24 Pierre Bourdieu: „Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum", in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume. Frankfurt/Main, New York 1991, S. 25-34.

25 Vgl. ebd. Die Arbeit erscheint 1993 in einer teilweise überarbeiteten Fassung auf Französisch unter dem Titel *Effets de lieu* in *La misère du monde* und daraufhin deutsch mit dem Titel *Ortseffekte* in *Das Elend der Welt* (Pierre Bourdieu: „Ortseffekte", in: ders. u. a., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 159-167).

26 P. Bourdieu: Ortseffekte, S. 159.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 160.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

praktizierten Projektion von Sozialem auf Physis unter der Hand zur theoretischen Grundlage der Erklärung von sozialen Praktiken macht und die daraus resultierenden „sozial-materiellen Ganzheiten“ in analytische Kategorien verwandelt. Kurz: Bourdieus Analyse verfällt selbst in einen naturalisierenden Diskurs, der die soziale Logik der Konstitution und Mystifikation von „problematischen Banlieues“ oder (für deutsche Verhältnisse) „sozialen Brennpunkten“ eher verschleiert als sichtbar macht.

So stellt Bourdieu fest, dass sich der soziale Raum „tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise“ im physischen Raum realisiere.[29] Anders ausgedrückt, der soziale Raum weise die Tendenz auf, sich „in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften“ im physischen Raum niederzuschlagen.[30] Gemeint ist damit, dass sich beispielsweise die (ungleiche) gesellschaftliche Verteilung von ökonomischem und kulturellem Kapital in der Geographie einer Stadt als „Konzentration von höchst seltenen Gütern und ihren Besitzern an bestimmten Orten des physischen Raums (Fifth Avenue, rue de Faubourg Saint-Honoré)“ abzeichnet oder als Bildung von Regionen, in denen sich „ausschließlich die Ärmsten der Armen wiederfinden (bestimmte Vorstätte, Ghettos).“[31] Insgesamt könne man sagen, dass sich alle wesentlichen Gegensätze des sozialen Raums im bewohnten Raum wiederfinden. In der sozialen Praxis erscheine der physische Raum daher stets als ein „angeeigneter physischer Raum“, wobei die Aneignung nicht nur Kapital (neben ökonomischem unter Umständen auch soziales oder kulturelles) erfordere, sondern selbst wiederum „Raumprofite“ abwerfen könne.[32] Solche Raumprofite bestünden beispielsweise darin, dass die Verfügungsmacht über Raum es ermögliche, störende oder unerwünschte „Dinge oder Personen auf (physische) Distanz zu halten“ – aber vor allem darin, dass die (physische) Nähe zu seltenen und begehrten Gütern oder Einrichtungen (genauer: zu räumlichen Gegenständen mit hohem symbolischem Kapital) selbst eine „distinktive Eigenschaft“ sei und „Distinktionsprofite“ erbringe[33]: Die Aneignung „exklusiver Räume“ erfordere nicht nur eine bestimmte Form von Kapital, sie zahle es gewissermaßen zurück, indem sie alle diejenigen, die Zutritt zu diesen Räumen erlangen, mit zusätzlichem symbolischem Kapital ausstatte (symbolisch „aufwerte“).[34]

Bourdieus Diagnose einer vielfachen Überlappung und Verschmelzung von Sozialem und Physischem im angeeigneten physischen Raum mag eine treffende Beobachtungen alltagsweltlicher Denk- und Handlungsweisen sein. Sie sollte aber (gerade deshalb) nicht dazu verleiten, physisch objektivierte so-

29 P. Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, S. 28
30 Ebd., S. 25.
31 P. Bourdieu: Ortseffekte, S. 161.
32 P. Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, S. 31.
33 Ebd.
34 Dieser „Klub-Effekt“ (ebd., 33) wirke freilich auch in seiner Umkehrung als „Ghetto-Effekt“ (ebd.), z. B. als Stigmatisierung aufgrund einer bestimmten Herkunft.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ziale Strukturen als gegeben hinzunehmen und die räumliche Verteilung von Objekten oder Akteuren als Erklärung der damit verbundenen sozialen Praktiken heranzuziehen. Genau darauf läuft Bourdieus Argumentation letztlich jedoch hinaus, wie man bei genauer Lektüre feststellen kann. Zwar konzediert Bourdieu, dass ein besonderer Effekt der dauerhaften „Einschreibung der sozialen Realität in die physische Welt" die damit einhergehende Tendenz einer Naturalisierung sozialer Verhältnisse sei.[35] Auch hält er fest, dass die durch soziale Praktiken erzeugten Differenzen durch ihre Verräumlichung „als in der Natur der Dinge liegend erscheinen" können.[36] Und er betont, dass die in der sozialen Welt vorgenommene Projektion von Sozialem auf Physis einen „Teil der *Beharrungskraft* der Strukturen des Sozialraums" begründe, die sich als „physisch verwirklichte bzw. objektivierte" soziale Gegensätze nur „um den Preis [...] eines Umzugs von Dingen" verändern lassen."[37]

Anstatt diese und ähnliche Prozesse alltagspraktischer Naturalisierung oder Verdinglichung genauer zu analysieren, schlägt Bourdieu aber vor, den Blick direkt auf die Ordnung der Dinge im angeeigneten physischen Raums zu richten und darin die Strukturen des sozialen Raums abzulesen. Er macht die einer Verräumlichung des Sozialen innewohnende Reifikation implizit zur Grundlage seiner eigenen Beobachtung, wenn er schreibt, dass „der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben."[38] Zwar mag auch diese Argumentation durch den common sense und die Alltagssprache gestützt sein; eine sozialwissenschaftliche Erklärung lässt sich darauf jedoch nicht aufbauen. Man müsste, um der Logik dieser Denkweise zu folgen, davon ausgehen, dass physische Distanzen oder Lokalisierungen soziale Unterschiede oder Eigenschaften eindeutig indizieren.[39] Physische Distanzen und Orte im physischen Raum können in sozialer Hinsicht aber alles Mögliche oder auch gar nichts bedeuten. Nicht die räumliche Nähe oder Distanz schafft, wie man etwa bei Simmel nachlesen kann, „die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit", also die im sozialen Raum

35 Ebd., S. 26.

36 P. Bourdieu: Ortseffekte, S. 160. Solche Verdinglichungen würden vor allem dadurch befördert, dass sich die „im physischen Raum objektivierten […] sozialen Gegensätze" (ebd., S. 162) durch „andauernde und unzählige Male wiederholte Erfahrungen räumlicher Distanzen" (ebd.) in Wahrnehmungs- und Denkprinzipien verwandeln.

37 Ebd., S. 160.

38 P. Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, 26.

39 Dadurch würde man – um ein überspitztes Beispiel zu bemühen – in etwa so verfahren, wie ein naiver Beobachter einer Alltagssituation in Berlin, der alle Personen, die er aus dem Haus am Werderschen Markt 1 kommen sieht, für Mitglieder des deutschen Außenministeriums hält. Man würde dabei einer räumlichen Variante des „Mysteriums des Ministeriums" (P. Bourdieu: Sozialer Raum und ‚Klassen', S. 38) auf den Leim gehen, die derart trivial ist, dass ihr jede Magie abgeht.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

vollzogenen Grenzen und Einteilungen.[40] Zwar mögen soziale Präferenzen häufig an physischen Markierungen festgemacht sein und im bewohnten Raum ihren Niederschlag finden. Aber nur wenn man jenen Substantialismus wieder aufbringt, den Bourdieu mit der Konzeption des sozialen Raums eigentlich auszuräumen hofft, kann man von der Kohabitation im physischen Raum auf eine gemeinsame Position im sozialen Raum schließen. Man müsste, wie Bourdieu an anderer Stelle denn auch schreibt, „eine heimliche Umkehrung von Ursache und Wirkung“[41] vornehmen, wenn man von den Anordnungen und Distanzen im physischen Raum auf Positionen und Differenzen im sozialen Raum schließen wollte.

Genau zu dieser „Umkehrung“ und damit zu jener absurden Entkopplung der sozialen Differenzen von den sozialen Praktiken, die oben als theoretisch und politisch kurzsichtige Implikation des *spatial turn* dargestellt wurde, (ver-)führt aber letztlich auch die von Bourdieu postulierte „Verschmelzung“ des sozialen und des physischen Raums im angeeigneten physischen Raum. Daran ändert auch Bourdieus Warnung nichts, dass verräumlichte soziale Gegensätze für die wissenschaftliche Beobachtung „Fallen“ darstellen – „und zwar dann, wenn der unvorsichtige Beobachter [...] sie unhinterfragt als solche nimmt und damit unweigerlich in einen substantialistischen und realistischen Ansatz gerät, der das Wesentliche gerade unterschlägt“.[42] Denn in dieser „Raumfalle“ droht auch die wissenschaftliche Beobachtung zu landen, wenn sie Bourdieu beim Wort nimmt und bei der Beschreibung sozialer Praktiken davon ausgeht, dass jeder Akteur charakterisiert sei „durch den Ort, an dem er mehr oder minder dauerhaft situiert ist“[43].

4. Raum als politische Kategorie

Wie gesehen, verleitet auch Bourdieus Konzeption eines sozialen Raums zu substantialistischem Denken; führt auch die Verknüpfung von sozialem und physischem Raum im angeeigneten physischen Raum in die im zweiten Kapitel beschriebene Raumfalle. Vor diesem Hintergrund möchten wir abschließend mögliche Arbeitsperspektiven einer sozialwissenschaftlichen Forschung skizzieren, die Raum konsequent als Element sozialer (Repräsentations-)

40 Georg Simmel: „Soziologie des Raumes“, in: ders., Schriften zur Soziologie, Frankfurt/Main 1983, S. 221-242.

41 Pierre Bourdieu: „Männliche Herrschaft revisited“, in: Feministische Studien 15 (1997), S. 88-99, hier S. 93.

42 P. Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, S. 29. Das Wesentliche, das sind hier die Strukturen und die „Gesetze“ des sozialen Raums, die der Lokalisierung von Akteuren im physischen Raum sowie der symbolischen Aneignung von Orten zu Grunde liegen und daher den Zutritt zu bestimmten Räumen sanktionieren. Ihre Reifikation durch Verräumlichung lasse sie als quasi natürlich oder gegeben erscheinen und verdecke ihre fortwährende Produktion und Reproduktion in sozialen Praktiken.

43 Ebd., 25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Praktiken denkt. Dabei orientieren wir uns an verschiedenen Ansätzen, insbesondere aus den Bereichen des Postkolonialismus und der Systemtheorie, denen gemeinsam ist, dass sie vor dem Hintergrund der Kontingenz aller Wirklichkeit operieren. Aus ihrer jeweiligen Perspektive kann gesellschaftliche Wirklichkeit nicht unabhängig von ihrer Beobachtung und Beschreibung vorliegen, weil es schlicht „keine Möglichkeit [gibt], aus dem Reich der Kommunikation und der kulturellen Bezeichnungen, aus dem Zeichenuniversum der Sprache und der Bedeutungen [...] herauszutreten."[44] Demzufolge kann nichts gedacht werden, was extra-diskursiv wäre; was „nicht mindestens noch durch seine Bezeichnung bedingt wäre, durch seine kulturelle sprachliche oder auch nicht-sprachliche Repräsentation."[45]

Die Unmöglichkeit eines unmittelbaren Zugriffs auf eine vorgängige Wirklichkeit bezieht sich folglich auch auf Räume und Räumliches. In konstruktivistischer Perspektive wird der geographische Raum als soziales Konstrukt betrachtet, das, wie auch der soziale Raum, nicht vorgängig und voraussetzungslos, sondern im Gegenteil erklärungsbedürftig ist. Raum – auch im physisch-materiellen Sinne gedachter – kann nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein Bild darstellen, das sich „ein vorwaltender kultureller Konsens von der Welt gemacht hat".[46] Damit wird die scheinbar objektive Anordnung von Dingen im Raum zur symbolischen oder, wie Edward Said schreibt, zur „imaginativen Geographie"[47], die ihre Existenz einer machtvollen Praxis der Bezeichnung (*practice of designating*) verdankt. Als entscheidendes Moment dieser Praxis gilt aus postkolonialer Sicht die Fixierung und Normalisierung des Eigenen und der Anderen: „its political function being to incorporate and regulate ‚us' or ‚the same' by distinguishing ‚us' from ‚them', the same from the ‚other'".[48] Die grundlegende Unterscheidung wiederum, die Unterscheidung zwischen Eigenem und Anderem, folgt, wie Said im Anschluss an Claude Lévi-Strauss formuliert, aus dem geistigen Verlangen nach Ordnung. Letzteres resultiert in dem Bestreben, allen Objekten und Identitäten einen bestimmten Platz zuzuweisen bzw. alles an Ort und Stelle zu bringen.[49] Dieser Prozess der *Verortung* vermag nicht nur die Überzeugung herzustellen, die verorteten Objekte und Identitäten, das Eigene und das Andere, existierten in einem objektiven Sinn. Er sorgt auch dafür, dass die gesamte (Raum-)Ordnung als eine Ordnung erscheint, die so und nicht anders ist.

44 Armin Nassehi: „Die Paradoxie der Sichtbarkeit. Für eine epistemologische Verunsicherung der (Kultur-) Soziologie", in: Soziale Welt 50 (1999), S. 349-362, hier S. 354-355.

45 Ebd., S. 355.

46 Adolf Muschg: „Der Raum als Spiegel", in: Dagmar Reichert (Hg.), Räumliches Denken, Zürich 1996, S. 47-55, hier S. 50.

47 Said, Edward: Orientalism, New York 1978, S. 54.

48 Simon Dalby: „Critical geopolitics: discourse, difference, and dissent", in: Environment and Planning D: Society and Space 9 (1991), S. 261-283, hier S. 274.

49 Die dabei entstehende Ordnung ist freilich nicht durch die Natur der Objekte, sondern vom Standpunkt der Verortung bestimmt.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Aus postkolonialer Perspektive existieren Räume – sei es als Ganze oder in Teilen – dennoch (oder gerade deshalb) lediglich in Raumbildern, und diese Raumbilder stellen spannungsgeladene Konstellationen von Macht und Wissen dar, „die in einem ‚Hier' zentriert sind und auf ein ‚Dort' projiziert werden".[50] Sie erhalten ihre Objektivität durch die Verortung essentialistisch gedachter Entitäten auf anscheinend natürlicher Grundlage und können gleichwohl „den Makel jenes Privilegs der Bezeichnung vor der vermeintlich empirischen Wahrheit, die selbst wiederum nur bezeichnet werden kann, nicht loswerden."[51] Vor diesem Hintergrund könnte sich sozialwissenschaftliche Forschung darum bemühen, das weite Feld einer „Politik der Verortung" zu analysieren, also jene Praktiken zu untersuchen, in denen die Vielfalt möglicher Wirklichkeiten vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt auf geographische Abstraktionen reduziert und in eine bestimmte Ordnung gebracht wird – wodurch andere mögliche Ordnungen ausgeschlossen und andere mögliche Wahrheiten marginalisiert werden.[52] Damit würde Stellung gegen eine Vorstellung bezogen, die der britische Geograph Felix Driver als „geographischen Essentialismus" bezeichnet und die von Edward Said wie folgt beschrieben wird[53]: „the notion that there are geographical spaces with indigenous, radically ‚different' inhabitants who can be defined on the basis of some religion, culture, or racial essence proper to that geographical space"[54]. In einer solchen Forschungsperspektive, in der Räume nicht als natürliche Entitäten, sondern als Resultate von Praktiken der Zuweisung betrachtet werden, würde das Bild eines vermeintlich vorgängigen, unschuldigen Raums im Sinne einer materialistisch-physikalischen Entität korrigiert und die Konstruktion von Raum als machtvolle politische Praxis entlarvt.

Ein solches Forschungsprogramm wäre u. a. auch für systemtheoretische Konzeptionen anschlussfähig.[55] Aus systemtheoretischer Sicht sind Raum und

50 Derek Gregory: „Between the book and the lamp: imaginative geographies of Egypt, 1849-50", in: Transactions of the Institute of British Geographers 20 (NS) (1995), S. 29-57, hier S. 29 (Übersetzung JL).

51 Armin Nassehi: „Das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit. Unschärfen im Diskurs um die ‚multikulturelle Gesellschaft'", in: ders. (Hg.), Nation, Ethnie, Minderheit. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 177-208, hier S. 191.

52 Julia Lossau: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt, Bielefeld 2002.

53 Felix Driver: „Geography's empire: histories of geographical knowledge", in: Environment and Planning D: Society and Space 10 (1992), S. 23-40.

54 E. Said: Orientalism, S. 322.

55 Anschlussmöglichkeiten bestehen aber durchaus auch für Überlegungen, die sich bei Bourdieu finden: z. B. für dessen Erörterung der „Macht der Repräsentation". In diesem Zusammenhang betont Bourdieu, dass es bei räumlichen Kategorisierungen im Allgemeinen und bei der „Auseinandersetzung um die ethnische oder regionale Identität" im Speziellen stets darum geht, „Prinzipien der sozialen Gliederung (*di-vision*) und mit ihnen eine bestimmte Vorstellung (*vision*) von der sozialen Welt durchzusetzen" (Pierre Bourdieu: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs, Wien 1990, S. 95).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Räumliches grundsätzlich keine Kriterien für die Bestimmung (der Grenzen) von sozialen Systemen. Soziale Systeme operieren, gemäß systemtheoretischen Vorgaben, im Medium Sinn und sind daher „überhaupt nicht im Raum begrenzt, sondern haben eine völlig andere, nämlich rein interne Form von Grenzen.“[56] Dies vorausgesetzt, könnten politische Problemlösungsstrategien untersucht werden, im Rahmen derer „räumliche Informationen“ – oder eben: Verortungen – Komplexität zu reduzieren vermögen:

„Luhmann weist z.B. darauf hin, dass man vieles schon dadurch überzeugend und manipulierbar identifizieren kann, indem man es verortet – also ohne dann noch weiter über die Sache selber kommunizieren zu müssen […]. Zum Beispiel: Wenn Sach- und Sozialinformation unterdrückt werden sollen, kann mittels ‚räumlicher Information‘ […] der Eindruck erweckt werden, alles Wesentliche sei damit schon gesagt und alles Weitere zumindest praktisch überflüssig. Dergleichen kann man ja auch bei vielen politischen Problemlösungsstrategien (z.B. ‚ethnischen Flurbereinigungen‘) beobachten.“[57]

Gleiches gilt auch für Problemlösungsstrategien des wirtschaftlichen und sozialen Feldes – und nicht zuletzt für solche, die im Rahmen sozialwissenschaftlichen Arbeitens Anwendung finden. Auch die sozialwissenschaftliche Forschung operiert, wie das zweite Kapitel deutlich gemacht hat, auf der Basis räumlicher Strukturierungen, mittels derer eine kontingente Wirklichkeit buchstäblich in Ordnung gebracht wird. Hier sind nicht nur die offenkundigen Regionalisierungen wie Nationalstaaten, Kontinente oder „Kulturkreise“ zu nennen.[58] Auch die konflikttheoretischen Regionalisierungen im Sinne von privat vs. öffentlich, männlich vs. weiblich oder arm vs. reich sind aus den Sozialwissenschaften nicht wegzudenken. Gleiches gilt für die funktionalen Unterscheidungen etwa zwischen Arbeit und Freizeit, Wissenschaft und Kunst oder Recht und Religion. Zwar sind letztere nicht im geographischen Sinne räumlich zu nennen. Aber auch sie führen in eine Raumfalle – in die Falle des sozialen Raums, wenn man so will. Denn auch durch die Anwendung dieser Unterscheidungen entstehen vermeintlich objektive Räume (oder „Felder“), vermittels derer die soziale Wirklichkeit verortend reifiziert wird.[59] Dabei

56 N. Luhmann: Gesellschaft der Gesellschaft, S. 76.

57 G. Hard: Raumfragen, S. 158.

58 Zu den altgeographischen Konzepten der „Kulturkreise“, „Kulturprovinzen“ und „Kulturerdteile“ sowie ihrer Neuauflage in Samuel Huntingtons Civilizations-Konzept s. Eckart Ehlers: „Kulturkreise – Kulturerdteile – Clash of Civilizations. Plädoyer für eine gegenwartsbezogene Kulturgeographie“, in: Geographische Rundschau 48 (1996), S. 339-344.

59 Diese Form der Reifizierung lässt sich auch bei Bourdieu beobachten. Obwohl Bourdieu entschieden darauf hinweist, dass eine Theorie der sozialen Welt in Rechnung stellen müsse, was die Akteure „zur Konstruktion der Sicht von sozialer Welt, und damit zur Konstruktion dieser Welt selber beitragen“ (P. Bourdieu: Sozialer Raum und ‚Klassen‘, S. 16.), erhebt die Konzeption des sozialen Raums durchaus Anspruch auf Objektivität, genauer: Anspruch darauf, die „Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen“ abzubilden (Pierre Bourdieu/Loïc J. D. Wacquant: Reflexive Anthropologie. Franfurt/Main 1996, S.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wird allzu oft vergessen, was das sozialwissenschaftliche Arbeiten der eigenen Positioniertheit verdankt; der eigenen Position im sozialen Raum, von der aus die soziale Welt wissenschaftlich beobachtet und durch die Beobachtung – im Rahmen einer „unaufhörlichen Repräsentationsarbeit“[60] – hergestellt und durchgesetzt wird.[61]

Folglich kann es nicht darum gehen, die kritische Analyse von Praktiken der Raumkonstitution auf den Bereich der „Alltagswelt“, was auch immer das im Einzelnen sein mag, zu beschränken.[62] Vielmehr kann und muss es darum gehen, auch das eigene wissenschaftliche Arbeiten daraufhin zu überprüfen, mit welcher „räumlichen Brille“, d.h. im Rahmen welcher (verborgenen oder offenkundigen) imaginativen Geographien, der jeweilige Forschungsgegenstand beobachtet wird. Dies gilt auch dann, wenn es sich dabei um einen völlig „unräumlichen“ Gegenstand handelt oder wenn die verwendete Brille auf den ersten Blick gar nicht im Ruch steht, eine räumliche zu sein – steht doch die Frage zur Debatte, was der Gegenstand dem Umstand schuldet, dass er auf diese (und nicht jene) Art und Weise beobachtet, verortet und über den Prozess der Verortung letztlich objektiviert wird.

5. Fazit

Seit geraumer Zeit, und scheinbar im Schlepptau der veränderten Lebensbedingungen der globalisierten Gegenwart, sind mit „Raum“ und „Räumlichkeit“ Vokabeln auf die sozialwissenschaftliche Agenda zurückgekehrt, die im

127). Sie soll es ermöglichen, die objektiven Bedingungen zu kartieren, die die Standpunkte bestimmen, von denen aus soziale Akteure eine Perspektive und eine spezifische Sicht der sozialen Welt gewinnen. Der soziale Raum ist, wie Bourdieu ausdrücklich festhält, „die erste und letzte Realität, denn noch die Vorstellungen, die die sozialen Akteure von ihm haben können, werden von ihm bestimmt“(P. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 27).

60 P. Bourdieu, Sozialer Raum und ‚Klassen‘, S. 16.

61 Freilich gelingt es auch den unserer Skizze zugrunde liegenden Ansätzen nicht (immer), die Falle des sozialen Raums in ihrer wissenschaftlichen Praxis zu umgehen. Aber sie besitzen doch die theoretischen Mittel, „den ‚Verführungen‘ einer heimlichen Verschleierung der eigenen Konstruktionspraktiken“ zu widerstehen (vgl. Roland Lippuner: Wissenschaft und Alltag. Zum theoretischen Problem, Geographien der Praxis zu beobachten. Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena 2003, S. 11). Wie die konstruktivistischen Postkolonialismen, so muss auch die Systemtheorie „die Möglichkeit einer festen, wahrheitsfähigen Beziehung zwischen Erkenntnis und Realität“ ausschließen, „weil dies zu einer Überlastung mit Informationen führen und Erkenntnis damit ausschließen würde“ (Niklas Luhmann: Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992, S. 95). Dies hat beide Perspektiven dazu veranlasst, ein Verhältnis zur eigenen Kontingenz zu finden, das „Zirkularität nicht mehr ausschließt“ (ebd.). Die Anerkennung dieser Zirkularität schließlich zwingt sie (streng genommen) dazu, stets Aufmerksamkeit für die eigenen Konstruktionsleistungen abzuzweigen.

62 Vgl. R. Lippuner: Wissenschaft und Alltag.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

deutschsprachigen Kontext nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eher ein Schattendasein führten. Gegen den Enthusiasmus, den die vermeintlich neue Relevanz der räumlichen Dimension bisweilen auslöst, haben wir eingeworfen, dass die Rede von einem *spatial turn* in den Sozialwissenschaften weniger auf empirischen Fakten – eben der neuen Relevanz der Räumlichkeit zeitgenössischer Gesellschaft – als vielmehr auf einer kognitiven Verschiebung beruht. Auch vor der räumlichen Wende waren Raum und Räumlichkeit in sozialwissenschaftlicher Terminologie und Beobachtung alles andere als bedeutungslos oder unterprivilegiert. Der Raum verschwand bloß, wie der legendäre Wald vor lauter Bäumen, aus dem Blickfeld der sozialwissenschaftlichen Beobachtung, die doch von Anfang an mit räumlichen Strukturierungen und Vorannahmen ausgestattet war.

Nicht nur, dass damit von einer Renaissance des Raums keine Rede sein kann. Auch stellt sich die Frage, ob bei der Erforschung der neuen globalen Räumlichkeit jene (Denk-)Falle vermieden werden kann, die darin besteht, Soziales durch Verortung bzw. Verräumlichung zu naturalisieren. Ein Blick auf die Arbeiten etwa zur kulturellen Globalisierung zeigt, dass die traditionelle Vorstellung von vorgängig existenten, territorial-kulturellen „Raumgestalten", die irgendwo auf der Erde „verwurzelt" sind, noch nicht der Vergangenheit angehört. Auch nach dem *spatial turn*, so haben wir daher argumentiert, wird Gesellschaftlich-Soziales auf Räumlich-Materielles projiziert. In diese Raumfalle führt letztlich auch Pierre Bourdieus Theorie des sozialen Raums. Zwar führt Bourdieu den Raum zunächst als gesellschaftliche Kategorie, genauer: als Kategorie der gesellschaftlichen Differenzierung, ein. Wie das dritte Kapitel deutlich gemacht hat, reproduziert er in seiner Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von sozialem und geographischem Raum aber genau jenen Substantialismus, für den es in der Konzeption des sozialen Raums eigentlich keinen Platz gibt.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach möglichen Arbeitsprogrammen sozialwissenschaftlicher Forschung, die Raum konsequent als Element sozialer Praktiken konzeptualisieren. In Anlehnung an postkoloniale und systemtheoretische Perspektiven haben wir vorgeschlagen, Raum als Basiskategorie der Bezeichnung oder, eher systemtheoretisch, als „‚Medium', [...] das die Unterscheidung von Stellen und Objekten ermöglicht"[63], zu fassen und jene Verortungspraktiken zu analysieren, mittels derer eine kontingente Welt buchstäblich in Ordnung gebracht wird. Eine solche Forschung richtet ihr Interesse auf die produktiven Kräfte der Repräsentation. Sie geht der Frage nach, auf welche besondere Art und Weise und durch welchen spezifischen Blickwinkel die Welt – auch im Rahmen des eigenen Arbeitens – jeweils beobachtet, geordnet und (re-)produziert wird. Damit lädt sie dazu ein, anscheinend natürliche räumliche Strukturierungen zu entnaturalisieren und bislang unhinterfragt gebliebene Raumbilder zu hinterfragen.

63 Ebd. S. 145. Vgl. Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main 1995, S. 179ff.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung?, Frankfurt/Main 1997.

Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt/Main 1976.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1985.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987.

Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs, Wien 1990.

Bourdieu, Pierre: „Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum", in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume, Frankfurt/Main, New York 1991, S. 25-34.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D.: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/Main 1996.

Bourdieu, Pierre: „Männliche Herrschaft revisited", in: Feministische Studien 15 (1997), S. 88-99.

Bourdieu, Pierre: „Ortseffekte", in: Pierre Bourdieu et al., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 159-167.

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998.

Curry, Michael R.: „Postmodernism, language, and the strains of modernisms", in: Annals of the Association of American Geographers 81 (1991), S. 210-228.

Dalby, Simon: „Critical geopolitics: discourse, difference, and dissent", in: Environment and Planning D: Society and Space 9 (1991), S. 261-283.

Driver, Felix: „Geography's empire: histories of geographical knowledge", in: Environment and Planning D: Society and Space 10 (1992), S. 23-40.

Ehlers, Eckart: „Kulturkreise – Kulturerdteile – Clash of Civilizations. Plädoyer für eine gegenwartsbezogene Kulturgeographie", in: Geographische Rundschau 48 (1996), S. 339-344.

Foucault, Michel: „Andere Räume", in: ders., Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien, hg. v. Jan Engelmann, Stuttgart 1999, S. 145-157.

Fritz-Vannahme, Joachim: „Die Nation als Idee und Theater. Der französische Geograph Yves Lacoste zeigt, dass Geopolitik nicht notwendig reaktionär ist", in: Die Zeit vom 11.02.1994.

Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/Main 1995.

Gregory, Derek: „Between the book and the lamp: imaginative geographies of Egypt, 1849-50", in: Transactions of the Institute of British Geographers 20 (NS) (1995), S. 29-57.

Hard, Gerhard: „Raumfragen", in: Peter Meusburger (Hg.), Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart 1999, S. 133-162.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Krämer-Badoni, Thomas/Kuhm, Klaus (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie, Opladen 2003.

Lippuner, Roland: Wissenschaft und Alltag. Zum theoretischen Problem, Geographien der Praxis zu beobachten. Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena 2003.

Lossau, Julia: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt, Bielefeld 2002.

Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001.

Luhmann, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992.

Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main 1995.

Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Band 1, Frankfurt/Main 1998.

Maresch, Rudolf/Weber, Niels: „Permanenzen des Raums", in: dies. (Hg.), Raum – Wissen – Macht, Frankfurt/Main 2002, S. 7-30.

Massey, Doreen: „Imagining globalisation: power-geometries of time-space", in: dies., Power-geometries and the politics of space-time. Hettner-Lecture 1998 with Doreen Massey = Hettner-Lectures 2, Heidelberg 1999, S. 9-23.

Muschg, Adolf: „Der Raum als Spiegel", in: Dagmar Reichert (Hg.), Räumliches Denken, Zürich 1996, S. 47-55.

Nassehi, Armin: „Das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit. Unschärfen im Diskurs um die ‚multikulturelle Gesellschaft'", in: ders. (Hg.), Nation, Ethnie, Minderheit. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 177-208.

Nassehi, Armin: „Die ‚Welt'-Fremdheit der Globalisierungsdebatte. Ein phänomenologischer Versuch", in: Soziale Welt 49 (1998), S. 151-166.

Nassehi, Armin: „Die Paradoxie der Sichtbarkeit. Für eine epistemologische Verunsicherung der (Kultur-) Soziologie", in: Soziale Welt 50 (1999), S. 349-362.

Pongs, Armin (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, Bd. 1, München 1999.

Rössler, Mechthild: „Vorwort", in: Yves Lacoste, Geographie und politisches Handeln, Berlin 1990, S. 7-11.

Said, Edward: Orientalism, New York 1978.

Simmel, Georg: „Soziologie des Raumes", in: ders., Schriften zur Soziologie, Frankfurt/Main 1983, S. 221-242.

Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München, Wien 2003.

Soja, Edward: Postmodern geographies. The reassertion of space in critical social theory. London 1989.

Stichweh, Rudolf: Die Weltgesellschaft, Frankfurt/Main 2000.

Weizsäcker, Richard von: „Maastricht als historische Chance begreifen", in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.04.1992.

Werlen, Benno: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart 1997.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Jürgen Link

KULTURWISSENSCHAFTLICHE ORIENTIERUNG UND INTERDISKURSTHEORIE DER LITERATUR ZWISCHEN ‚HORIZONTALER' ACHSE DES WISSENS UND ‚VERTIKALER' ACHSE DER MACHT. MIT EINEM BLICK AUF WILHELM HAUFF

Soweit die neuere kulturwissenschaftliche Literaturtheorie sich noch um sozialhistorische Dimensionen bemüht, sucht sie häufig Orientierung in einer Art Dreieck Foucault-Bourdieu-Luhmann. Anscheinend werden in einer durch die drei Namen bezeichneten Interferenzzone zwischen Diskurs-, Habitus- und Systemtheorie jene gedanklichen Instrumente und Modelle vermutet, mit denen „orthodoxe" Klassen- und Ideologie-Modelle differenziert bzw. ersetzt werden können, ohne die sozialhistorischen Problematiken völlig über Bord zu werfen. Dabei werden fast alle kombinatorischen Möglichkeiten des Dreiecks durchgespielt und sowohl Differenzen herausgearbeitet wie Kompatibilitäten exploriert.[1] Obwohl, wie sich dabei herausstellt, eine foucaultsche „diskursive Formation" (kurz „Diskurs") etwas ziemlich anderes ist als ein bourdieusches „Feld" und noch einmal etwas anderes als ein Luhmannsches „Teilsystem", scheinen diese Kategorien umgekehrt doch auch wieder nicht auf ganz getrennten Kontinenten angesiedelt zu sein. Sie scheinen mindestens partiell, wenn nicht kompatibilisierbar, so doch aneinander anschlussfähig zu sein – wenn man nur die Faktoren der Transformation wüsste. Ich möchte im Folgenden zunächst ein sehr rudimentäres, aber auch sehr fundamentales soziologisches Basismodell skizzieren, das allen Theorien der Modernität einschließlich derjenigen des infrage stehenden Dreiecks zugrunde liegt, das sie sowohl vergleichbar wie differenzierbar und nicht zuletzt kritisierbar macht. Ich hoffe, dadurch einige Verwirrungen klären, einige Scheinwidersprüche auflösen und umgekehrt einige ernsthafte Alternativen herausprofilieren zu können.

1 Vgl. etwa Andreas Dörner/Ludgera Vogt: Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur, Opladen 1994; Hannelore Bublitz, „Diskurs und Habitus. Zentrale Kategorien zur Herstellung gesellschaftlicher Normalität", in: Jürgen Link/Thomas Loer/Hartmut Neuendorff (Hg.), ‚Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg 2003, S. 151-162; Achim Geisenhanslüke: Einführung in die Literaturtheorie, Darmstadt 2003 (Kapitel VI: „Diskursanalyse"); Rainer Diaz-Bone: Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie, Opladen 2002.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Ich werde dabei eine symbolische (metaphorische) Topik, ein Raumschema benutzen, das bereits eine lange, wenn auch großenteils verwirrende Geschichte besitzt. Diese Topik lässt sich am bequemsten anhand der Luhmannschen Version einer soziologischen Systemtheorie einführen. Diese Theorie kennt bekanntlich für die neueren Zeiten zwei fundamental verschiedene Spielarten sozialer Differenzierung: die hierarchische Stratifikation (Schichtenbildung, einschließlich Kasten-, Stände-, Klassenspaltung) und die funktionale Ausdifferenzierung. Im 18. Jahrhundert habe im Westen ein Dominanzwechsel von der ersten zur zweiten Spielart stattgefunden. Damit will Luhmann sicher nicht behaupten, dass es vor dem 18. Jahrhundert keine funktionale Differenzierung und danach keine Klassenspaltung gegeben habe und gebe, obwohl er häufig in diesem absurden Sinne rezipiert wurde und wird. Freilich wird man es als ein Defizit der Theorie werten müssen, dass sie das synchrone Verhältnis zwischen funktionaler Differenzierung und hierarchischer Stratifikation nirgends ausführlich und prinzipiell diskutiert, zumal nur auf der Basis einer solchen expliziten Klärung der Synchronie die diachrone These vom Dominanzwechsel im 18. Jahrhundert plausibel gemacht werden könnte. Insbesondere fehlt bei Luhmann eine ausführliche und prinzipielle Darstellung des Verhältnisses zwischen Stratifikation/Funktionsdifferenzierung einerseits und Wissen/Macht anderseits. Z.B. tendiert die bereits erwähnte absurde Luhmannrezeption dazu, Macht nur der Stratifikation zuzurechnen und dann die funktionale Differenzierung als machtfrei zu behandeln.

Um die entsprechende Problematik klären zu können, sei der Gegensatz zwischen hierarchischer Stratifikation und funktionaler Differenzierung zunächst als zweidimensionale symbolische Topik kodiert (Abb.1): Die Stratifikation sei (entsprechend einer uralten Tradition) als symbolisch „vertikal“, die Funktionsdifferenzierung komplementär dazu als symbolisch „horizontal“ bezeichnet. Wie ich andernorts näher ausgeführt habe, ist die mangelnde Klärung des Verhältnisses der zwei ‚Dimensionen‘ sozialer Differenzierung kein Luhmannsches Spezifikum, sondern geht bis auf Rousseau, den eigentlichen ‚Erfinder‘ der Problematik von „Arbeitsteilung“ (als ‚Vorläufer‘-Kategorie von Funktionsdifferenzierung) und Klassenspaltung, zurück.[2] Insbesondere hat auch Marx das Verhältnis nicht systematisch geklärt.

2 Vgl. Jürgen Link: „Kulturwissenschaft, Interdiskurs, Kulturrevolution“, in: kultuRRevolution 45/46 (2003), S. 10-23.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

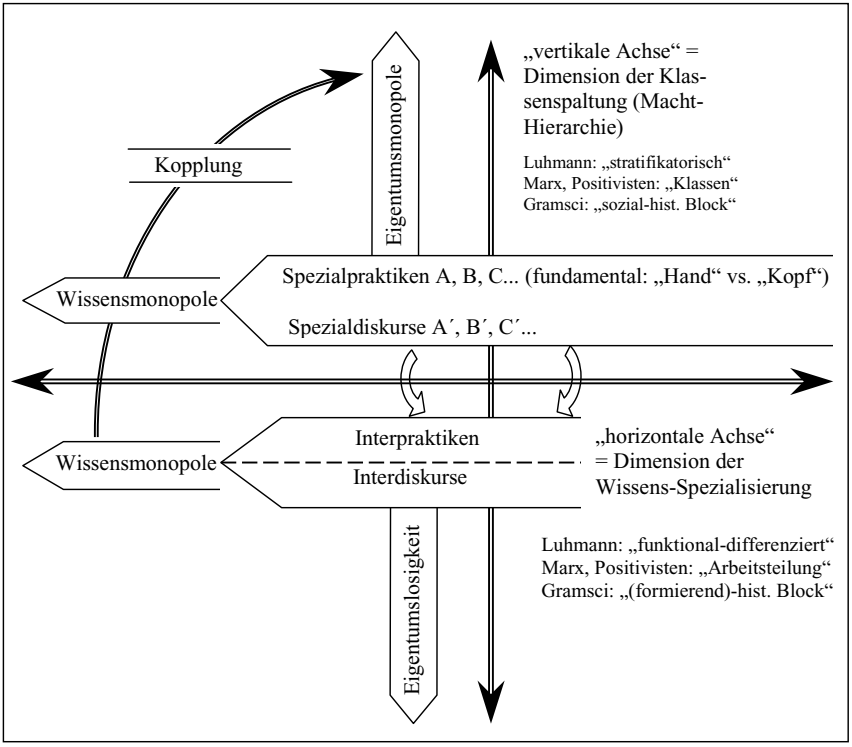

Abbildung 1

Offensichtlich sind zunächst alle Auffassungen irrig, die die zwei ‚Dimensionen‘ bzw. ‚Achsen‘ voneinander isolieren möchten: Es handelt sich stets um ein synchronisches Kombinat beider Achsen und gerade auch im Fall unserer heutigen westlich-„demokratischen“ Gesellschaften. Es ginge dann also darum, die je konkrete Struktur, Funktion und Verknüpfung der beiden Achsen in jeder konkret-historischen Kultur zu analysieren. Nicht weniger irrig aber sind auch all jene Auffassungen, die ein einseitiges Determinationsverhältnis zwischen den Achsen postulieren – so als ob die Kultur, also das Wissen und die verschiedenen wissensgestützten Funktionen (‚horizontale‘ Achse), eine abhängige Variable der Klassenstruktur wäre: „bürgerliche Gesellschaft“ macht „bürgerliche Kultur“ incl. „bürgerliche Wissenschaft“, „bürgerliche Technik“, „bürgerliche Religion“, „bürgerliche Musik“ usw. Wiederum kann erst die Analyse der je konkreten Struktur, Funktion und Verknüpfung der beiden Achsen in einer bestimmten Kultur aufweisen, was an einer Religion usw. ggf. bürgerlich ist und was nicht und durch welchen Prozess der Interferenz zwischen den beiden Achsen ein ggf. bürgerliches Element generiert wurde.

Ich nehme demnach an, dass es in jeder hochkulturellen Gesellschaft Wissensteilung (‚horizontal‘) und Machtteilung (‚vertikal‘) gibt und dass beide zwar prinzipiell verschieden und damit auch prinzipiell voneinander unabhän-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gig sind, dass sie aber notwendig interferieren müssen und dadurch historisch je verschiedene Kopplungen und Interdependenzen ausbilden. Es kann im Extremfall machtloses Wissen und unwissende (ignorante) Macht geben, in der Regel generieren Wissensmonopole Macht und Machtmonopole Wissen (siehe Hegels Herrn und Knecht).

Ich kann nun versuchen, auf der Basis meiner Vorklärungen die Frage nach eventuellen Kompatibilitäten oder Inkompatibilitäten im eingangs skizzierten theoretischen Dreieck Foucault-Bourdieu-Luhmann wieder aufzunehmen. Vor der Folie des zweidimensionalen Modells sozialer Differenzierung treten sofort einige Unterschiede und einige Verwandtschaften hervor: So gilt Bourdieu aus evidenten Gründen als derjenige Theoretiker unter den Dreien, der die vertikale Achse am deutlichsten berücksichtige. Durch seine strategische Verwendung des Klassenbegriffs (wenn auch in von Marx verschiedener Fassung) sowie eine Fülle weiterer hierarchischer Relationen, nicht zuletzt einer hierarchischen Dimension des Habitusbegriffs, orientiert sich seine Theorie als einzige der drei stärker an der vertikalen als an der horizontalen Dimension. Umgekehrt schließen sowohl die Kategorie der „diskursiven Formation" wie die des „funktional ausdifferenzierten Teilsystems" primär an die horizontale Achse der Wissensteilung an. Man könnte das bei Luhmanns „Teilsystemen" bezweifeln: Handelt es sich nicht – wegen der betonten Operationalität: Geld zahlen, Urteile fällen usw. – eher um eine dritte Dimension? Tatsächlich fasst Luhmann das jeweilige Wissen und die entsprechende Praxis/‚Technik' im gleichen „Teilsystem" zusammen, dessen Ausdifferenzierung dennoch wesentlich auf Wissensbasis erfolgt. Das wird bestätigt durch die notwendige Selbstbeschreibung wie auch durch die „gepflegte Semantik", ohne die ein Teilsystem sich nicht „schließen" kann. Dass eine systematische Analyse der Kombination von horizontaler und vertikaler Achse bei Luhmann fehlt – dass er sich für die stratifizierenden Machteffekte der jeweiligen Ausdifferenzierungen nicht interessiert, wurde bereits oben vermerkt.

Eindeutiger noch als Luhmanns Teilsysteme sind Foucaults „Diskurse" („diskursive Formationen") auf der horizontalen Achse der Wissensteilung zu situieren. Luhmann würde Foucaults Beispiele aus der *Ordnung der Dinge*, wie „allgemeine Grammatik", „Naturgeschichte", „Analyse der Reichtümer", „vergleichende historische Sprachwissenschaft", „politische Ökonomie", „evolutionäre Biologie" sowie die „Humanwissenschaften" sämtlich ins „Teilsystem Wissenschaft" packen, müsste sich dann aber fragen lassen, warum er die „Analyse der Reichtümer" und die „politische Ökonomie" nicht lieber als Selbstbeschreibungen des „Teilsystems Wirtschaft" und die Humanwissenschaft Medizin nicht (analog zum Teilsystem Recht) als Teilsystem Gesundheit ausdifferenzierte usw. Deutlich ist die gegenseitige Anschlussfähigkeit, die eben in der (‚horizontalen') Wissensbasiertheit gründet, sowie die ‚feinere' Einstellung und die geringere Gesamtbreite bei Foucault. Entgegen der Auffassung, dass auch der Foucault der *Ordnung der Dinge* die (‚vertikale') Machtdimension völlig ausspare, ist m.E. die machtanalytische Wendung der *Ordnung des Diskurses* theoretisch bereits angelegt: Sie liegt in der Fassung

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

der Diskurse als Räume einer historisch begrenzten *Sagbarkeit bzw. Wissbarkeit*. Die Reflexion auf die *Grenze* der Sagbarkeit präludiert der expliziten Machtanalyse mittels des Dispositivbegriffs. In diesem Begriff expliziert Foucault die ‚vertikale' Dimension der Sagbarkeit als Wissensmonopol monopolistischer Sprecher (Experten) – so wie er die subjektbildende Effektivität der Diskurse betont, was ebenfalls die ‚vertikale' Dimension einschließt: das disziplinierte oder sexualisierte Subjekt als freiwilliges Ansatzprofil spezifischer Machtwirkungen (sujet als Subjekt und Unterwerfungsobjekt gleichzeitig). Ich werde auf den Begriff des Dispositivs noch einmal zurückkommen, nachdem ich zuvor die Kategorie des Interdiskurses entwickelt habe.

Ähnlich wie Foucaults Begriff des Dispositivs impliziert auch Bourdieus Begriff des „Feldes" sowohl ‚vertikale' wie ‚horizontale' Aspekte. Wie bereits erwähnt, berücksichtigt Bourdieu in allen seinen Analysen und in sämtlichen Aspekten dieser Analysen explizit die Klassenstruktur (in der paradigmatischen Flaubert-Analyse etwa als Hierarchie Bourgeoisie vs. Intelligenz vs. Volk, darunter Kleinbürgertum, vs. Bohème).[3] Allerdings sieht es so aus, als ob die Kategorie des „Feldes" mindestens partiell einer (in meinem Sinne) Logik ‚horizontaler' Spezialisierung folgen würde. Es gibt ein ökonomisches, ein politisches, ein „intellektuelles" (dazu gehört die Wissenschaft[4]) und ein künstlerisches bzw. literarisches Feld. Dabei folgt aber die interne Differenzierung z.B. des literarischen Feldes wiederum einer ‚vertikalen' Logik, die zum „Feld der Macht" analog ist. Die zwei Dimensionen der bourdieuschen Schemata[5] haben selbstverständlich nichts mit den zwei Dimensionen meiner Topik zu tun.[6]

3 Ich verweise für die folgenden Ausführungen in erster Linie auf Pierre Bourdieu: Les règles de l´art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris 1992. Vgl. auch ders.: „Le champ littéraire. Préalables critiques et principes de méthode", in: lendemains 36 (1984), S. 5-20.

4 Vgl. dazu Pierre Bourdieu: homo academicus, Paris 1984, wo von einem „champ universitaire" (22 passim) die Rede ist, dessen Struktur in Matrizen (73, 107) rekonstruiert ist, deren sämtliche Dimensionen Machtpositionen kodieren (also verschiedene Faktoren der ‚vertikalen' Dimension in meinem Sinne). Dabei spielt die kulturkonstitutive Spaltung in die „zwei Kulturen" eine wichtige Rolle (73), allerdings unter dem ‚vertikalen' Aspekt der familiären Herkunft, nicht unter dem der (in meinem Sinne ‚horizontalen') Spezialisierung des Wissens. Entscheidend für die Hierarchisierung sind bei Bourdieu neben der familiären Herkunft die Faktoren Adoption/Rekrutierung durch ‚Mandarine' sowie die Dialektik „Orthodoxe" vs. „Häretiker".

5 Z. B. P. Bourdieu : Les règles de l´art, S. 23, 176 und vor allem 178.

6 !

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

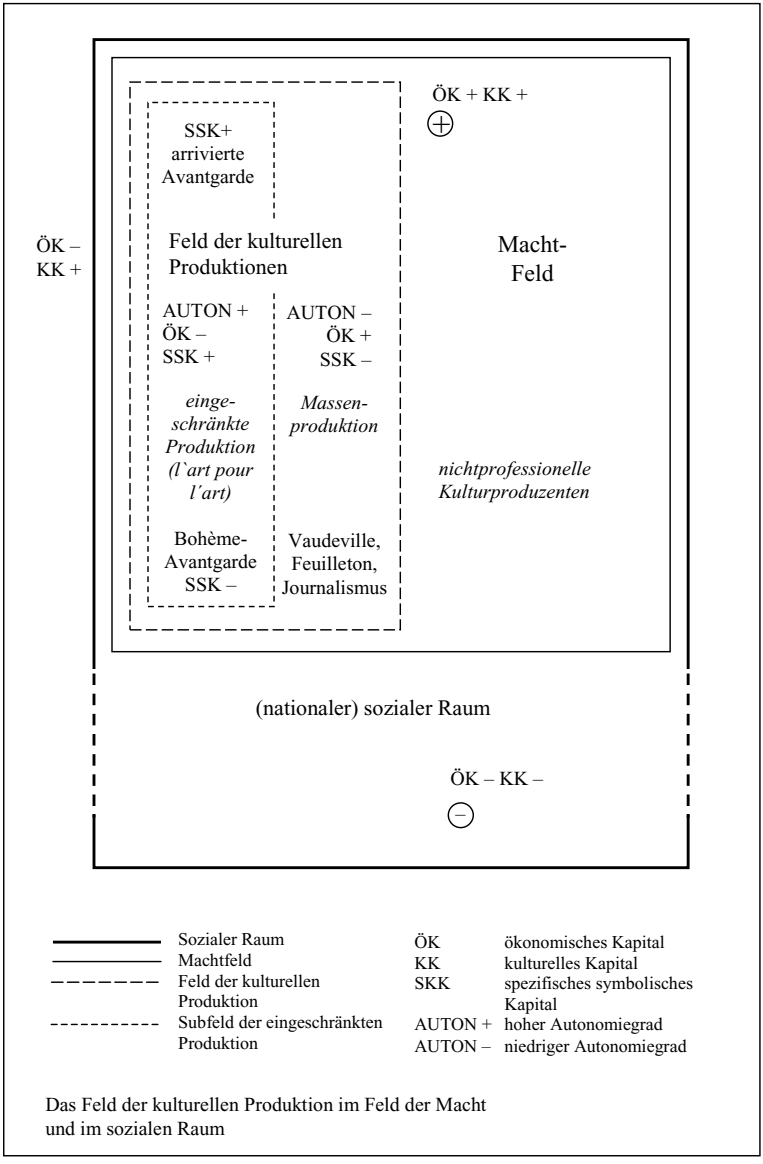

Abbildung 2: Le champ de production culturelle dans le champ du pouvoir et dans l´espace social [7]

Im großen Schema „Le champ de production culturelle dans le champ du pouvoir et dans l´espace social“ (Abb. 2) liegt das literarische Feld insgesamt innerhalb des „Feldes der Macht“, das wiederum das (vertikal) ‚obere Stock-

7 Nachweis: P. Bourdieu : Les règles de l´art, S. 178.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

werk‘ des „espace social“ (andernorts auch „champ social“ = „soziales Feld“ genannt) bildet. Das literarische Feld bildet innerhalb dieses ‚oberen Stockwerks‘ wiederum den ‚linken Flügel‘ (gekennzeichnet durch „kulturelles Kapital + /ökonomisches Kapital – “), womit zunächst eine zusätzliche ‚vertikale‘ Differenzierung kodiert wird: Innerhalb des ‚oberen‘ „Feldes der Macht“ herrscht ein Rechts-links-Gefälle des ökonomischen Kapitals. Auch die „Kapital“-Metapher verbindet ‚vertikale‘ (viel vs. wenig) mit ‚horizontalen‘ Aspekten (ökonomisch vs kulturell usw.). Demnach ließe sich das Schema also auch unter dem von mir hervorgehobenen Aspekt der (in meinem Sinne ‚horizontalen‘) Wissensteilung ergänzen. Es müsste dann z.B. das „intellektuelle Feld“ (im Sinne von Wissenschaften) eingebaut werden, wobei sich herausstellen würde, dass eine eindeutige Transformationsregel zwischen Wissen und Macht eben nicht existiert. Bourdieu lässt diese Fragen unbeantwortet und konzentriert sich in *Les règles de l´art* auf die interne Analyse der Struktur des literarischen Feldes, die nach ihm durch die bekannte Gegenläufigkeit zwischen dem artistischen (elitären) und dem kommerziellen Pol bestimmt ist: Je profitabler, um so banaler – je elaborierter und „autonomer“, um so weniger profitabel. In der hauptsächlich ‚vertikalen‘, ansatzweise aber auch – was die „Autonomie“, also Ausdifferenzierung betrifft – ‚horizontalen‘ Spannung existiert das „Feld“ wie eine Art Spiel-Feld, auf dem die einzelnen Nischen ein synchrones System von Differenzen bilden, wobei ‚leere Nischen‘ eine Art strukturellen Appell zur Innovation ausstrahlen.

Die Stärken der bourdieuschen Theorie liegen demnach in der Differenzierung und Spezifizierung der (von Luhmann z.B. völlig vernachlässigten) ‚vertikalen‘ Dimension der Kultur – ihr Defizit in der Vernachlässigung der ‚horizontalen‘ Dimension der verschiedenen Spezialitäten des Wissens, ihres gegenseitigen Verhältnisses sowie ihrer je spezifischen Machteffekte. Auf zwei Seiten seiner umfangreichen Studie (146f.) signalisiert Bourdieu ungewollt selbst dieses Defizit: Er erwähnt dort die enorme, geradezu konstitutive Rolle des naturwissenschaftlichen und historischen Spezialwissens für Flauberts Stilprojekt „sachlicher“ Deskription und einer „objektiven“ epischen Perspektive. Hier verrät Bourdieu ungewollt seinen blinden Fleck: Wie, wenn Flauberts Stil sich primär aus einer ‚horizontalen‘ Wissens-Spannung (ich werde von einem „interdiskursiven“ Verhältnis sprechen) generiert hätte?

Ich möchte nun – zusätzlich zum Modell der zweidimensionalen Topik – ein weiteres Modell vorschlagen, das womöglich zur Klärung der Überkreuzungen, Widersprüche und offenen Fragen im theoretischen Dreieck Foucault-Bourdieu-Luhmann beitragen kann: Es handelt sich um das Modell des Interdiskurses. In einem ersten Schritt schlage ich vor, Foucaults „diskursive Formationen“ bzw. „Diskurse“ als „Spezialdiskurse“ zu spezifizieren. Es dürfte einleuchten, dass die (‚horizontale‘) Achse der Wissensteilung (als wissenssoziologischer Aspekt von Arbeitsteilung) eine Achse der Spezialisierung von Wissen ist und dass Foucaults „Diskurse“ als eng begrenzte Sagbarkeits- und Wissbarkeitsräume Objekte und Subjekte eines jeweils sehr speziellen Wissens generieren. Das gleiche gilt für auf dieser Basis institutionalisierte spe-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

zielle Wissenschaften. Die Logik der Wissensspezialisierung zielt dabei tendenziell auf Eindeutigkeit, spezielle Definition der Begriffe, Dominanz der Denotation und möglichst Beseitigung aller Uneindeutigkeiten und Konnotationen mit dem Idealtyp der mathematischen Formel. Nun lässt sich jedoch, in seiner kulturellen Gesamtheit betrachtet, der Prozess der diskursiven Produktion und Reproduktion keineswegs allein von der Tendenz zur Spezialisierung her begreifen. Neben der stets zunehmenden Tendenz zur Spezialisierung und Differenzierung existiert eine gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion, die ich in Systematisierung foucaultscher Hinweise die interdiskursive[8] nenne. Das soeben im Zusammenhang mit Bourdieu erwähnte Projekt Flauberts, wissenschaftliches Wissen narrativ zu subjektivieren und dabei aber dennoch gleichzeitig eine zur wissenschaftlichen analoge „objektive" literarische Perspektive zu entwickeln, wäre ein Musterbeispiel für eine interdiskursive Interferenz.

Auf einer zunächst elementaren Ebene lassen sich in allen wissensgeteilten Bereichen, bis hin zu den eigentlichen Spezialdiskursen, eine Fülle von Diskursparzellen beobachten, die mehreren Wissensbereichen und darüber hinaus dem sog. Alltagswissen (dem Elementardiskurs), gemeinsam sind. Zu solchen Wissenskomplexen mit spezialdiskursübergreifender Verwendbarkeit gehören etwa Exempel, symbolische Modelle, narrative Schemata. So lässt sich das symbolische Modell der „Maschine" (ich spreche von Kollektivsymbol) sowohl in der Physiologie wie in der Medizin und Psychologie, in der Pädagogik und Philosophie und natürlich in der Literatur verwenden – so changiert die Kategorie des „Charakters" zwischen Psychologie, Pädagogik, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst – die der „Entwicklung" zwischen Biologie, Geschichte, Pädagogik, Literatur und Kunst. Die fluktuierende Gesamtheit solcher spontan produzierter interdiskursiver Wissenskomplexe sei wegen ihrer starken subjektiven Konnotate als Ensemble der „elementar-literarischen Formen" bezeichnet.

Die oben erwähnte gegen die Tendenz zur Wissensspezialisierung gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion führt zur paradoxen Konstitution eigener Diskurse, deren Spezialität sozusagen die Nicht-Spezialität ist und die ich Interdiskurse zu nennen vorschlage.[9] Bekannte Beispiele sind Populärreligion, Populärphilosophie, Populärgeschichte, Pädagogik, Kunst und Literatur, später dann Populärwissen-

8 Ich definiere „interdiskursiv" also (wie Foucault) bezüglich der ‚horizontalen' Achse der Wissensteilung. Ein Beispiel wäre die „Fairneß zwischen den Geschlechtern" als Kombinat aus Sport und Sozialpolitik. Anders und gerade umgekehrt meint der Begriff des „interdiscours" bei Michel Pêcheux eine Interferenz auf der ‚vertikalen' Achse: vgl. zur Abgrenzung Jürgen Link: Elementare Literatur und generative Diskursanalyse, München 1983, S. 16.

9 Vgl. Jürgen Link: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik", in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, hg. v. Jürgen Fohrmann/Harro Müller, Frankfurt/Main 1988, S. 284-307.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schaft, Mediopolitik und Mediounterhaltung. Offensichtlich können moderne differenziert-spezialistische Kulturen sich nicht ausschließlich auf spezielle Wissensbereiche beschränken, sondern benötigen zu ihrer Reproduktion zusätzlich umgekehrt als eine Art Korrelat bzw. Kompensation immer auch reintegrierende Wissensbereiche, die zwischen den Spezialitäten vermitteln und ‚Brücken schlagen'. Diese reintegrierenden Wissensbereiche oder Interdiskurse sind nicht etwa als wirkliche Totalisierungen von Spezialwissen misszuverstehen. Solche Totalisierungen, wie sie Schiller, Goethe und die Humboldts oder Hegel und die Bildungsidealisten sich noch vorstellen konnten, sind heute schlicht unmöglich. Die wesentliche Funktion von Interdiskursen besteht demnach nicht in professionellen Wissenskombinaten, sondern in selektiv-symbolischen, exemplarisch-symbolischen, also immer ganz fragmentarischen und stark imaginären Brückenschlägen über Spezialgrenzen hinweg für die Subjekte. Je differenzierter das moderne Wissen und je weltkonstitutiver seine technische Anwendung, um so wissensdefizitärer, wissensgespaltener, orientierungsloser und kulturell peripherer sind moderne Subjekte. Wenn Luhmanns Theorie zu implizieren scheint, dass die Ausdifferenzierung die jeweiligen Anteile der „Personen" mehr oder weniger friktionslos auf die Teilsysteme verteile, so dass es eigener symbolisch reintegrierender[10] Instanzen strukturell und funktional gar nicht bedürfe, so setzt das eine Menge Optimismus voraus. Realistischer erscheint es, grundsätzlich zwischen speziellen und symbolisch-partiell integrierenden Wissensbereichen (zwischen Spezial- und Interdiskursen) zu unterscheiden (was eine Kritik an der theoretischen Gleichbehandlung beider Wissenstypen bei Luhmann impliziert: „Religion", „Kunst", „Massenmedien" oder gar „Liebe" wären dann wegen ihrer interdiskursiven Basis strukturell-funktional von „Wirtschaft", „Wissenschaft" und „Recht" prinzipiell zu trennen[11]).

Ich möchte nun versuchen, die Kategorie des Interdiskurses dazu zu nutzen, um – vor allem am Beispiel des literarischen Interdiskurses – das Verhältnis zwischen ‚horizontaler' Wissensteilung und ‚vertikaler' Machtachse zusätzlich zu spezifizieren. Um die Komplexität der modernen Spezialdiskurse sinnvoll zu reduzieren, gehe ich von ihrer fundamentalen Teilung in „drei Kulturen" (nach Wolf Lepenies in Erweiterung der „zwei Kulturen" C. P. Snows) aus: naturwissenschaftliche vs. human-/sozialwissenschaftliche vs. kultur-/geisteswissenschaftliche Spezialdiskurse (s. Abb. 3).

10 Nicht zu verwechseln (wozu Luhmann tendiert) mit totalisierenden!

11 Theorieimmanent erweist sich diese prinzipiell irrige Gleichbehandlung der dominant spezialdiskursgestützten und der dominant interdiskursgestützten „Teilsysteme" in den notorischen Dissensen über die „Medien" und „Codes" der letztgenannten.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

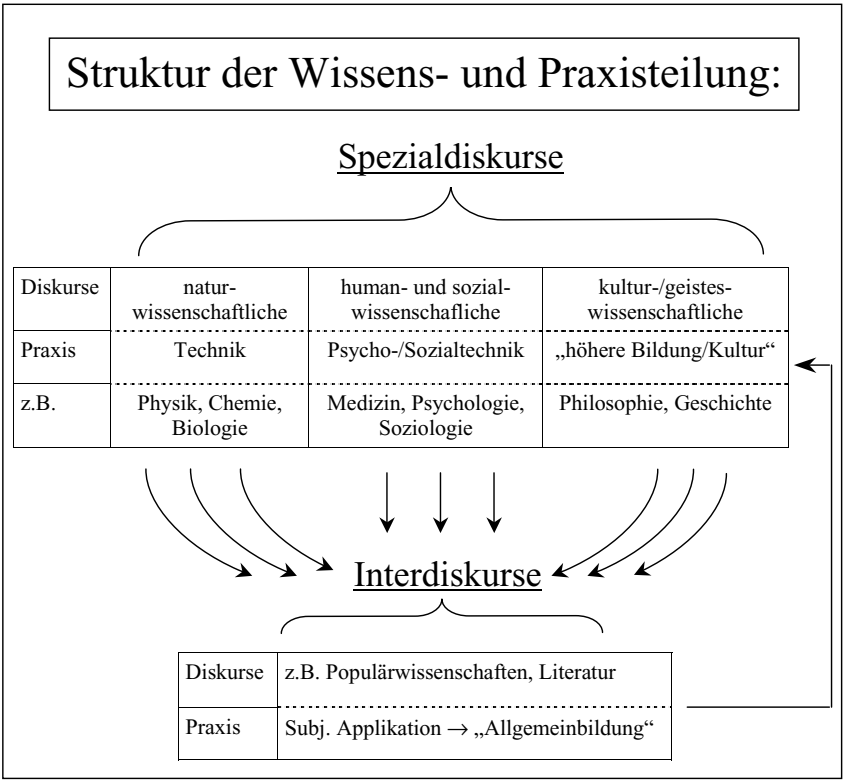

Abbildung 3

Ich unterscheide dabei bei jedem Spezialdiskurs Diskurs und zugehörige Praxis, im Falle der naturwissenschaftlichen Diskurse die entsprechende Technik, im Falle der human- und sozialwissenschaftlichen Diskurse die entsprechende Psycho- bzw. Sozialtechnik (etwa Medizin oder Versicherungswesen), im Fall der kulturwissenschaftlichen Diskurse die hermeneutischen Praktiken der „höheren Bildung und Kultur“ (z.B. Schulwesen, Theaterpraxis, Ausstellungen usw.). Die Kluft zwischen den hoch objektivistischen und entsprechend technisch hoch operationalen (direkt weltkonstitutiven) Naturwissenschaften und den Wissenschaften von der Subjektivität mit ihrer reflexiven und subjektiv-interaktiven Operativität konstituiert die modernen Kulturen fundamental. Die mangelnde Berücksichtigung dieser konstitutiven ‚horizontalen‘ Wissensteilung stellt ggf. ein gravierendes theoretisches Defizit dar. Für die Interdiskurstheorie ist diese Kluft von größter Bedeutung, weil wesentliche Diskursinterferenzen und paradigmatische symbolische Diskursintegrationen sich an dieser kulturellen Fundamentalkluft abarbeiten. Für Foucaults Theorie der Humanwissenschaften mit der Zwitterstellung und dem ambivalenten Objekt-Subjekt „Mensch“ als „transzendentaler Dublette“ ist diese Kluft ebenfalls

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

konstitutiv, während sie weder bei Luhmann[12] noch bei Bourdieu genügend zentral erscheint (vgl. das oben über Flaubert und die Naturwissenschaften Gesagte).

Für die systematische und historische Analyse literarischer Texte empfiehlt sich daher zunächst eine Interdiskursanalyse, die den Text in generativer Absicht bezüglich der ‚horizontalen' Wissensachse situiert. Ich werde das abschließend rudimentär und exemplarisch am Beispiel von Wilhem Hauffs populärem Kunstmärchen *Das kalte Herz* illustrieren, in dem es holzschnittartig um Konflikt und Interferenz objektivistisch-operationalen und subjektiven Wissens geht.

Zuvor gilt es nun aber zu skizzieren, wie aus Sicht der Interdiskurstheorie die ‚vertikale' Achse berücksichtigt werden muss. Abb. 4 (in T-Form) stellt im oberen, ‚horizontalen' Abschnitt dar, wie auf der Basis der Achse der Spezialdiskurse durch exemplarische Selektion, Kombination und Dominanzbildung zunächst das interdiskursive Material (die elementar-literarischen Formen) und dann die Interdiskurse generiert werden. Diese Interdiskurse gliedern sich ‚abwärts vertikal' in hierarchische Stufen (mit Anschluss an die ‚vertikale', stratifikatorische Achse). Oben befindet sich in dieser ‚vertikalen' Dimension eine mehr „elaborierte" („informierte", „gebildete", „intellektuelle") Stufe und darunter eine mehr „elementare" („alltägliche", „populäre" usw.). Diese beiden hierarchischen kulturellen Stufen sind nicht einfach abbildbar auf die soziale Achse der Stratifikation: Vielmehr sind beide Stufen gleichermaßen funktional notwendig, weil die Elementarkultur nicht in erster Linie als Kultur sozialen Defizits, sondern vor allem als Kultur intensivster Subjektivierung des Wissens fungiert. In der Elementarkultur kombiniert sich das stark komplexitätsreduzierte historisch-spezifische Wissen (seit geraumer Zeit vor allem von den naturwissenschaftlich-technischen Diskursen und Praktiken gespeist) mit dem sogenannt anthropologischen Alltagswissen (über allgemeinste Lebensstrategien, Liebe, Familie, rudimentäre as-sociative Solidaritäten usw.). Ein exemplarisches aktuelles Beispiel wären Flirt-Chatrooms im Internet (Kombination der aktuellen paradigmatischen Maschine mit der „anthropologischen Konstante" Liebe). Wie dieses Beispiel allerdings zeigt, gibt es streng genommen gar keine anthropologischen Konstanten, weil selbstverständlich auch die Liebe je soziohistorisch zu spezifizieren wäre (z.B. als ein bestimmter Typ von „Flirt" innerhalb eines Sexualitäts-Dispositivs im Sinne Foucaults). Die enge Komplementarität der beiden hierarchischen Stufen des Interdiskurses, die eine direkte Abbildung auf die Achse der Stratifikation ausschließt, erscheint strukturell als ein ständiger generativer Kreislauf in beiden Richtungen, der neues Wissen ‚abwärts' in die Elementarkultur leitet und umgekehrt subjektive Akzentuierungen und Identifizierungen ‚aufwärts' in die

12 Vgl. dazu Gerhard Panzer: Kairos der ‚Risikogesellschaft'. Wie gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen mit technischer Unsicherheit umgehen, Kassel 1998, wo der prekäre Status von Technik in Luhmanns Theorie hinterfragt wird, der wiederum mit der Vernachlässigung naturwissenschaftlichen Wissens zusammenhängt.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

elaborierten Interdiskurse projiziert, was dort womöglich zu Konflikten und wieterer Wissensproduktion führt. Dieser kulturkonstitutive Kreislauf lässt sich als „Kreativzyklus von elementarer und elaborierter Kultur“ bezeichnen.

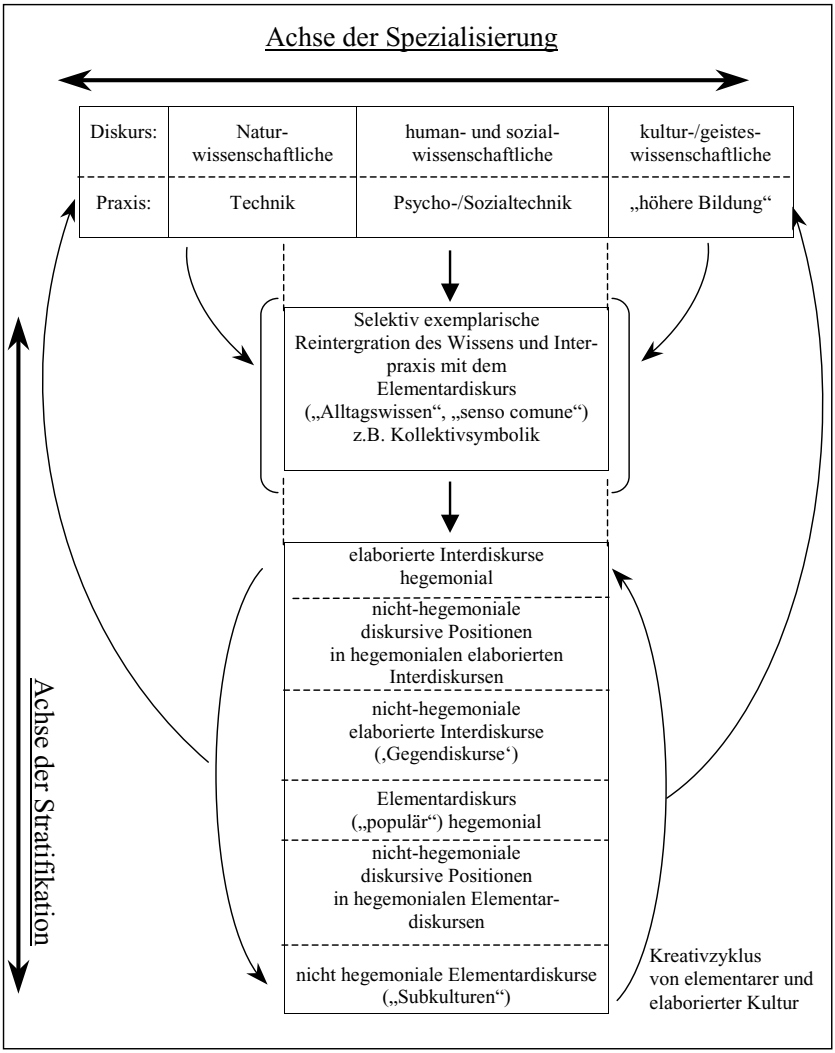

Abbildung 4

Zwischen der obersten und untersten Stufe der ‚vertikalen‘ Dimension des T-Schemas sind „nicht-hegemoniale diskursive Positionen in hegemonialen elaborierten Interdiskursen“ und „nicht-hegemoniale elaborierte Interdiskurse (‚Gegendiskurse‘)“ markiert. Beide Kategorien (wie auch die analogen Ele-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

mentardiskurse) können Vehikel antihegemonialer „Resistenz“ (Foucault) bzw. antihegemonialer „Fluchtlinien“ (Deleuze/Guattari) werden und sich dabei mit dominierten sozialen Gruppen bzw. Gruppierungen auf der Achse der Stratifikation koppeln. Literaturtheoretisch generieren solche Kopplungen Publiken (rezeptionstheoretischer Aspekt). Zunächst sind entsprechend der Unterscheidung zwischen Spezial- und Interdiskursen verschiedene mehr oder weniger spezialisierte Publiken zu unterscheiden (z.B. medizinische oder juristische Publiken, die medizinische oder juristische Spezialdiskurse rezipieren können). Daneben gibt es offensichtlich auch „generalistische“, nichtspezialistische Publiken, die entsprechende „generelle“ (Inter-)Diskurse der „öffentlichen Meinung“ rezipieren. Die verschiedenen Publiken, von denen je mehrere die gleichen Individuen umfassen können, sind nicht einfach homolog mit sozialen Gruppen (z.B. Klassen) bzw. Gruppierungen (z.B. „historischen Blöcken“ nach Antonio Gramsci[13]). Für die Kopplungsverhältnisse zwischen Publiken, Intelligenzen (als produzierendem Personal der verschiedenen Diskurse) und sozialen Gruppen gibt es keine generellen Regeln. Jede einzelne dieser Kopplungen ist als ein je historisch-spezifisches „Ereignis“ (Foucault) zu analysieren, das von spezifischen Kräfte-, Macht- und Resistenzverhältnissen abhängt, worauf ich ganz am Schluss noch einmal zurückkommen werde. Relativ generell lässt sich lediglich sagen, dass sowohl auf dem Weg von der ‚horizontalen‘ zur ‚vertikalen‘ Achse wie auf dem umgekehrten Weg der Kopplung Monopolisierungen und Blockierungen der Proliferation (von Wissen bzw. von Macht) eine entscheidende Rolle spielen: Alle Spezialisierungen von Wissen tendieren zur Monopolisierung und damit zur Ermächtigung – alle Monopolisierungen von Reichtum und Eigentum tendieren zur Indienstnahme monopolisierten Wissens. Bevor ich diese Überlegung am Schluss noch einmal aufnehmen werde, sei nun ein Blick auf einen konkreten Fall, Wilhelm Hauffs Märchen *Das kalte Herz* von 1827, geworfen.

Schema 5 versucht grob zu skizzieren, wie man sich den Anschluss einer interdiskursiven Analyse an eine literatursoziologische (etwa vom Typ einer Bourdieuschen Feld-Analyse) vorstellen könnte. In der mittleren unteren Drei-Kolonnen-Tabelle ist die semantische Grundstruktur zusammengefasst[14]: Es geht um eine Narration, die wie ein Vermittlungsmythos im Sinne von Lévi-Strauss funktioniert, und zwar zwischen einer scharf markierten kulturellen Dichotomie: hie württembergische Seite des Schwarzwalds und Holländer-Michel = Teufel – hie badische Seite und Glasmännlein als Agent Gottes. Kollektivsymbolisch steht der Kalkül-Komplex (Maschine, Handel, Geld) gegen den Herz-Komplex (Familialismus, Handwerk, Glasblasen), wobei die Schwarzwälder Uhr eine paradoxe symbolische Interferenz bildet: als ‚gute‘, herz-kompatible Maschine (an entscheidender Stelle wird das Herz als „Un-

13 S. dazu ausführlich Jürgen Link/Ursula Link-Heer: Literatursiziologisches Propädeutikum, München 1980.

14 Vgl. dazu ausführlicher Jürgen Link: „Literaturwissenschaft und Semiotik“, in: Walter A. Koch (Hg.), Semiotik in den Einzelwissenschaften, Halbband II, Bochum 1990, S. 521-564, hier S. 535ff.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ruhe“ einer Uhr symbolisch markiert). Interdiskursanalytisch ist diese dicho- bzw. trichotomische Struktur auf der Basis der fundamentalen Kluft moderner Spezialdiskurse (naturwissenschaftlich-technisch vs. humanwissenschaftlich vs. kulturwissenschaftlich-hermeneutisch) generiert. Obwohl die buchstäbliche Verteufelung des „ausdifferenzierten Teilsystems Wirtschaft“ (Luhmann) und der Monetarisierung eine deutlich antikapitalistische Tendenz verrät, besteht das implizite Publikum gerade aus solchen Individuen, die mit der Monetarisierung und der Profitakkumulation im mehrfachen Wortsinn „leben müssen“. Diese integrative Funktion zeigt sich nicht bloß an der Textoberfläche in dem versöhnenden Märchen-Happy-End, sondern entscheidender tiefenstrukturell in der „mythischen“ Pendelbewegung zwischen den beiden „Seiten“. Strukturell wahrhaft „zentral“ ist die Ambivalenzzone auf der Wasserscheide des Schwarzwaldkamms, an der scharfen Grenze beider Seiten, wo Glasmännlein und Holländer-Michel in jeder Beziehung interferieren und wo irgendwo auch das teuflische Labor (naturwissenschaftliche Konnotation) liegt, in dem Herz und Stein getauscht und zurückgetauscht werden können. Der Teufel unternimmt sozusagen naturwissenschaftlich-technische Operationen am Subjekt: Er exzidiert Herzen und setzt Steine dafür ein, womit er neue wahrhaft „coole“ Subjektivitäten produziert, nämlich affektiv „unerhitzbare“, mit der Monetarisierung und Profitakkumulation des „Teilsystems Wirtschaft“ total kompatible.

Was der literarische Interdiskurs demnach vor allem zu leisten vermag, ist die Kreation eines imaginären chiastischen Faszinationsraums der kulturkonstitutiven Ambivalenzen, die er für die Subjekte applizierbar macht, gerade auch wenn diese die Ambivalenzen nicht lösen können. Diese Struktur faszinierender Ambivalenzen beruht auf der Mehrdeutigkeit der Kollektivsymbole, die wiederum verschiedene Lektüren, verschiedene diskursive Positionen und verschiedene Publiken strukturell ‚vorsieht‘. So wäre eine (durchaus mögliche und sogar ‚vorgesehene‘) antikapitalistische Lektüre des Textes ein Beispiel für eine „nicht-hegemoniale diskursive Position im hegemonialen elaborierten Interdiskurs“. Auf keinen Fall bildet Hauffs Märchen jedoch so etwas wie das Beispiel eines alternativen Interdiskurses (‚Gegendiskurses‘), auch nicht im Sinne eines vormodern-traditional-ständischen „historischen Blocks“ – vielmehr müssen die entprechenden Signale des Textes als lediglich kompensatorisch bezüglich der sozialen Hegemonie („historischer Block“ mit Dominanz monetär-akkumulierender Gruppen) verstanden werden.

Die strukturelle Kopplung zwischen dem Text und dieser sozialen Hegemonie, also mit der Achse der Stratifikation, liegt natürlich nicht in der rein thematischen Perhorreszierung des Kapitalismus. Hier ist zunächst an Bourdieus paradoxe ‚vertikal-horizontale‘ Dimension zwischen kommerziellem und artistischem Pol zu denken. Ich habe auf der vertikalen Achse von Abb. 5 die marktabhängigen, ‚trivialen‘ bzw. populären Aspekte des Textes eingetragen: Elemente von Volksmärchen, Trivialliteratur (Herz-Symbolik und Happy End), Kindgerechtheit, Almanach-Struktur, Orientmode (in anderen Märchen). Diese Elemente sind auf ein möglichst großes Publikum (und damit auf

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einen möglichst großen kommerziellen Erfolg) kalkuliert. Diesen Elementen, die direkt Hauffs Position im „Feld“ (als Journalist und „freier“, vom Erfolg abhängiger Autor) reflektieren, stehen jedoch auch Elemente gegenüber, die zum artistischen Pol tendieren: romantisches Kunstmärchen, Phantastik, Faszination von Ambivalenzen, Chocks (wie die Herz-Operation und der Mord an der Frau). Hauff war bereits vor den Märchen mit einem literatursoziologisch hoch symptomatischen Skandal hervorgetreten: Er hatte unter dem Namen des damals bekanntesten (und den kommerziellen Pol geradezu exemplarisch repräsentierenden) Autors ‚trivialer‘ Liebesromane (Clauren) ein parodistisches Pastiche (*Der Mann im Mond*) publiziert, das ihm erlaubte, Fliegen des kommerziellen und des elitären Pols mit der gleichen Klappe zu schlagen. Clauren verklagte ihn, wodurch er berühmt wurde – die (noch unaufgeklärte) Kritik bestätigte ihm, dass er den besten Clauren bis dato geschrieben hätte – der kommerzielle Erfolg war beachtlich – und Hauff konnte durch die Aufdeckung des Pastiches seine souveräne Beherrschung der literarischen generativen Apparate und damit seine Qualität als ein Meister des kunstvollen Schreibens unter Beweis stellen. Wenn man also im Kern des romantischen Projekts sicher auch eine artistisch-elitäre Komponente identifizieren mag, so schloss das weder bei Tieck noch bei E.T.A. Hoffmann noch später bei Edgar Allan Poe die Intention auf ein Massenpublikum aus. Hauff jedenfalls ‚übersetzt‘ das romantische Kunstmärchen geradezu für ein populäres Massenpublikum unter ausdrücklicher Einbeziehung von Kindern. Hauff erscheint so als Repräsentant einer interdiskursiven „Intelligenz“ im mehrfachen Sinne: Er synthetisiert für den literarischen Interdiskurs Wissen verschiedener ‚horizontaler‘ Herkunft, das vor allem mittels der Kollektivsymbolik für die subjektive Applikation (bei Kindern durchaus konstitutiv) verschiedener, insgesamt möglichst umfangreicher Publiken paratgestellt wird. Dabei scheint die sowohl hegemoniale wie nicht-hegemoniale Lektüremöglichkeit typisch zu sein für den modernen Interdiskurs Literatur. Insofern kann sich die entsprechende Intelligenz (nun im Sinne des produzierenden Personals) in gewisser Hinsicht als „freischwebend“ gegenüber der Achse der Stratifikation begreifen und es ist sicher eine grundsätzlich falsche These mancher sich auf Marx berufender Soziologien gewesen, diese Art Intelligenz pauschal in das „Kleinbürgertum“ zu integrieren. Vielmehr scheint die Arbeit an der Wissens-Selektion, -Kombination und -Integration sowie am Wissenstransfer zu Zwecken hegemonialer Interdiskurse prinzipiell eine gewisse Distanz vorauszusetzen, die strukturell die Möglichkeit kritischer Lektüren offen halten muss.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

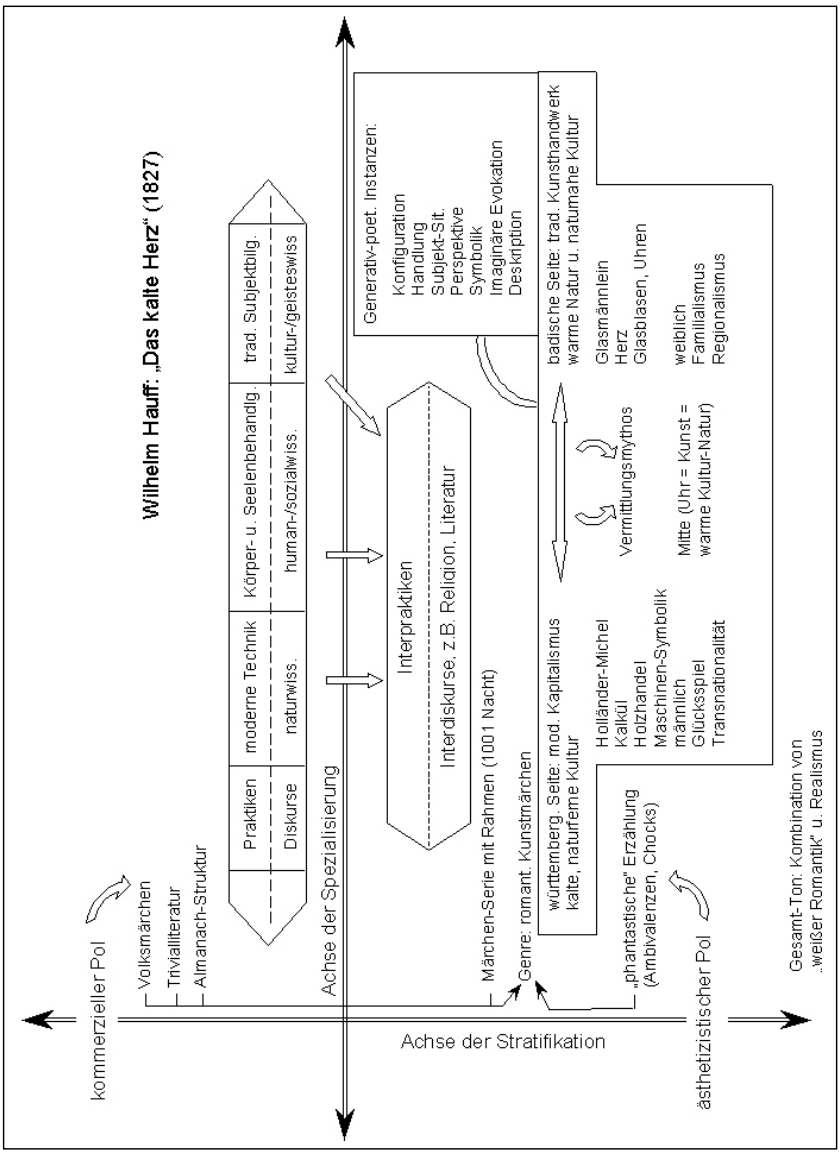

Abbildung 5

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Es kann also, wie bereits angedeutet, kein allgemein gültiges Modell für das Verhältnis der beiden fundamentalen Achsen sozialer Differenzierung geben. Es muss in der konkreten historischen Analyse um die Bestimmung spezifischer Kräfteverhältnisse (Macht- und Resistenzverhältnisse) gehen, die sich aus den je spezifischen Kopplungen der Achsen in beiden Richtungen ergeben. Eine solche Art von Analyse ist in Foucaults Begriff des Dispositivs gedacht: So werden im Sexualitäts-Dispositiv ‚horizontal' Spezialdiskurse wie Psychologie, Hygiene und Demographie kombiniert, denen wissensmonopolisierende Intelligenzgruppen (Experten), diskursive Rituale (wie provozierte Geständnisse) und produzierte abschreckende typische Subjektivitäten („Masturbanten", „Hysterikerinnen", „Perverse") entsprechen, deren Funktion in der Produktion „normaler" Sexualität e contrario liegt. Dabei ist die ‚vertikale' Dimension nach Foucault komplex: Die herrschende Klasse (Bourgoisie) stimuliert und finanziert das Dispositiv einschließlich der Experten mit ihrer spezifischen Macht, weil sie um ihre „Erbgesundheit", „Potenz" im weitesten Sinne, kurz: „Normalität" fürchtet. Sie lässt sich deshalb von den Experten teils harte disziplinäre Regimes auferlegen, denen sie sich zuerst selbst unterwirft, bevor sie sie hegemonial auf die anderen Klassen auszubreiten unternimmt. Aus den Spezialdiskursen folgen Sagbarkeits- und Wissbarkeitsgrenzen mit Machteffekten: So lässt sich z.B. nicht sagen, dass Masturbation ein unschädliches und höchst banales Spiel ist. Insgesamt produziert das Dispositiv einen interdiskursiven Wissenskomplex, der sich vom oberen Sektor der Achse der Stratifikation nach unten hegemonial ausbreitet.

Analog zu einem solchen Dispositiv wäre das Gesamtmodell eines bestimmten Interdiskurses zu denken, wobei die von Foucault behandelten „Dispositive" wie Disziplinierung, Sexualität, Normalität wegen ihrer interdiskursiven Komponente in mehreren Interdiskursen wie Pädagogik und Literatur eine privilegierte Rolle spielen. Mir scheint die Dispositivanalyse für die Interdiskursanalyse vor allem die wichtige Anregung zu liefern, die Machteffekte von Wissensgrenzen, Wissensblockaden, Wissensmonopolen sowie die von „willigen" oder umgekehrt „eigensinnigen" (Kluge/Negt) Subjektivitätstypen zu beachten. Hier kann die Selektionsanalyse der Interdiskurse direkt anknüpfen: Welche Machteffekte ergeben sich aus einer bestimmten Wissensselektion (aus dem immensen Wissensspektrum der Spezialdiskurse) durch einen Interdiskurs? So kombiniert besonders der schwarzromantische literarische Interdiskurs (ansatzweise auch Hauff in seinem Märchen) die Operationalität der naturwissenschaftlichen Diskurse mit dem Subjektproblem (Frankenstein-Mythos usw.). Die kulturell hegemoniale Funktion dieser interdiskursiven Selektion liegt nicht in irgendeiner Homologie zur ‚vertikalen' Achse, sondern in einer faszinierenden Fokussierung auf das Thema objektivistischer Manipulation von Subjekten durch Experten-Subjekte, also auf das fundamentale Problem der „transzendentalen Dublette" Mensch und der Humanwissenschaften. Damit wird zum Beispiel der subjektkonstituierende Effekt von Diskursen unsagbar und unwissbar: Wem kein manipuliertes Gehirn oder Herz implantiert ist, der bleibt „Mensch" mit prädiskursivem Tiefen-Kern, womit z.B. die Ver-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

urteilung durch den juristischen Diskurs hegemonial legitimiert bleibt. Die Bedingung für diese Art hegemonialer Funktion ist die nicht-hegemoniale Lesbarkeit (z.B. anti-expertokratisch), d.h. die Möglichkeit des „Eigensinns" und der Resistenz.

Diese Skizze müsste und könnte zusätzlich erheblich verfeinert werden: Ich beschränke mich auf eine Bemerkung zu Bourdieus metaphorischem Modell verschiedener „Kapitale". Darin soll offenbar auch die Kopplung zwischen ‚horizontaler' und ‚vertikaler' Dimension in Richtung der ersten zur zweiten fassbar werden: Ein spezial- oder auch interdiskursives Wissen ist nach Bourdieu ein „kulturelles" bzw. „symbolisches Kapital", das je nach Gesellschaft, Klassenstruktur und Kräfteverhältnis in monetäres Kapital verwandelt werden kann. Wiederum aber wird die Hierarchie schon vorausgesetzt: das „symbolische Kapital" wird in den ‚oberen' Abteilungen des Schul- und Bildungssystems erworben.

Was ist – um zu schließen – die Aufgabe literatursoziologischer Analyse? Nach Pierre Bourdieu ist es die Konstruktion eines möglichst operativen generativen Modells der Texte, das bedeutet aber im wesentlichen des spezifischen „Tons" der Texte („Ton" als Synthese aller generativen Teilsysteme verstanden). Zu den entsprechenden Faktoren gehören Komponenten beider fundamentaler Dimensionen der gesellschaftlichen Differenzierung. Bourdieu konnte zeigen, wie eine bestimmte Nische im literarischen Feld einen Autor machen und über ihn an der Generierung eines Tons beteiligt sein kann. Dabei vernachlässigt er den historisch-spezifischen Ton gegenüber dem abstrakten Genre. Er schließt von der Nische im Feld auf Genres (Drama, Vaudeville, Roman, Lyrik), während auf Töne bzw. tonal spezifizierte Genres zu schließen wäre. Wenn ich wie Hauff das romantische Kunstmärchen sozusagen populär multiplizieren will, folgen daraus nach Bourdieu bestimmte generische Elemente (wie z.B. familialistische Sentimentalität und Happy End), die auch einige „tonale" Elemente einschließen. Mir ging es darum klarzustellen, dass sehr viel mehr und strukturell sehr viel wichtigere Elemente des Tons bzw. des generativen Apparats aus dem Selektions-, Kombinations- und Integrationsspiel der ‚horizontalen' Achse der kulturellen Wissensproduktion erklärt werden können.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre: homo academicus, Paris 1984.

Bourdieu, Pierre: „Le champ littéraire. Préalables critiques et principes de méthode", in: lendemains 36 (1984), S. 5-20.

Bourdieu, Pierre: Les règles de l´art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris 1992.

Bublitz, Hannelore: „Diskurs und Habitus. Zentrale Kategorien zur Herstellung gesellschaftlicher Normalität", in: Jürgen Link/Thomas Loer/Hartmut Neuendorff

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

(Hg.), ‚Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg 2003, S. 151-162.

Diaz-Bone, Rainer: Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erwieterung der bourdieuschen Distinktionstheorie, Opladen 2002.

Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera: Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur, Opladen 1994.

Geisenhanslüke, Achim: Einführung in die Literaturtheorie, Darmstadt 2003.

Link, Jürgen/Link-Heer, Ursula: Literatursoziologisches Propädeutikum, München 1980.

Link, Jürgen: Elementare Literatur und generative Diskursanalyse, München 1983.

Link, Jürgen: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik", in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, hg. v. Jürgen Fohrmann/Harro Müller, Frankfurt/Main 1988, S. 284-307.

Link, Jürgen: „Literaturwissenschaft und Semiotik", in: Walter A. Koch (Hg.), Semiotik in den Einzelwissenschaften, Halbband II, Bochum 1990, S. 521-564.

Link, Jürgen: „Kulturwissenschaft, Interdiskurs, Kulturrevolution", in: kultuRRevolution 45/46 (2003), S. 10-23.

Panzer, Gerhard: Kairos der ‚Risikogesellschaft'. Wie gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen mit technischer Unsicherheit umgehen, Kassel 1998.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Jürgen Fohrmann

DAS ANDERE DER ‚KULTUR': DIE ‚KULTUR' DER KULTURWISSENSCHAFTEN

I.

Die Vorstellung sozialer Räume und kultureller Praktiken hängt aufs engste zusammen mit der dispersen oder einheitsstiftenden Kraft, die dem Kulturbegriff selbst zugemutet wird. Die nachfolgenden Überlegungen konzentrieren sich daher darauf, zunächst am Beispiel dreier Zäsuren die konzeptuellen Umformulierungen dieses Kulturbegriffs im Rahmen der vornehmlich europäischen Diskussion nachzuzeichnen, um dann am Ende noch einmal die Bezogenheit von ‚sozialem Raum' und ‚kultureller Praxis' auch in ihrer politischen Dimension in den Blick zu nehmen.

II.

„Ohne Cultur war und ist der Mensch nicht etwa nur ein rohes Holz, ein ungeformter Marmor, sondern er ist und wird ein brutum."[1]

Wir verdanken es vornehmlich Reinhart Koselleck, auf den Kollektivsingular im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aufmerksam geworden zu sein.[2]

Dieser Singular setzt sich auch durch im Falle der ‚Cultur', die nun ohne Genitivattribut erscheinen kann, also nicht mehr nur die Kultur des Bodens oder die cultura animi ist, sondern jetzt für sich allein zu stehen vermag: ‚Cultur' wird eine Summenformel, und in ihr vereinheitlichen sich *die* ‚Culturen' zu *der* ‚Cultur'.

‚Cultur' rückt damit ein in die Reihe absolut gebrauchter Termini und wird in diesem Sinne universalisiert wie die Kollektivbegriffe ‚Geschichte' oder ‚Natur' – absolut sind sie, weil ihre Extension alles zu umfassen sucht und weil sie damit alle Gegenbegriffe integrieren. Denn was wäre nicht ‚Natur', was nicht ‚Geschichte' – und was wäre nicht ‚Cultur'? Ist es nicht auch just der Vorwurf, der dann – aus dem 18. Jahrhundert transferiert – die heutige Kulturwissenschaft einholt, scheint sie doch alles sein zu wollen und damit

1 Johann Gottfried Herder (SWS 22, 310). Vgl. Marion Heinz: „Kulturtheorien der Aufklärung: Herder und Kant", in: Regine Otto (Hg.), Nationen und Kulturen. Zum 250. Geburtstag Johann Gottfried Herders, Würzburg 1996, S. 139-152.

2 Vgl. Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, 4. Aufl., Frankfurt/Main 1985.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

dann nichts zu werden? Denn die Einheit aller Differenzen ist leer wie voll zugleich, ist nichts und alles, und beides kann nicht mehr unterschieden werden.

Nun ist aber schon aus der oben angeführten Herder-Stelle ersichtlich, daß solche absoluten Begriffe – vielleicht außer: Gott, aber der bleibt ja auch eine Ausnahme – zwar programmatisch existieren mögen, gleichwohl sich im Gefüge der Aussagen aber wieder über Unterschiede, die sie implizieren, überhaupt erst ergeben. Sie sind die eine Seite einer Unterscheidung, deren andere Seite meist – um einen absoluten Begriff zu erhalten – ‚verdunkelt' wird (wenn diese aufklärerische Hinsicht gestattet ist). Bei Herder ist die andere Seite der ‚Cultur' das schlechthin Rohe, das brutum, das Ungeformte, das zugleich Rohstoff wie auch archaischen Schrecken bedeutet. Rohstoff ist es, weil ein Pygmalion kommen mag, der dem Marmor Form gibt, ihn ‚kulturiert' und damit überhaupt erst – in mehrfacher Bedeutung des Wortes – ‚bildet'. Die alte Unterscheidung ‚barbari – eruditi' wird hier, wie genauer zu sehen wäre, in eine Metaphysik des Lebenspendens transformiert, die den Initialpunkt für einen perfekten oder auch unendlich perfektiblen Bildungsprozess abgibt. Nimmt man also – und sei es auch zunächst nur hypothetisch – an, dass es absolute Begriffe nicht gibt, dann ist es gar nicht beliebig, sondern höchst bedeutsam, sich der in der Regel verdeckten Seite der Unterscheidung zuzuwenden. Dies soll für die ‚Kultur', die in der Rede von heutiger ‚Kulturwissenschaft' impliziert wird, in einer groben Skizze zu entfalten versucht werden. Gewählt wird dabei der Weg historischer Analyse: Sehr knapp sollen drei Phasen der Rede über ‚Kultur' rekonstruiert werden, nicht, um eine kohärente Verlaufsgeschichte zu bieten, sondern um Prozesse der Anreicherung und Umpolung darstellen zu können. Dass es sich hierbei weitgehend um die Säkularschnitte ‚um 1800', ‚um 1900' und ‚um 2000' handelt, hat weniger mit Symmetrie oder Bedeutsamkeit, sondern eher mit einer bewusst herbeigeführten Übersichtlichkeit zu tun.

III.

Eine kurze Rekapitulation sei an den Anfang gestellt.[3] Bei allen nötigen Differenzierungen und Überschneidungen lassen sich doch zwei Traditionen, die die Konzepte von ‚Cultur' dann seit dem 18. Jahrhundert bestimmen, auseinander halten: Dies ist einmal der Rekurs auf die Polis-Konzeption der griechischen Antike und hier besonders die tentative Entgegensetzung von Freiheit und körperlicher Arbeit. Und das ist andererseits die römische Tradition vieler ‚culturae', die Pflege, Bebauung usw. in körperlicher und geistiger Hinsicht verstand und sie sowohl mit ‚industria' koppelte als auch in ihr keinen Gegensatz zum ‚civis' zu sehen schien.

3 Vgl. dazu Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/Main 1994.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Springt man ins (deutsche) 18. Jahrhundert, so ist zu beobachten, dass diese ‚römische' Konzeption vieler ‚culturae' den ‚Cultur'-Begriff der Kameralisten, der Popularphilosophen, der Philantropen und insbesondere der Universalhistoriker mit ihrer ‚Culturgeschichte' prägte. Hier wird das Ziel verfolgt, eine umfassende Poliziertheit der *Gattung* auf der Grundlage entfalteten Fleisses zum Ziel der Menschheit zu erklären. Dieser Begriff der ‚Cultur' ist sehr eng angelehnt an die französische Auffassung von ‚civilisation'.

Die ‚griechische Konzeption' hingegen, und dies ist eine vornehmlich für das deutsche 19. Jahrhundert einschneidende Entwicklung, wird dann insbesondere vom Neuhumanismus aufgegriffen, als ‚Bildungsvorstellung' ausformuliert und Schritt für Schritt, ganz konsequent, gegen einen nun als defizient erscheinenden Begriff von ‚Zivilisation' abgegrenzt.

Kultur als Effekt von ‚Bildung' mag zwar sub specie aeterni auch auf ein Gattungswesen teleologisch ausgerichtet sein, wird aber im wesentlichen vom einzelnen Subjekt, von der *Person*, aus gedacht. Kultur als Bildung zielt damit – aller Formalisierungen durch Erziehung zum Trotz – auf ein individuelles, nicht klar steuerbares Programm, dem kein Präfix lieber ist als ‚selbst-'.

In gewisser Weise holt der Neuhumanismus – zumindest in der Humboldtschen Variante – damit die Uminterpretation des Historischen, die von Vico am entschiedensten vorgenommen wurde, auf der Ebene des Subjekts ein: Das Gewisse, das certum als das hypostasierte Wahre, verum, wird zum zentralen Gegenstand menschlicher Beobachtung, soweit sie die Geschichte, mithin die menschlichen Angelegenheiten, betrifft, und solche Beobachtung leistet für Vico die Philologie: „[...] die Philologie beobachtet, was die menschliche Willkür als Gesetz aufgestellt hat, und daraus entsteht das Bewußtsein von dem, was gewiß ist."[4]

‚Humanitas' leitet Vico in diesem Sinne konsequent aus dem Totenbegräbnis ab und denkt dabei sowohl an die Erinnerung als auch an die Teilung der Felder, an Zu-Teilung. In diesem Sinne ist Kultur als ‚Bildung' zugeteilte Kenntnis der Tradition, eine memoria, die Geschichte und Gegenwart so verbindet, dass vergangene Welt zunächst im Subjekt eingeschlossen und dann *von innen heraus* (immer wieder) neu gebildet wird. Kultur entsteht daher, weil ein inkorporierendes Inneres so spricht, dass ein anderes Inneres angesprochen, apostrophiert werden kann und erwidert, und zwar idealerweise in komplementärer Funktion. Gedacht ist an die unendliche Zwiesprache geselliger Wesen, die ein Soziales ergibt. Dieses Soziale hat sowohl im Neuhumanismus die Rousseausche Vorstellung von der Indifferenz im Naturzustand als auch die Rousseausche Dialektik von Eigentumsumgrenzung und Aufeinander-Angewiesen-Sein hinter sich gelassen. Sozialität ist die (fingiert) mündliche Kultur affiner Personen. Alles andere ist Zivilisation, alte ‚Höfischkeit', etwas Oberflächliches, Zweites, nicht die Stimme von innen, sondern nur ihr Echo, ist, wie es dann bald in und nach den Befreiungskriegen heißen wird, Frankreich, das *Äußerliche*, von dem kein Weg nach innen zurückführt.

4 Giambattisto Vico: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Nach der Ausgabe von 1744, übersetzt und eingeleitet von Erich Auerbach, Berlin 1965, S. 78.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

IV.

Um 1900 – oder doch etwas genauer: 1883 – formuliert Wilhelm Dilthey dann: „Die Natur ist uns stumm. Nur die Macht unserer Imagination ergießt einen Schimmer von Leben und Innerlichkeit über sie. [...] Die Natur ist uns fremd. Denn sie ist nur ein Außen, kein Inneres.“[5] ‚Frankreich‘ wird so zur mechanischen Natur, das Äußerliche zum Außen.

Spätestens zwischen 1880 und den 1920er Jahren vollzieht sich eine gravierende Transformation des neuhumanistischen Kulturkonzepts. In ihr wird die Frontstellung gegen ein nur ‚Äußerliches‘, die sowohl aus der Kritik an einem französischen Zivilisationsanspruch als auch aus der Ablehnung einer popularphilosophischen Aufklärung sich speiste, durch einen ontologischen Gegensatz von Innen und Außen überschrieben. Außen heißt jetzt: die naturhafte Ordnung des Wiederholbaren, daher Mechanischen, der gesetzmäßigen Vollzüge in der Natur und, wie manche – für Dilthey zu unrecht – auch meinten, in der Gesellschaft. Dieses Außen wird von den Naturwissenschaften verwaltet, die sich, betrieben durch ihre geisteswissenschaftlichen Agenten, nun anschickten, auch die menschliche Sozialität mit ihrem mechanistischen Modell zu behandeln. Gegen Taine und Buckle betont daher Dilthey:

„Der Strom des Geschehens in [...] [der Gesellschaft] fließt unaufhaltsam voran, während die einzelnen Individua, aus denen er besteht, auf dem Schauplatz des Lebens erscheinen und von ihm wieder abtreten. So findet das Individuum sich in ihm vor, als ein Element, mit anderen Elementen in Wechselwirkung. Es hat das Ganze nicht gebaut, in das es hineingeboren ist. Es kennt von den Gesetzen, in denen hier Individuen aufeinander wirken, nur wenige und unbestimmt gefaßte.“[6]

Dies ist die geistesgeschichtliche conditio humana: Teil zu sein von etwas, dessen Gesetze man zwar nur unvollkommen kennt, dessen man aber qua Teilhabe ‚teilhaftig‘ werden kann: „[...] daß ich selber, der ich mich von innen erlebe und kenne, ein Bestandteil dieses gesellschaftlichen Körpers bin, und daß die andern Bestandteile mir gleichartig und sonach für mich ebenfalls in ihrem Innern auffaßbar sind. Ich verstehe das Leben der Gesellschaft.“[7]

Dies führt dann nicht zu einer Soziologie oder gar Ethnologie, sondern zu einem radikalen Denken der Gesellschaft vom Subjekt aus, „und grenzenlos ist die Singularität“[8], so grenzenlos, dass es gelingen kann, „allem innerhalb der Burgfreiheit [...] [der] Person zu widerstehen.“[9]

Dieses Denken des Singulären bei Dilthey, der ja von Geistes- und nicht von Kulturwissenschaften spricht, bildet im Rahmen einer ‚Kritik der historischen Vernunft‘ gleichwohl die Basis für die daraus ableitbaren Kulturbegrif-

5 Wilhelm Dilthey: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte, Bd. 1, Leipzig, Berlin 1922, S. 36.
6 W. Dilthey, Einleitung, S. 36.
7 Ebd., S. 37.
8 Ebd.
9 Ebd, S. 6.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

fe des Neukantianers Heinrich Rickert, auch Ernst Cassirers oder Georg Simmels. Denn bei allen offensichtlichen Unterschieden zwischen diesen Autoren ist Kultur doch im wesentlichen die *Semiose eines so verstandenen und auf diese Weise als verstehend begriffenen Subjekts*. Der Natur als „Inbegriff des von selbst Entstandenen" steht auch bei Rickert daher „die Kultur als das von einem nach gewerteten Zwecken handelnden Menschen entweder direkt Hervorgebrachte oder [...] so doch wenigstens um der daran haftenden *Werte* willen absichtlich *Gepflegte* gegenüber."[10] Und noch emphatischer heißt es dann in Simmels „Tragödie der Kultur": „Kultur ist der Weg von der geschlossenen Einheit durch die entfaltete Vielheit zur entfalteten Einheit."[11]

Auch ohne diese eher enigmatische Formulierung an dieser Stelle ganz aufzulösen, wird ersichtlich, dass immer wieder das Singuläre und seine Semiose als Zentrum des Kulturbegriffs zugrundegelegt werden. Dies ist insbesondere bei Cassirer zu sehen, dessen gesamte Rekonstruktion abendländischer Philosophiegeschichte die eine Achse hervorhebt, die bei Herder ihren Ausgang nimmt, dann Wilhelm von Humboldt als Kronzeugen anführt und die in der These gipfelt, dass der Durchbruch zur Kultur mit dem immer auch reflexiven Imperativ des ‚Bedeuten-Wollens' zusammenhänge. Dieses ‚Bedeuten-Wollen' sei es, das uns Menschen vom Rest der Natur unterscheide und dessen Entfaltung ein „Leben in Bedeutungen"[12] ergebe. Wenn es den Naturwissenschaften angelegen ist, die „Baupläne"[13] der Natur zu studieren, so sei die *Form* der Gegenstand einer Wissenschaft von der Kultur. Die Kultur als Form, so lässt sich sagen, ist dieser Vorstellung der *Sprachkörper des Subjekts*. Damit wird die Singularität der Person, seine Burgfreiheit, durch seine Semiose studierbar, und zwar auch für diese Person selbst. Die Kultur ist mithin die Form, in der sich ein Inneres unverwechselbaren Ausdruck gibt; und sie ist zugleich jenem Anderen entgegengesetzt, das die verwechselbaren, weil sich wiederholenden Naturverläufe zum Gegenstand der (experimentellen) Beobachtung macht. Dies ist die erste Bestimmung der ‚anderen' Seite.

Die zweite Bestimmung (der anderen Seite) ist aber eine Vorstellung von *Gesellschaft*, die nicht als *Körper*, genauer: nicht als die Ausdehnung des eigenen Körpers zu betrachten ist. Führte diese rein körperliche Ausdehnung zu einem Modell von Gesellschaft, das wohl eher als Gemeinschaft zu bezeichnen wäre, so richtet sich die Kritik des skizzierten Kulturverständnisses gegen eine Gesellschaft, die von den vermeintlichen Übeln der Moderne, von Industrialisierung, Mechanisierung und von Massenkommunikation angetrieben wird und die – in Anlehnung an Nietzsches Worte – der Teufel und die Statistik holen sollen. Sie entwendet die einzelnen Formen ihren Urhebern, deklariert sie als Waren und will das nicht aufkommen lassen, was Simmel in seiner

10 Heinrich Rickert: Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften. Nach der 6. Aufl. von 1926, hg. v. Friedrich Vollhardt, Stuttgart 1986, S. 35.

11 Georg Simmel: „Der Begriff und die Tragödie der Kultur" , in: Ralf Konersmann (Hg.), Kulturphilosophie, Leipzig 1996, S. 25-57, hier S. 27.

12 Ernst Cassirer: „Der Gegenstand der Kulturwissenschaft" , in: ders., Zur Logik der Kulturwissenschaften, Darmstadt 1961, S. 1- 33, hier S. 15.

13 E. Cassirer, Der Gegenstand, S. 23.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

„Tragödie der Kultur“ oder auch Hofmannsthal in seiner „Schrifttum“-Rede als Einheit oder als *Bindung* verstanden wissen wollten. Eine dauernde Sehnsucht nach solcher Bindung prägt dieses Konzept kultureller Semiose, dessen ‚Soziales‘ sich erst einer veritablen Metaphysik der Kultur verdankt. Entkörperlichte Gesellschaft aber scheint dieser Bindung nicht fähig; Gesellschaft in diesem Sinne ist nicht Kultur, weil sie nicht *Person ist*. Kultur, das ist das der unruhigen Gesellschaft Entgegengesetzte, und, so schon Friedrich Nietzsche in „Menschliches. Allzumenschliches“ (1878), „nach dem Westen zu wird die moderne Bewegtheit immer größer. [...] Diese Bewegtheit wird so groß, daß die höhere Kultur ihre Früchte nicht mehr zeitigen kann. Es ist, als ob die Jahreszeiten zu rasch aufeinander folgten. Aus Mangel an Ruhe läuft unsere Zivilisation in eine neue Barbarei aus.“[14]

Eine solche Vorstellung deklariert den sozialen Raum allerdings nicht per se, sondern nur in Zeiten (und als Ausdruck) gesellschaftlicher ‚Verkommenheit‘ zum Gegenteil der Kultur. Idealerweise geht es darum, diesen sozialen Raum als den Körper der einen Kultur wieder entstehen zu lassen. Man könnte auch sagen: Wo Gesellschaft ist, soll Kultur und das heißt: soll Gemeinschaft werden. Der kulturelle Raum ist nicht dispers, er ist der eine, vergrößerte Körper selbst.

Zurecht mag man bezweifeln, ob der Kulturbegriff heutiger Kulturwissenschaft(en) sich aus solchen Annahmen entwickelt hat. Ließe sich im Gegenteil nicht besser davon sprechen, dass dieser Kulturbegriff mit solcher Tradition brach und eine Art Import darstellt, der sowohl das, was im französischen Sprachraum als ‚civilisation‘ verstanden, als auch das, was im angelsächsischen Bereich als ‚cultural studies‘ konzipiert wurde, ins Deutsche als ‚Kultur‘ rückübersetzt? Bei dieser Rückübersetzung liegen die Voraussetzungen der ‚cultural studies‘ dann in der europäischen Entwicklung einer vergleichenden Religionsgeschichte, die sich schon bald zur Ethnographie transformierte; sie liegen hingegen nicht so sehr in den zeitgleichen Varianten eines ‚deutschen historischen Kulturbegriffs‘, wie er sich etwa in der Volkskunde und der ‚Culturgeschichte‘ entfaltet hat – um dann aber doch auch mit diesen Konzepten eine eigentümliche Verbindung einzugehen.

V.

Bei der Entwicklung einer Ethnologie, die eng mit der Geschichte der Durkheim-Schule verbunden war, ging es sehr bald darum, Herders ‚brutum‘ nun als ‚Kultur‘, und zwar als kulturelle Variante oder als kulturellen Anfang, umzuinterpretieren. „Denn ein Barbar“, so später Claude Lévi-Strauss, „ist ja vor allem derjenige, der an die Barbarei glaubt.“[15] Ganz unabhängig davon, ob man dieses ‚brutum‘ als Spiegel früherer Zeit in die europäische Geschichte

14 Friedrich Nietzsche: „Menschliches. Allzumenschliches“ (1878), Nr. 285, in: Gesammelte Werke, Bd. 3, München o. J., S. 234.

15 Claude Lévi-Strauss: „Rasse und Geschichte“, in: Ralf Konersmann (Hg.), Kulturphilosophie, Leipzig 1996, S. 168-221, hier S. 177.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rückzuholen bemüht war, als die Sichtbarmachung der Kindheit Europas selbst, ob man auf die Suche nach Typen menschheitsgeschichtlicher Entwicklung ging oder Kulturkreisthesen belegen wollte wie Aby Warburg[16] – die Praktiken indigener Gesellschaften galten als die Ausformung einer Sozialität, die als das Ergebnis von ‚Kulturierung' verstanden wurde.

Marcel Mauss' berühmter „Essai sur le Don", der Gabentausch, vollzieht dabei im Sinne der Durkheim-Schule eine folgenreiche Umpolung. Nicht nur stehen die kulturierenden Praktiken indigener Gesellschaften im Mittelpunkt, sondern deren Soziabilität wird auf Verfahren der verpflichtenden Wechselseitigkeit, des Reziproken, zurückgeführt. Diese Verfahren gelangen nie zur Ruhe, weil nicht so sehr die Materialität, sondern der ‚Geist' der Gabe zurückzuerstatten ist, will man – in einem ganz wörtlichen Sinn – nicht als Schuldner nur ein Teil des Gebers sein. Damit wird das Reziproke zur Möglichkeit und Notwendigkeit, pneumatische und materielle Äquivalenz als entscheidende Bedingung des Sozialen zu denken. Nicht eine auf Dauer gestellte Asymmetrie wird zum Grundprinzip von Gesellschaft erklärt, sondern erst der Gabentausch als ‚fait sociale totale', die Wechselseitigkeit der Gaben und die Vielschichtigkeit kultureller Praktiken ‚ergeben' das Soziale, das ganz grundlegend mit der Vorstellung einer Umkehrung, dem Wechsel der Seiten, verbunden ist. Solche Reversibilität beruht auf einem kulturierenden Prozess und bringt ihn zugleich auch immer hervor.

Auf diese Weise – wie allmählich auch immer – wird eine Relativierung europäischer Gesellschaften als alleinigen Trägern der Kultur denk- und formulierbar. Dabei sieht man die Bewegung des ‚von Innen nach Außen' nachhaltig verkehrt. Denn es geht nun weniger um den Akt geistigen Hervorbringens, an dessen Ende jene Kultur steht, die einem Nicht-Geistigen, Äußerlichen, ontologisch gegenüberliegt. Die Bewegung des ‚von Innen nach Außen' wird ersetzt durch eine Art ‚Flächigkeit', ja ‚Äußerlichkeit', die das Soziale und die Kultur im wesentlichen als eins denkt; sie untersucht die kulturierende Praxis unterschiedlicher Formationen in *vergleichbarer Perspektive* und führt auf diesem Wege zu einer Vervielfachung von Kultur zu den Kultur*en.*

Es wäre im einzelnen zu zeigen, wie sich mit einer Mauss'schen Ethnologie sowohl ein strukturalistisches Modell entwickeln als auch die historische Schule in bestimmten Punkten beerben lässt, dort nämlich, wo als methodologisches Prinzip der Blick auf das Konkrete gelenkt werden soll. Vergleich und Konkretes sollen eine Art menschheitsgeschichtliche Ausrichtung ergeben, die sich allerdings nicht mehr im Sinne des 18. Jahrhunderts versteht, sondern die Anerkenntnis von Verschiedenheit aus einer Analyse des Sozialen *als einer Kultur der Wechselseitigkeit* gewinnt. Dies etwa bei Claude Lévi-Strauss, der in seinem Vortrag „Rasse und Geschichte" von 1952 eine Art Resümee zieht und Parameter für die Verschiedenheit von Kulturen aufstellt. Ohne seine Raum-, Geschichts- und Zeitkonzepte, seine stationären und kumulativen Phasen hier näher beleuchten zu können, ist doch der kategorische Imperativ des gesamten Theorieentwurfs von besonderer Bedeutung; er eröffnet sich am Ende als Credo:

16 Vgl. Aby Warburg: Schlangenritual. Ein Reisebericht (1923), Berlin 1988.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

„Das Faktum der Verschiedenheit [von Kulturen] ist zu erhalten, nicht der historische Inhalt, den jede Epoche ihm gegeben hat und den keine über sich verlängern kann. [...] man muß [...] bereit sein, ohne Überraschung, Abscheu und Empörung ins Auge zu fassen, was alle jene neuen sozialen Ausdrucksformen unweigerlich an Ungewohntem aufweisen werden. Toleranz ist keine kontemplative Einstellung, die dem, was war oder ist, mit Nachsicht begegnet. Es ist eine dynamische Haltung, die darin besteht, was sein will, vorauszusehen, zu verstehen und zu fördern. Die Verschiedenheit der menschlichen Kulturen ist hinter uns, um uns und vor uns. Die einzige Forderung, die wir in dieser Hinsicht erheben können (und die für jeden einzelnen entsprechende Pflichten schafft), ist, daß sie sich in Formen realisiere, von denen jede ein Beitrag zur größeren Generosität der anderen sei.“[17]

Solch’ 1952 eingeforderte Generosität aber beruht auf der Einsicht, dass es weder einen Nullpunkt der Geschichte noch die ‚Reinheit‘ einer Kultur oder Rasse, sondern nur Mischverhältnisse gibt, in denen stets das vermeintliche Paradoxon zu bearbeiten versucht werde, Konvergenz *und* ein Optimum an Verschiedenheit zusammenzudenken. Oder, bei Lévi-Strauss etwas technischer formuliert: Es gebe immer nur die Gleichzeitigkeit zweier Bewegungen, die Annäherung des Verschiedenen und seine sofortige (Re-)Differenzierung.

Damit wird programmatisch bejaht, was etwa Hofmannsthal in seiner „Schrifttums“- Rede noch als den großen Sündenfall der Romantik dargestellt hatte: „das Musikmachen mit allem und aus allem.“[18] ‚Bindung‘ erscheint dem ethnologischen Blick nicht als metaphysisches Ziel oder Ausgangspunkt, sondern als nur temporär stabile Verknüpfung unterschiedlicher Elemente, als das Dritte, das den Prozess wechselseitigen Gebens und Nehmens zusammenschließt.

Denkt man das ‚Soziale‘ als kollektive Kulturierung im Prozess von Gabe und Gegengabe, so geht es stets um Interdependenz. Es ist daher kein Zufall, dass alle jene Theorien, die das Wort ‚Zivilisation‘ im Titel führen, etwa Norbert Elias’ „Über den Prozeß der Zivilisation“[19], an der Nachzeichnung solcher Interdependenzen interessiert sind und deren Zunahme zugleich als Verlauf moderner Gesellschaften zu bestimmen versuchen; dabei wird eine Bewegung beschrieben, die man bei Elias – im Unterschied zum Neuhumanismus – als ‚von Außen nach Innen‘ bezeichnen könnte: die Umpolung von äußerer Gewalt in inneren Zwang korreliert für ihn mit der Ausweitung der Handlungsketten *und* der Veränderung von Lebensführung; die Affektkontrolle, die Internalisierung der Zwänge bildet *zugleich* komplexere gesellschaftliche Formen heraus usw. – alles dies Effekte wechselseitiger Abhängigkeiten, bei denen Verhalten sich durchmischt und eine Komplexierung der Spielarten ergibt. ‚Umleitung‘ ist daher ein Stichwort, das schon in Elias’ Zivilisations-Buch von 1936 eine zentrale Rolle spielt, ja eigentlich schon in Marcel

17 C. Lévi-Strauss: Rasse und Geschichte, S. 221.

18 Hugo von Hofmannsthal: „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“, in: ders., Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze III, Frankfurt/Main 1989, S. 24-41, hier S. 36.

19 Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt/Main 1976.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Mauss' Essay von 1925 klar formuliert wird: „Es ist hier eine Art Hybride aufgeblüht."[20]

Von diesem Punkt aus führt auch eine Linie zu allen Theorien der Hybridität, die sowohl die ‚race', ‚class', ‚gender'- Zentrierung vieler ‚Cultural studies' grundiert als auch das, was – noch spezifischer – in Form der ‚postcolonial studies' dann entwickelt wurde: Es gibt immer nur Mischungen, Hybridisierungen, den Prozess einer sehr komplexen, sich endlos verändernden kulturellen Semiose, es geht, wie der Medientheoretiker Marshall McLuhan dann in den 1950er Jahren formuliert, um „Energie aus Bastarden"[21] – dies eine Konzeption, die bis in die Wissenschaftstheorie eines Bruno Latour zu verfolgen ist.[22]

Solche ‚Energie aus Bastarden', die durch die ‚Innen-Außen'-Differenz nicht mehr beschreibbar ist, weil sie sich einer eindeutigen Zuordnung entzieht und stets etwas Drittes darstellt, operiert auch nicht mehr mit der Unterscheidung, die Kultur über die Differenz von Ware und Kunst bestimmt sah. ‚Kultur' ist für einen Autor wie McLuhan eben beides, Ware und Kunst, und nicht nur eine sich dem Reich der Zwecke widersetzende, im Prozess des Herstellens authentische Arbeit, wie dies bei Adorno noch emphatisch gedacht wurde. Was als nicht mehr haltbar erscheint, ist das Konzept grundlegender Trennung selbst, mit dem Antagonisten benannt und in ihrem Widerspiel beobachtet werden können. Dies ist eine sehr einschneidende Veränderung, eben jene, die überhaupt erst die Beerbung des Kulturbegriffs durch ‚cultural studies' (und vice versa) möglich gemacht hat. Denn diese ‚cultural studies' sind im wesentlichen eine Verbindung der drei hier skizzierten Theoriestränge.

VI.

Nach der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen ‚Geist' und ‚Kultur' wurden mithin wichtige Differenzen dadurch eröffnet, dass die andere, meist verdunkelte Seite des Kulturbegriffs eine je unterschiedliche Benennung fand.

Der Text war von der Hypothese ausgegangen, dass es keine absoluten Begriffe, also keine Begriffe ohne Antonyme gibt. In diesem Sinne wurde – erste Stufe – dem neuhumanistischen Kulturkonzept eine Vorstellung von ‚Zivilisation' zugeordnet, die dem Versuch diente, ein inneres ‚Aus-sich-herausSprechen' mit einem nur Äußerlichen zu konterkarieren, um das Verfahren dann in immer neuen Mischungen zu steigern. Dieses ‚Von-innen-heraus' apostrophierte zugleich, setzte also ein zweites, drittes Innere voraus, das erwiderte, und in der (als Form mündlichen Austauschs gedachten) Geselligkeit

20 Marcel Mauss: „Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften", in: ders., Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, hg. v. Wolf Lepenies/Henning Ritter, München, Wien 1975, S. 7-144, hier S. 131.

21 Vgl. Marshall McLuhan: „Energie aus Bastarden", in: ders., Die Magischen Kanäle, Düsseldorf u. a. 1992, S. 65-73.

22 Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt/Main 1988.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wahlverwandter Personen kam dann eine Sozialität zustande, die diejenigen, die ohne Eros waren, die, die nicht liebten, ausschloss.

‚Um 1900' war – zweite Stufe – diese Differenz von Innen und ‚Äußerlichem' als ontologische Unterscheidung von ‚innen und außen', Subjekt und Gesellschaft, Person und Natur sedimentiert. ‚Kultur' erschien als der Sprachkörper einer Singularität, eines solipsistischen Subjekts, dessen ‚symbolische Formen' mit ihm – wie eine Schrift – allein sind und das daher das Soziale als ‚Bindung' immer nur in melancholischer Pose herbeisehnen konnte.

Mit dem Kulturvergleich, der in der frühen Ethnologie – dritte Stufe – einen ersten Höhepunkt erreicht, ziehen die ‚Argonauten' dann aus, um sich selbst stets wiederzufinden, um in der Natur die Kultur zu entdecken und um die Kultur zu den Kulturen zu vervielfachen. Diesen Kulturen werden Prozesse der Äquivalenz, Reziprozität und Umkehrbarkeit unterstellt, und am Ende münden diese Annahmen in eine Theorie des Hybriden, der unablässigen Mischungen, die sich systematisch allen *grundlegenden* Trennungen entziehen. Mit der Idee totaler, unaussetzbarer Semiose verbunden, wird dann alles zur Kultur, weil ihr Anderes, ihr Gegenteil entweder fehlt oder aber in der Darstellung nicht mehr zur Erscheinung kommt.
In diesem Sinne formuliert Clifford Geertz:

„Ich [d. i. Clifford Geertz] meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen [...], sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen."[23]

Bei deutlicher Fortwirkung nicht nur Max Webers, sondern auch Diltheys und Cassirers wird hier eine Formgebung gedacht, eine Textur, an der unendlich fortzuweben und die daher an keiner Stelle im Sinne einer Letztbegründung festzustellen ist.

Solche Form – nun nicht mehr allein das Privileg einer Auszeichnung als *Kunst* – lässt sich dann vielerorts sehen, und es entsteht eine unendliche Reihe von Untersuchungen, die mit der Semiose von Form und der Frage nach den Nachbarschaften einzelner Figurationen *die Welt als Textur* zu ihrem Gegenstand machen.

Dieser Entgrenzung liegt zum Grunde, dass solche Figurationen und die von ihnen hervorgebrachten Konzepte, um des Vergleichs und der elektrischen Erregung willen, auf keine Theorie der *Gesellschaft* rückbezogen werden, wie dies vorzugsweise in einer system- oder auch medientheoretischen Perspektive geschieht. Die Analysen der ‚cultural studies' unterlaufen bewusst die als defizient erscheinenden Erklärungen kommunikationstheoretischer Gesellschaftsbeschreibungen, die im Rahmen bislang etablierter Disziplinen gegeben wurden und die im wesentlichen *apersonale Prozesse* in den Augenschein nehmen. ‚Cultural studies' konterkarieren solche Ansätze mit einer

23 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1987, S. 9.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Melange aus Ereignisgeschichte, Blicken auf Symbolaustausch, Habitus und Feldstrukturen, und was sie versprechen, ist eine ‚dichte Beschreibung'.

VII.

Damit ergibt sich in der Rede von Kultur, aber auch in der Rede von sozialen Räumen und kulturellen Praktiken eine eigenartige Gemengelage, die zunächst noch einmal in sieben Beobachtungen zusammengefasst werden soll:

Erstens ließ sich Kultur denken als das Ergebnis der *Semiose* einer europäischen, ja deutschen *Person.*

Zweitens erscheint das *Soziale* als das Ergebnis *kollektiver Kulturierung*, als Effekt von Gabe oder Recht, die auf der Möglichkeit des Reziproken, der Verkehrung der Seiten beruhen. Es geht um die Konstituierung *kollektiver, ja totaler Körperschaften*.

Die Analyse dieser Kulturierung gelangt damit *drittens* über die *Singularitätsbehauptungen* der irreduziblen Person hinaus – eigentlich aber nur, um sie auf der Ebene von Kollektiven zumindest teilweise wiedereinzuführen. Denn sie *diskriminiert*, um überhaupt etwas zu beobachten, und gewinnt so spezifische Einheiten. Und sie ermöglicht nach dieser Diskriminierung wieder eine *Vergleichbarkeit* zwischen unterschiedlichen Formen vollzogener Kulturierung.

Daher setzt *viertens* die Idee allgemeiner kultureller Semiosis, die sich von der Vorstellung einer Barbarei verabschiedet hat, zugleich die Pluralisierung von Kultur zu *Kulturen* durch.

Diese Kulturen stehen *fünftens* in Wechselwirkung und erzeugen auf diese Weise stets Vermischungen, *Hybride*. Das Hybride wird damit nicht zu einem Ergebnis, sondern ist immer schon der Ausgangspunkt der Analyse. Es lässt bewusst stabile Oppositionen hinter sich, und es ist nicht mehr an der Konstituierung oder Ausdrucksgebung von *Person, sondern an der Analyse einer Formation* orientiert.

Sechstens kann alles zum Gegenstand einer Formationsanalyse geraten, die den Anspruch erhebt, *alles Soziale als Effekt von Formierung* lesen und verstehen zu können. Kultur in diesem Sinne hätte dann keinen Gegenbegriff, *kein Antonym*, mehr.

Auch mit der Annahme von ‚Welt als Textur' differenziert aber *siebtens* jede konkrete Analyse wieder in eine spezifische Formation, die entweder differente Kollektivkörper untersucht oder aber Hybridformen auf unterschiedliche Parameter ‚abtastet', eben jene, die als konstitutiv erachtet werden und die die Partizipation von Subjekten an der Formation zu steuern scheinen (etwa: race, class, gender).

Man könnte auch sagen, dass sich das daraus ableitbare Programm von ‚cultural studies', so wie es etwa in der Birmingham School nach den Transformationen aus dem Marxismus und dann besonders in nordamerikanischen Versionen zur Erscheinung kam, als die Verbindung der Idee personaler Semiosis mit einem Konzept universell möglicher Partizipation verstehen lässt,

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als Versuch, die Generosität, die Lévi-Strauss gefordert hatte, auf alle Ethnien oder Gruppen auszudehnen. Spiegelbildlich verkehrt, geht es dabei zugleich um den Versuch, die Regularien von Partizipation und Ausschluss gerade im Blick auf ‚kleine Sachen' oder in der von Bourdieu propagierten Analyse der Praktiken, des (figurativen) Gebrauchs herauszuarbeiten.[24]

Damit steht die Untersuchung jenes Konkreten im Mittelpunkt, die schon Marcel Mauss emphatisch gefordert hatte. Und nur so wird ja erklärlich, dass die historischen Wissenschaften sich auf die Erweiterung ihrer Struktur- oder Ereignisgeschichten durch eine kulturwissenschaftliche Perspektive eingelassen haben.

Will man die Implikationen dieses Ansatzes verstehen, so ist allerdings zu fragen, warum die Ethnologie von Marcel Mauss und anderen mit ihrer Analyse des Gabentauschs Praktiken beobachtet, die gerade *personale* Austauschverhältnisse ins Zentrum stellen. Führt der Gabentausch aus Gründen zu einer Vorstellung von ‚Sozialität', die sich eher an der *Gemeinschaft* und nicht an dem, was die Soziologie dann als *Gesellschaft* herauszuarbeiten versucht hat, orientiert?[25] Dieser Gemeinschaft wäre das Soziale dann wiederum vornehmlich die Ausdehnung des *einen kollektiven Körpers*, nicht aber der im wesentlichen anonyme Prozess enteigneter Kommunikation und sozialer Differenzierung. Diese Gemeinschaft ist mithin Dorf und nicht Stadt, Provinz und nicht Metropole. Dann aber ist apersonale ‚Gesellschaft' das nicht explizierte Andere, das die Ethnologie des ‚Gabentausch' im Kern erst begründet.

Es ist durchaus zu fragen, ob die Analysen zu ‚Kultur' im Rahmen von ‚cultural studies' an dieser Personalitätsvorstellung auch immer teilhaben, ob also nicht der Aufweis von ‚Form' oder ‚Figuration' – gerade in der Erbschaft der Zeit ‚um 1900' – in ‚diskrete Einheiten' mündet, in eine ‚Spezifikation', die die Form als Einheit vor dem Hintergrund (vor der Umwelt) eher entropisch erscheinender laufender Gesellschaftsprozesse konturiert. Ein Indiz dafür mag sein, dass funktionalistische Theoretiker der Gesellschaft, etwa Niklas Luhmann[26], programmatisch ohne einen begründenden Kulturbegriff auszukommen versuchen; sie ersetzen ihn durch ‚Kommunikation' und führen ‚Kultur' dann wieder ein, um zu erklären, wie in einer dezidiert nicht personal geprägten Gesellschaft doch personale Zurechnung zustandekommt. ‚Kultur' ist hier eine Art Täuschung, eine Selbstzuschreibung von Subjekten oder Gruppen (auch noch der ‚Nation'), um einen Abgrenzungsgewinn zu erzielen, der etwas Wiedererkennbares, der ‚Individualität' sichert. Der Aufweis sol-

24 Vgl. Pierre Bourdieu: „Das kulturelle Unbewußte", in: ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1970, S. 117-124; Pierre Bourdieu: „Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld", in: ders., Der Tote packt den Lebenden (Schriften zur Politik und Kultur, 2), Hamburg 1997, S. 59-78.

25 Vgl. dazu den sehr guten Forschungsüberblick bei Beate Wagner-Hasel: Der Stoff der Gaben. Kultur und Politik des Schenkens und Tauschens im archaischen Griechenland, Frankfurt/Main, New York 2000, S. 27-76.

26 Vgl. Niklas Luhmann: „Kultur als historischer Begriff", in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/Main 1995, S. 31-54.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

cher Orientierung an ‚Personalität' erklärte auch, warum – nun andererseits – so viele Anhänger der Kulturwissenschaften durchaus zurückhaltend gegen Gesellschaftstheorie sind, ja auch in der Geschichtswissenschaft die Analyse von Alltag oder ‚Feldern' programmatisch gegen Strukturgeschichte ins Argumentationsfeld geführt haben.

Damit ergibt sich eine eigenartige *Ambivalenz*, die sowohl die Programmatik als auch die wissenschaftliche Praxis von ‚Kulturwissenschaft' prägt. Semiotisch gefasst – alles ist kulturelles Zeichen, es gibt kein Außerhalb – wird einerseits in der Tat der Gegenstandsbereich von Kulturwissenschaft in jeder Analyse von Figuration erweitert, so dass am Ende nur noch ‚die semiotische Welt' als Extensionsbereich übrig bleibt. Dies ist der grundsätzlichen Überlegung geschuldet, dass ‚Kultur' Resultat unaussetzbarer semiotischer Prozesse ist, einer steten Fähigkeit zu ‚Formgebung' sich verdankt, in der sich etwas ausspricht, dessen Spur man nachzugehen versuchen mag. Die ethnologische Arbeit, die die Differenzen zwischen Kultur und Natur in ihren Feldstudien irreversibel auflöst, weil sie jeden Nullpunkt verabschiedet und alles der Vergleichbarkeit ausgesetzt hat, unterstützt diese Überlegung gleichsam ‚empirisch' – es gibt in der menschlichen Geschichte (und man könnte auch sagen: in der menschlichen Wahrnehmung) kein ‚jenseits von Kultur', sondern nur die stets neu gemischte Differenz einzelner kultureller Prozesse, die sich ständig selbst *um*schreiben.

Indem sie diese Unterstützung leistet, rekonstruiert aber diese ethnologische oder auch historische Analyse notwendigerweise Kultur*en*, also bei allen Mischungsverhältnissen diskriminierbare Einheiten und sehr spezifische Formen, die unterhalb dieses programmatischen Kulturaprioris wieder zu Trennungen führen, ja diese unweigerlich voraussetzen – und wenn sie auch keine ‚Burgfreiheit' mehr reklamieren, so errichten sie doch wieder Burgen, indem sie Einheiten in Form kollektiver Körperschaften zusammenfassen.

Diesem Befund korreliert in der gegenwärtigen Diskussion eine gewisse Ratlosigkeit. Das Spannungsfeld von ‚Kultur' zu ‚Kulturen' überträgt sich nämlich sofort in den Unterschied zwischen der *einen* Kulturwissen*schaft* und *den* Kulturwissenschaft*en* und dann in die Möglichkeit, die einzelnen Kulturwissenschaften selbst zu differenzieren. Wie steht die These von ‚Kultur als Austausch von Zeichen' mithin zu den differenten Formen, als die ‚Kultur' über Rekurrenzen analysiert wird und bei deren Untersuchung – trotz des Formaprioris – eine Reihe von Verfahren zur Anwendung kommen (müssen), die über einen figurativen Ansatz hinausgehen – diese Frage ist je und je zu stellen.

Im Umgang mit dieser Frage haben sich – im Rückbezug auf das System überkommener Disziplinen – zumindest drei unterschiedliche Konzepte von Kultur und Kulturwissenschaft herausgebildet.

Das *erste Konzept* ist orientiert an der Analyse von Figuration. Transdisziplinär angelegt werden Segmente der ‚Welt als Textur' behandelt, und in dieser Behandlung extendiert die kulturwissenschaftliche Arbeit. Dabei bemüht man die Archive sehr unterschiedlicher Institutionen oder wissenschaftlicher Disziplinen auf sehr unterschiedlichem Niveau, ohne sie aber noch aus-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schließlich beliefern zu wollen. Der transdiziplinäre Ansatz tendiert dabei dazu, zunächst nicht mehr für ein überkommenes Fach zu schreiben, sondern bislang nicht gesehene Konstellationen und in ihnen die Rolle von Figuration zur Erscheinung kommen zu lassen und gerade aus diesem Bemühen selbst wieder einen Fachzusammenhang zu erzeugen. Systematisch ist hierbei das Problem zu lösen, für die sehr gedehnte, aufs Ganze gesehen zur Heterogenität neigende Extension wissenschaftliche Anschlusskommunikationen sicherzustellen, die den zunächst ingeniösen Einsatz in eine Kette mit nicht reißendem Faden überführt, also Referenz, Redundanz usw. erzeugt.

Das *zweite Konzept* operiert mit einer medialen Differenz, die als wichtigstes Unterscheidungskriterium genutzt wird, um den Extensionsbereich von ‚Kultur' wiedereinzuschränken. Genau besehen handelt es sich um eine *Medium/Form-Differenz*, mit deren Hilfe ein medial bestimmter Formbegriff (mit dann nachfolgenden Annahmen) ins Zentrum der Betrachtung gestellt wird. Dies kann zu den überkommenen Disziplinen zurückleiten, führt man doch dadurch – im Rückgriff auf eine mediale Hinsicht – nicht einfach nur die bekannten Aufmerksamkeiten auf Texte, Bilder usw. wieder ein und kommt dann doch wieder bei einer (erweiterten) Literatur-, Kunst-, Filmwissenschaft usw., aber nicht bei einer Kulturwissenschaft, auch nicht bei einer allgemeinen Medienwissenschaft an. Zwar genießt diese Option ohne Zweifel den Vorteil, überschaubarere Einheiten in disziplinärer, d.h. sowohl konzeptueller, sozialer, funktions- und leistungsbezogener Hinsicht anzubieten und damit die Reproduktion von Wissenschaften sowohl zu sichern als dann auch beschreiben zu können. Zugleich wird aber der Impetus kulturwissenschaftlicher Arbeit (oder auch ihre Fiktion), ein Feld transmedial und in allen seinen Aus*formungen* zum Gegenstand zu machen, d. h. Figuration umfassend in den Blick zu bekommen, schon vom Anspruch eher gedrosselt und damit zur Ausnahme.

Das *dritte Konzept* geht von *Gesellschaft* aus und untersucht als bestehend geltende soziale Gebilde auf den sie konstituierenden kulturellen Prozess, d. h. als umfassende, totale gesellschaftliche Tatsache. Es ist vornehmlich – sofern es nicht allgemeine Wissenschaftsforschung ist – an einem disziplinären Zugewinn interessiert, d. h. es nutzt den programmatischen Blick auf Kulturierung, um sowohl die Extension des Gegenstandsbereichs als auch eine Analyse seiner Formierung vornehmen und damit über quantitative Verfahren hinausgehen zu können. Dies war etwa der Ausgangspunkt einer Geschichtswissenschaft, die auf die Untersuchung des Alltags setzte, oder einer Soziologie, die ein Feld sozialer Praxen als Kultur zu bestimmen versuchte (etwa in der Tradition Bourdieus). Forschungen dieser Art führen nicht zu neuen Disziplinen, sondern reichern entweder komplementär an oder sie versuchen, ein komplexeres Bedingungsgefüge für die Arbeit zugrundezulegen. Sie neigen deshalb zu Beobachtungen zweiter oder dritter Ordnung, und so sind sie dann elementar an *Selbstbeobachtung* interessiert. Unter diesen Prämissen kommt der Untersuchung von Wissenschaftskulturen systematisch Bedeutung zu.

Gesellschaftstheorie und kulturwissenschaftliche Orientierung liefen – dies die hier vertretene These – seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts parallel, ohne wirklich eine wechselseitig konstitutive Beziehung eingehen zu können

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

(etwa bei Simmel). In der verstreuten, schwer zuordnenbaren Kommunikation der Gesellschaft übernähme die Rede von ‚Kultur' und die Abgrenzung von ‚Kulturen' dann die Funktion, wiedererkennbare Segmente auszugliedern, denen so etwas wie ‚Stil' und ‚Politik' zugeschrieben werden könnte – aber nur, um dann doch wieder im basso continuo des gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses unterzugehen. Insofern ginge es um eine notwendige Komplementarität, bei der die unentwegte Bewegung gesellschaftlicher Kommunikation durch die Wiedererkennbarkeit von Form aufgehalten und für einen Moment als spezifisch und rekurrent zugleich beobachtet, eingefroren werden und so auch als politisches Gebilde überhaupt erst identifiziert werden kann.

Die Spezifizität einer Kultur im Ensemble differenter Kulturen ist daher die notwendige Fiktion, ohne die gesellschaftliche Kommunikation gar nicht zu beobachten wäre. Erst diese Fiktion macht die Annahme von Feldern möglich, an deren Erkenntnis wir unsere Beobachtung und unser Handeln ausrichten und die wir auf ihre (semiotischen) Praktiken, auf die Form ihrer Aussagen untersuchen können. Mag diese Fiktion auch prinzipiell unhaltbar sein, so ist sie dennoch für jedes Prozessieren von Aussagen notwendig, weil nur so neben der *Differenz* die *Referenz* als die zweite Seite der Kommunikation (als eben auch Zwei-Seiten-Form) zur Erscheinung gebracht werden kann. Erst beides bestimmt das ‚Spiel' in der Wissenschaft vom Menschen, und hier liegt auch der Ausgangspunkt für eine ‚Politik kultureller Praktiken', die die, wie auch immer durch Schnittmengen gebildeten, sozialen Räume fragmentiert, um daraus wieder einen Distinktionsgewinn und mit ihm Vorteilsnahmen abzuleiten.

Literaturverzeichnis

Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/Main 1994.

Bourdieu, Pierre: „Das kulturelle Unbewußte", in: ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1970, S. 117-124.

Bourdieu, Pierre: „Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld", in: ders., Der Tote packt den Lebenden (Schriften zur Politik und Kultur, 2), Hamburg 1997, S. 59-78.

Cassirer, Ernst: „Der Gegenstand der Kulturwissenschaft", in : ders., Zur Logik der Kulturwissenschaften, Darmstadt 1961, S. 1- 33.

Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte, Bd. 1, Leipzig, Berlin 1922.

Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt/Main 1976.

Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1987.

Herder, Johann Gottfried: Sämtliche Werke, Bd. 22, hg. v. Bernhard Suphan, Nachdruck Hildesheim 1967.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Heinz, Marion: „Kulturtheorien der Aufklärung: Herder und Kant“, in: Regine Otto (Hg.), Nationen und Kulturen. Zum 250. Geburtstag Johann Gottfried Herders, Würzburg 1996, S. 139-152.

Hofmannsthal, Hugo von: „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“, in: ders., Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze III, Frankfurt/Main 1989, S. 24-41.

Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, 4. Aufl., Frankfurt/Main 1985.

Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt/Main 1988.

Lévi-Strauss, Claude: „Rasse und Geschichte“, in: Ralf Konersmann (Hg.), Kulturphilosophie, Leipzig 1996, S. 168-221.

Luhmann, Niklas: „Kultur als historischer Begriff“, in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/Main 1995, S. 31-54.

Mauss, Marcel: „Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften“, in: ders., Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, hg. v. Wolf Lepenies/ Henning Ritter, München, Wien 1975, S. 7-144.

McLuhan, Marshall: „Energie aus Bastarden“, in: ders., Die Magischen Kanäle, Düsseldorf u. a. 1992, S. 65-73.

Nietzsche, Friedrich: „Menschliches. Allzumenschliches“ (1878), Nr. 285, in: Gesammelte Werke, Bd. 3, München o. J.

Rickert, Heinrich: Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften. Nach der 6. Aufl. von 1926, hg. von Friedrich Vollhardt, Stuttgart 1986.

Simmel, Georg: „Der Begriff und die Tragödie der Kultur“, in: Ralf Konersmann (Hg.), Kulturphilosophie, Leipzig 1996, S. 25-57.

Vico, Giambattisto: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Nach der Ausgabe von 1744, übersetzt und eingeleitet von Erich Auerbach, Berlin 1965.

Wagner-Hasel, Beate: Der Stoff der Gaben. Kultur und Politik des Schenkens und Tauschens im archaischen Griechenland, Frankfurt/Main, New York 2000, S. 27-76.

Warburg, Aby: Schlangenritual. Ein Reisebericht, Berlin 1988.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Markus Rieger-Ladich

„Schizoide Disposition" oder „gespaltener Habitus"? Eine pädagogische Lektüre von Franz Kafkas *Brief an den Vater*

Für Jörg Pramschüfer*

Franz Kafkas *Brief an den Vater* ist in der Vergangenheit mit den unterschiedlichsten Etiketten versehen worden: Der Erziehungswissenschaftler Klaus Mollenhauer zählte den Brief, der nie abgeschickt wurde, zu den „erstaunlichsten pädagogischen Dokumenten unserer Kultur", der überraschende Einblicke in Erziehungsvorgänge und Bildungsprozesse gewähre[1]; dem Literaturwissenschaftler Christian Schärf hingegen gilt er als „einzigartiges familientherapeutisches Dokument", das aus einer sehr genauen, psychologisch geschulten Beobachtung der bürgerlichen Familie hervorgegangen sei[2]; der systemische Familientherapeut Helm Stierlin wiederum wendet sich dem Text zu, weil dieser nicht nur die unterschiedlichen *double-bind*-Situationen verzeichne, in denen sich Kafka immer wieder verstrickt habe, sondern auch den Zugang zu dessen „‚innerer Landkarte'" ermögliche – zu jener Größe also, die das Wahrnehmen, Erleben und Handeln einer Person organisiert.[3]

So unterschiedlich diese Lektüren im Einzelnen angelegt sind, gemeinsam ist ihnen doch, dass sie den in seiner handschriftlichen Fassung mehr als einhundert Seiten umfassenden Brief eng an die Familienkonstellation rückbinden und auf diese Weise Aufschlüsse über die Beziehung zwischen Franz Kafka, dem erstgeborenen Sohn, und Hermann Kafka, dem Vater, erhoffen. Die Gründe für das offensichtlich komplizierte Verhältnis zwischen Vater und Sohn werden hier fast durchgängig innerhalb der Familie gesucht. Dabei un-

* ... in dessen Unterricht ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal auf Franz Kafka stieß und dem es immer wieder gelang, Begeisterung gerade auch für jene literarischen Texte zu wecken, die sich als etwas sperrig und spröde erwiesen.

1 Klaus Mollenhauer: Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung, Weinheim, München 1998, S. 9.

2 Christian Schärf: Franz Kafka. Poetischer Text und heilige Schrift, Göttingen 2000, S. 34f.

3 Helm Stierlin: Individuation und Familie. Studien zur Theorie und therapeutischen Praxis, Frankfurt/Main 1989, S. 193.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

terscheiden sich die einzelnen Lesarten freilich erheblich hinsichtlich der Anleihen, die sie bei psychologischen oder psychoanalytischen Theoriemodellen machen: Die Bandbreite reicht hierbei von Ansätzen, die von der Adressierung individueller Verantwortung völlig absehen und statt dessen für die weitreichenden Folgen gestörter familialer Kommunikationsformen sensibilisieren[4], bis hin zu jenen Positionen, die vor einer Pathologisierung des Verfassers nicht zurückschrecken und Franz Kafka unumwunden eine „schizoide Disposition" attestieren.[5]

Es überrascht nun nicht, dass auch innerhalb der pädagogischen Lektüren[6] jene dominieren, die einen Zugang zu dem *Brief an den Vater* über die Analyse der spannungsreichen Beziehung zwischen Vater und Sohn suchen. So berechtigt und hilfreich Lektüreverfahren zweifellos sind, die sich an den Persönlichkeitsmerkmalen von Hermann und Franz Kafka orientieren, die den Idiosynkrasien der beiden zentralen Akteure nachspüren und die Einzigartigkeit dieser Konfrontation zweier sehr unterschiedlicher Charaktere herausstellen – sie stehen dabei doch in der Gefahr, sich stets auf die immer gleichen Facetten zu konzentrieren und andere Einflussgrößen zu vernachlässigen. Für meine eigene Lektüre von Franz Kafkas Brief ist nun der Verdacht leitend, dass hier Auseinandersetzungen ihre Spuren hinterlassen haben, die gerade *nicht* in den Blick gelangen, wenn der Fokus einzig auf die Individuen Franz und Hermann Kafka gerichtet wird. Denn der Brief lässt sich eben auch interpretieren – so die These, die ich im Folgenden zu plausibilisieren versuche – als ein Text, der jene Form der Entfremdung peinlich genau dokumentiert und schonungslos festhält, die sich zwischen zwei Individuen ausprägt, die in sehr unterschiedlichen Segmenten des sozialen Raumes situiert sind und in der Folge völlig unterschiedliche Habitus ausprägen. Die von Franz Kafka immer wieder beklagte Fremdheit im Verhältnis zu seinem Vater und die schmerzlich vermisste Vertrautheit scheint auf diese Weise der Dynamik des sozialen Raumes geschuldet – und eben nicht persönlichem Versagen oder individuellen Unzulänglichkeiten. Um diese verdeckten Kräfte herausarbeiten und ihre Spuren im Text dechiffrieren zu können, greife ich auf Arbeiten des französischen Kultursoziologen Pierre Bourdieu zurück. Bevor ich diesen alternativen Zugang zu Franz Kafkas *Brief an den Vater* jedoch erprobe (3) und den Ertrag für die erziehungswissenschaftliche Reflexion abzuschätzen versuche (4), stelle ich drei interessante und reizvolle pädagogische Lektüren des Briefes vor (1) und skizziere knapp Bourdieus Entwurf einer Theorie des sozialen Raumes (2). Ausdrücklich sei dabei eingeräumt, dass es sich bei diesem Vorgehen keineswegs um eine alternativlose Lektüre handelt: Vielmehr gilt es – wie bei der

4 Vgl. hierzu etwa: Gregory Bateson: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt/Main 1992, bes.: S. 270-301.

5 Vgl.: Ch. Schärf: Franz Kafka, S. 56.

6 Vgl. hierzu etwa die Textsammlung: Helmwart Hierdeis (Hg.): „Lieber Franz! Mein lieber Sohn!" Antworten auf Franz Kafkas „Brief an den Vater", Wien 1997.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

experimentellen Erprobung eines neues Verfahrens – zu prüfen, welche Facetten des ‚Riesenbriefes‘ (Kafka) auf diese Weise in den Blick geraten und auf neue Weise interpretiert werden können. Und welche nicht.[7]

1. Pädagogische Lektüren

Klaus Mollenhauer platziert in seiner Studie *Vergessene Zusammenhänge* die einleitenden Sätze aus Kafkas Brief an exponierter Stelle: Weil er in den ersten Sätzen, die Franz Kafka an seinen Vater richtet, elementare Aufgaben der Pädagogik formuliert findet, setzt sein Entwurf einer Allgemeinen Pädagogik mit der Interpretation dieser Textpassage ein. Er liest somit Kafkas Brief als ein verlässliches Dokument, das für die erziehungswissenschaftliche Reflexion deshalb so wertvoll ist, weil es völlig frei von Euphemismen ist und ohne jenes „Fortschritts-Pathos“ auskommt[8], das noch immer für zahlreiche pädagogische Texte charakteristisch ist. Fasziniert von der Genauigkeit der Beschreibung und der Präzision der Sprache, lenkt Mollenhauer den Blick auf drei zentrale Aufgaben der Pädagogik, die sich den Ausführungen Kafkas entnehmen lassen: Der Brief sensibilisiert demnach für die Einsicht, dass die Erziehung als eine nur begrenzt aufklärbare und unhintergehbare soziale Tatsache zu begreifen ist – als ein überaus komplizierter Sachverhalt also, der nicht nur nicht abgeschafft oder überwunden werden kann, sondern der sich auch einer vollständigen Durchdringung und Aufklärung entzieht. Darüber hinaus erinnert Kafkas unbestechlicher Blick, mit dem er die eigene Erziehung kritisch mustert, an die wichtige Aufgabe der selbstkritischen Prüfung, der sich Pädagogen nach Mollenhauer immer wieder unterziehen müssen: „Was darf, nach wahrhaftiger Prüfung der Erinnerung, als gerechtfertigt gelten?“[9] Schließlich gilt ihm Kafkas unprätentiöser, fast schmuckloser Stil, der größtmöglicher Differenziertheit und höchster Genauigkeit verpflichtet ist, als Stachel im Fleisch der Pädagogik – den *Brief an den Vater* betrachtet er daher auch als ein sprachliches Kunstwerk, von dem sich die Erziehungswissen-

7 Pierre Bourdieu selbst warnt eindringlich vor der „Versuchung“, etwa das Verhältnis von Psychoanalyse und Soziologie als Alternative zu denken: „Die Soziologie hat nicht vor, die Erklärungsansätze der Psychoanalyse durch ihre eigenen zu ersetzen; sie versteht es lediglich, einige der Daten, die auch Gegenstand der Psychoanalyse sein können, auf andere Weise zu konstruieren, indem sie Aspekte der Realität genauer betrachtet, die die Psychoanalyse als sekundär oder unbedeutend aus der Analyse ausschließt oder die sie lediglich als Schutzschilde betrachtet, die es zu durchbrechen gilt, um zum Wesentlichen durchzudringen […]. Diese Aspekte können wichtige Informationen im Hinblick auf Dinge enthalten, die auch die Psychoanalyse betrachtet.“ Pierre Bourdieu: „Widersprüche des Erbes“, in: ders. u.a., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 651-658, hier S. 657.

8 Vgl. K. Mollenhauer: Vergessene Zusammenhänge, S. 9.

9 Ebd., S. 12.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schaft bei der Entwicklung einer geeigneten Theoriesprache anregen lassen könne.

Jürgen Oelkers begreift den Brief in seinem Aufsatz *Väter und Söhne: Über Anklage, Missverständnis und den fehlenden Adressaten in der Erziehung* weniger als authentisches Zeugnis, das einen objektiven Zugang zu dem ‚tatsächlichen' Verhältnis zwischen Franz und Hermann Kafka ermöglicht; vielmehr interpretiert er ihn als den verzweifelten und um „Fairneß" bemühten Versuch, das Erleben des „*Erziehungsvater[s]*" zu rekonstruieren und dessen eigentümliche Macht zu verstehen, um sich auf diese Weise aus der Umklammerung durch den Vater zu lösen.[10] Scheitern muss dieser Versuch, weil nach Oelkers Erziehung sich hier als ein gleichsam lebenslängliches Verhängnis darstellt, das als schicksalhafte Erfahrung ohnmächtig erlebt wird und folglich auch mit dem Erreichen der Volljährigkeit nicht beendet ist. Dabei lasse sich von Kafka lernen, dass es mitunter ausgesprochen schwierig ist, einen Adressaten zu identifizieren, der für die Erziehung einer Person verantwortlich zeichnet und folglich auch haftbar gemacht werden könnte. Erziehung werde daher höchst unzureichend gefasst, wenn sie als Verkettung intentionaler und zielgerichteter Handlungen eigener Art begriffen werde: Was Franz Kafka als Erziehung bezeichnet, ist daher – so Oelkers in einer vergleichenden Analyse mit den Kindheitserinnerungen Theodor Fontanes – keine „omnipotente Wirkkraft, sondern tritt differenziert auf als ungewollte, ja unschuldige, dennoch dauerhafte Prägung in der Folge einer Beziehungskonstellation, als beiläufige Hilfe und Unterstützung dessen, was ohnehin geschieht [...]."[11] Weil Kafka darum weiß, dass die Schuldzuweisung an die Adresse des Vaters lediglich Ausdruck einer zweifelhaften Attributionspraxis wäre, erhöht die analytische Durchdringung des Erziehungsprozesses noch die Last des Erzogenen – denn wo sich schuldhafte Verstrickungen ereignen, die sich keiner verantwortlichen Adresse zweifelsfrei zurechnen lassen, bleibt dem Opfer selbst die Möglichkeit der Anklage verwehrt.

Hans-Christoph Koller ist ebenfalls weniger an verlässlichen Auskünften über das Binnenleben der Familie Hermann Kafkas interessiert. Er nähert sich dem Brief aus einer bildungstheoretischen Perspektive und nimmt zu diesem Zweck eine Akzentverschiebung vor, die auch bei neueren literaturwissenschaftlichen Arbeiten zu Kafkas literarischen Texten[12] zu beobachten ist: Statt das Augenmerk auf den Text zu richten – auf pädagogische Motive etwa oder auf Spuren, die der Erziehungsprozess hinterlassen hat –, konzentriert er sich

10 Jürgen Oelkers: „Väter und Söhne: Über Anklage, Mißverständnis und den fehlenden Adressaten in der Erziehung", in: Neue Sammlung 38 (1998), S. 533-553, hier S. 535 und S. 537, Hervorhebung im Text.

11 Jürgen Oelkers: „Kindheit als Glück und als Geißel: Fontanes und Kafkas Erinnerungen im Vergleich", in: ders., Die Herausforderung der Wirklichkeit durch das Subjekt. Literarische Reflexionen in pädagogischer Absicht, Weinheim, München 1985, S. 21-53, hier S. 52.

12 Vgl. hierzu etwa Detlef Kremer: Kafka. Die Erotik des Schreibens, Bodenheim 1998.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

in *Negativität und Bildung. Eine bildungstheoretisch inspirierte Lektüre von Franz Kafkas „Brief an den Vater“* auf das Abfassen des Textes selbst.[13] Im Akt des Schreibens komme es – so Kollers zentrale These – zu einer weitreichenden Veränderung und Umarbeitung bedeutsamer Elemente des Selbst- und Weltverhältnisses, die sich als Bildungsprozess begreifen lässt.[14] Der Anlass für die komplizierte Arbeit an sich ist eine Paradoxie, in die sich Franz Kafka schon sehr früh verstrickt sieht und die ihn in seiner Entwicklung in besonderer Weise hemmt: Weil er die Selbständigkeit nur in Beziehung zu seinem Vater erringen kann, bleibt er selbst noch bei seinem Versuch der Ablösung auf diesen rückbezogen. Er sieht sich daher in einer ausweglosen, lähmenden Abhängigkeit seinem Vater gegenüber gefangen: „Ich war immerfort in Schande, entweder befolgte ich Deine Befehle, das war Schande, denn sie galten ja nur für mich; oder ich war trotzig, das war auch Schande, denn wie durfte ich Dir gegenüber trotzig sein, oder ich konnte nicht folgen, weil ich z.B. nicht Deine Kraft, nicht Deinen Appetit, nicht Deine Geschicklichkeit hatte, trotzdem Du es als etwas Selbstverständliches von mir verlangtest; das war allerdings die größte Schande.“ (B 128)[15] Um sich dieser Abhängigkeitsbeziehung gegenüber jedoch nicht völlig wehrlos zu zeigen, entwickelt Kafka vier verschiedene Verfahren. Gemeinsam ist diesen Schreibtechniken, die von der ‚Aufzeichnung‘ über die ‚Übertreibung‘ und die ‚Metaphorisierung‘ bis hin zur ‚Modalisierung‘ reichen[16], dass sie mit dem Ziel eingesetzt werden, die prägende Erfahrung des Vaters zu bearbeiten, in ein distanziertes Beobachterverhältnis zu diesem zu gelangen und das eigene Erleben einer befreienden Transformation zu unterziehen.

Auch wenn die skizzierten pädagogischen Lektüren von Franz Kafkas *Brief an den Vater* kein einheitliches Bild entwerfen und je spezifische Lesarten entwickeln, so stimmen sie doch darin überein, dass der Schlüssel zu den dargestellten Problemkreisen – der Entfremdung voneinander, dem wechselseitigen Unverständnis und den gegenseitigen Verletzungen – meist bei den Akteuren selbst gesucht wird: In der unheilvollen Konfrontation extrem unterschiedlicher Charaktere, die sich einander kaum einmal verständlich machen konnten, liege der eigentliche Grund dieser gleichsam lebenslänglichen Verfehlung von Vater und Sohn. Die Suche nach jenen sozialen Kräften, die zu dieser spannungsvollen Konstellation geführt haben, wird allerdings nur höchst selten betrieben. Bevor dies geschieht, gilt es sich freilich kurz des the-

13 Hans-Christoph Koller: „Negativität und Bildung. Eine bildungstheoretisch inspirierte Lektüre von Franz Kafkas ‚Brief an den Vater‘“, erscheint in: SG, Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, 2005.

14 Vgl. Hans-Christoph Koller: Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-) Moderne, München 1997.

15 Franz Kafka: Brief an den Vater. Faksimile. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Joachim Unseld, Frankfurt/Main 1994, S. 128. Diese Ausgabe wird direkt im Text mit der Sigle B zitiert.

16 Vgl. H.-Ch. Koller: Negativität und Bildung, S. 10-12.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

oretischen Instrumentariums zu versichern, das diese Spurensuche ermöglichen soll.[17]

2. Pierre Bourdieus Theorie des sozialen Raumes

Pierre Bourdieus Entwurf einer Theorie des sozialen Raumes geht hervor aus dem Versuch, die komplizierte Beziehung zwischen sozialen Praktiken und gesellschaftlichen Strukturen zu klären, ohne sich dabei in jene Aporien zu verstricken, die für subjektivistische oder objektivistische Paradigmen charakteristisch sind. Statt etwa auf handlungstheoretische oder marxistische Ansätze zurückzugreifen, bemüht er sich, eine strikt relationale Analyse sozialer Phänomene zu entwickeln, die deren Bedeutung konsequent differenztheoretisch erklärt und damit allen essentialistischen Erklärungsmustern eine Absage erteilt[18]: In Anlehnung an Ernst Cassirers Unterscheidung zwischen ‚substantiellen' und ‚funktionalistischen Begriffen'[19] entwickelt er eine theoretische Untersuchungsperspektive, die die Bedeutung, die einem Gegenstand, einer Handlung oder etwa einem Urteil beigemessen wird, immer in Abhängigkeit von der Gruppe der alternativen, nicht gewählten Gegenstände, Handlungen und Urteile bestimmt. Den Elementen der sozialen Welt wird daher jeder immanente oder absolute Wert abgesprochen. Entsprechend zustimmend zitiert Bourdieu den strukturalistischen Linguisten und Sprachhistoriker Emil Benveniste: „Sich unterscheiden und etwas bedeuten ist ein- und dasselbe".[20]

Auch das Modell des sozialen Raumes konstruiert Bourdieu – strikt relational – über das Geflecht von Beziehungen, das zwischen dessen Elementen existiert und unterschiedliche Positionen definiert. Um nun die Verteilung der einzelnen Akteure und gesellschaftlichen Gruppen sowie die Zuordnung zu den differenten Positionen erklären zu können, ist es nach Bourdieu unverzichtbar, zwei wichtige Dimensionen des Kapitals zu berücksichtigen: Zum

17 Andere Anschlussmöglichkeiten an die Arbeiten Bourdieus habe ich skizziert in: Markus Rieger-Ladich, „Böse Blicke. Streifzüge durch das Feld der Erziehungswissenschaft mit Pierre Bourdieu", in: Jan Masschelein/Wolfgang Nieke/Ludwig Pongratz (Hg.), Kritik der Pädagogik – Pädagogik als Kritik, Opladen 2004, S. 134-155.

18 Vgl. hierzu etwa Pierre Bourdieu: „Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie", in: ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1994, S. 7-41; Markus Rieger-Ladich: Mündigkeit als Pathosformel. Beobachtungen zur pädagogischen Semantik, Konstanz 2002, S. 297-314. Zu einer etwas anderen Einschätzung gelangen: Roland Lippuner/Julia Lossau: In der Raumfalle. Eine Kritik des *spatial turn* in den Sozialwissenschaften, in diesem Band.

19 Vgl. Ernst Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, Berlin 1923.

20 Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum, symbolischer Raum", in: ders., Praktische Vernunft, Frankfurt/Main 1998, S. 13-32, hier S. 22.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

einen ist das „Gesamtvolumen des Kapitals“[21] bedeutsam, das über die Addition des ökonomischen, des kulturellen und des sozialen Kapitals bestimmt wird. Hier wird folglich in Rechnung gestellt, in welchem Umfang etwa Vermögenswerte angehäuft, Bildungstitel erworben und Beziehungen zu jener Gruppe von gesellschaftlichen Entscheidungsträgern geknüpft wurden, die deren gewinnbringenden Einsatz versprechen.[22] Zum anderen spielt die „Struktur dieses Kapitals“ – also die relative Gewichtung der unterschiedlichen Kapitalsorten – eine nicht weniger wichtige Rolle.[23] Dabei gilt ein besonderes Augenmerk dem ökonomischen und dem kulturellen Kapital, weil diese in den komplexen, hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaften der westlichen Welt gegenwärtig dominieren und daher die Positionierung innerhalb des sozialen Raumes maßgeblich bestimmen.

Berücksichtigt man diese Konstruktionsprinzipien, wird deutlich, dass der soziale Raum hierarchisch verfasst ist: Er verdankt seine Struktur sowohl der Quantifizierung der unterschiedlichen Kapitalvolumina als auch den Beziehungen von Nähe und Distanz, die die einzelnen Akteure miteinander unterhalten. Auch wenn sich Bourdieu in diesem Punkt ausdrücklich von Karl Marx distanziert und dessen Vertrauen auf die Existenz *realer* sozialer Klassen wiederholt kritisiert[24], arbeitet er doch heraus, dass es an den unterschiedlichsten Stellen innerhalb des sozialen Raumes regelmäßig zu charakteristischen Verdichtungen und typischen Clusterbildungen kommt. Weil zwischen jenen sozialen Akteuren, deren Kapital nicht nur vom Umfang her vergleichbar ist, sondern sich auch in der Gewichtung der einzelnen Kapitalsorten entspricht, zahlreiche ‚Familienähnlichkeiten‘ – Übereinstimmungen in der Geschmacksbildung und der Wahl des Lebensstils etwa – beobachtet werden können, kommt es hier zur beiläufigen, kaum einmal gezielt betriebenen Ausbildung von Nähe und Vertrautheit stiftenden Affinitäten.[25] Dieses Phänomen lässt sich freilich in allen Segmenten des sozialen Raumes beobachten – es kennzeichnet folglich nicht nur die gesellschaftlichen Eliten, die sowohl über hohes kulturelles als auch über hohes ökonomisches Kapital verfügen und daher die Spitzenpositionen inne haben, es lässt sich auch bei jenen Akteuren beobachten, denen es nicht gelungen ist, die beiden wichtigsten Kapitalsorten

21 Vgl. ebd., S. 18.

22 Vgl. zur Unterscheidung der Kapitalsorten: Pierre Bourdieu: „Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital“, in: ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1, hg. v. Margareta Steinrücke, Hamburg 1997, S. 49-79.

23 Vgl. ebd., S. 18.

24 Vgl. Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum und ‚Klassen‘“, in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

25 Deutlich wird dies etwa bei der Interpretation einer Fotographie durch Gruppen, die sich hinsichtlich des kulturellen Kapitals deutlich voneinander unterscheiden. Vgl. Burkhard Michel/Jürgen Wittpoth: Substanzielle und strukturelle Dimensionen kulturellen Kapitals. Habitusspezifische Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien, in diesem Band.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

in ausreichendem Maße zu akkumulieren und die daher nicht selten auf die sozialen Sicherungssysteme angewiesen sind, weil sie sich innerhalb der gesellschaftlichen Verteilungskämpfe als kaum konkurrenzfähig erwiesen haben.[26]

Um nun die stillschweigenden Übereinkünfte zu erklären, die sich zwischen eng benachbarten Positionen innerhalb des sozialen Raumes feststellen lassen, greift Bourdieu auf den lateinischen Begriff *habitus* zurück und verleiht ihm eine besondere Prägung: Der Habitus bezeichnet danach jene charakteristische Konfiguration von Handlungs-, Erfahrungs- und Bewertungsmustern, die eine Person in Abhängigkeit von den Möglichkeiten ausbildet, die ihr die eigene Position innerhalb des sozialen Raumes eröffnet. Als vereinheitlichendes Prinzip erzeugt er daher nicht nur einen hochentwickelten „*Sinn für Grenzen*“[27], der zuverlässig regelt, was einer Person ‚unmöglich‘ ist, selbst wenn die materiellen Voraussetzungen erfüllt sind und die Bedingungen daher als überaus günstig erscheinen mögen, sondern er verweist auch auf die Vergangenheit und damit auf die Bedeutung der sozialen Herkunft: „Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata; er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die Übereinstimmung und Konstantheit der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen.“[28]

Gerade weil dies den Eindruck einer leibnizschen prästabilisierten Harmonie nahe legen könnte, die aus der je individuellen Anerkennung des eigenen Ranges und der daran geknüpften Möglichkeiten hervorgeht, gilt es festzuhalten, dass der soziale Raum keineswegs statisch verfasst ist und sich über die immer gleichen Mechanismen reproduziert. Vielmehr weist Bourdieu nachdrücklich darauf hin, dass für das Modell des sozialen Raumes eine besondere Dynamik charakteristisch ist: Weil sich beobachten lässt, dass eine Vielzahl der sozialen Akteure – einzelne Individuen oder gesellschaftliche Gruppen – größte Anstrengungen unternehmen, um ihre soziale Position zu verbessern, muss statt dessen mit fortwährenden gesellschaftlichen Verteilungskämpfen gerechnet werden. Dabei wird deutlich, dass immer dann, wenn die existierende gesellschaftliche Ordnung ihre Aura der Unangreifbarkeit verliert und die eingespielten Verrechnungskurse für die unterschiedlichen Kapitalsorten ihren Anschein der Notwendigkeit einbüßen – wenn also die symbolische Herrschaft als jene Kraft enttarnt wird, die weitgehend unbemerkt und der

26 Diese soziale Gruppe steht im Zentrum einer großen Gemeinschaftsstudie französischer Sozialwissenschaftler, die von Pierre Bourdieu geleitet wurde: P. Bourdieu u. a.: Das Elend der Welt, a.a.O.

27 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1992, S. 734. Hervorhebung im Text.

28 Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1993, S. 101.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Kritik entzogen die Reproduktion der bestehenden Verhältnisse zu legitimieren unternimmt[29] –, diejenigen ihre Anstrengungen noch weiter intensivieren, die vom Status quo benachteiligt werden. Vielleicht am anschaulichsten hat Bourdieu die besondere Dynamik, der soziale Räume gegenwärtig unterliegen, in jener Untersuchung herausgearbeitet, die ihn auch in Deutschland in kürzester Zeit einem breiten Publikum bekannt gemacht hat. In *La distinction*, das in der deutschen Übersetzung mit dem irreführenden Titel *Die feinen Unterschiede* versehen wurde, beschreibt er die französische Gesellschaft der 1970er Jahre als einen vibrierenden Körper, der permanenten Erschütterungen ausgesetzt ist: Zwischen den herrschenden Eliten, die ein gesteigertes Interesse daran haben, die existierende Verteilung ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals zu verteidigen und als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, und den Gruppen depravierter Akteure, die kaum noch in der Lage sind, in die Verteilungskämpfe einzugreifen, sind die Fraktionen des (Klein-)Bürgertums angesiedelt, die ihre Hoffnungen, die eigene Position zu verbessern, an das Bildungswesen knüpfen und auf diesem Wege ihren Mangel an ökonomischem Kapital zu kompensieren versuchen.[30]

Innerhalb dieser verbissen geführten Kämpfe um Aufstiegschancen und Positionsverbesserungen erweist sich auch gegenwärtig die Familie als einer der erfolgreichsten sozialen Akteure. Obwohl sich die Reproduktionsmechanismen in der Folge der Autonomisierung der sozialen Felder und der damit einhergehenden größeren Unabhängigkeit des Bildungswesens verändert haben – die Vererbung ökonomischen Kapitals verliert in den funktional differenzierten Gesellschaften gegenüber der Akkumulation kulturellen Kapitals zweifellos an Bedeutung –, bleibt die Familie eine höchst erfolgreiche Agentur bei der Zuweisung sozialer Chancen. Auch unter den veränderten Bedingungen gelingt es ihr, die eigenen Mitglieder aussichtsreich zu platzieren: „Die Familie spielt [...] für die Reproduktion der Struktur des sozialen Raums und der gesellschaftlichen Verhältnisse [...] eine entscheidende Rolle. Sie ist einer der bevorzugten Orte der Akkumulation von Kapital aller Sorten und seiner Weitergabe von Generation zu Generation: Sie wahrt ihre Einheit für die Weitergabe und durch die Weitergabe [...]. Sie ist das wichtigste ‚Subjekt‘ der Reproduktionsstrategien.“[31] Bemerkenswert ist dieser Sachverhalt nicht zuletzt deshalb, weil er mit dem Selbstverständnis demokratischer Gesellschaften kaum zu vereinbaren ist: Obwohl diese sich dem Prinzip der Chancengleichheit verschrieben haben und um die Etablierung eines Bildungswesens bemühen, das die Herkunft der Schüler nicht länger prämiert, behauptet

29 Vgl. hierzu Pierre Bourdieu: Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches, hg. v. Georg Kremnitz, Wien 1990.

30 Vgl. P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, bes. S. 195-276 und S. 500-584.

31 Pierre Bourdieu: Familiensinn, in: ders., Praktische Vernunft, S. 126-136, hier S. 132.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

sich die Familie als zentrale Adresse für die Verteilung gesellschaftlicher Chancen.[32]

3. Franz Kafkas *Brief an den Vater*

Wirft man nun einen solcherart instrumentierten Blick auf Franz Kafkas *Brief an den Vater*, geraten nicht wenige Themen und Gegenstände, die von Literatur- oder Erziehungswissenschaftlern diskutiert werden, in ein etwas verändertes Licht. Wie sich die Perspektiven verschieben, wenn man Bourdieus Überlegungen zur Struktur und Dynamik des sozialen Raumes systematisch berücksichtigt, lässt sich an einer Begebenheit andeuten, die innerhalb der Literatur zu Kafkas Brief kaum einmal zum Gegenstand einer genaueren Betrachtung wird, die sich vielleicht aber doch in heuristischer Hinsicht als aufschlussreich erweisen könnte. Es handelt sich dabei um Hermann Kafkas abfälligen Kommentar über einen Schauspieler, den sein Sohn wahrscheinlich über Max Brod kennen gelernt hatte und der in den Jahren 1911 und 1912 zu einem Freund geworden war.[33] Im Brief wird dieser Vorfall, der zum Zeitpunkt des Abfassens bereits acht Jahre zurückliegt, wie folgt kommentiert: „Es genügte, dass ich an einem Menschen ein wenig Interesse hatte – es geschah ja infolge meines Wesens nicht sehr oft – dass Du ohne jede Rücksicht auf mein Gefühl und ohne Achtung vor meinem Urteil mit Beschimpfung, Verläumdung, Entwürdigung dreinfuhrst. Unschuldige, kindliche Menschen wie z.B. der jiddische Schauspieler Löwy mussten das büssen. Ohne ihn zu kennen, verglichst Du ihn in einer schrecklichen Weise, die ich schon vergessen habe, mit Ungeziefer und wie so oft für Leute, die mir lieb waren, hattest Du automatisch das Sprichwort von den Hunden und Flöhen bei der Hand." (B 125)

Was hier als rücksichtsloser, wenig einfühlsamer Umgang Hermann Kafkas mit einer jener Personen erscheint, zu denen Franz Kafka freundschaftliche Beziehungen pflegt, erweist sich als ungleich komplexere Reaktion, rekonstruiert man nun den sozialen Raum, innerhalb dessen es zu dieser Begegnung kommt: Jizchak Löwy musste für Hermann Kafka genau jene Fraktion des Judentums verkörpern, die er bei seinem energisch betriebenen, mitunter auch entbehrungsreichen sozialen Aufstieg endlich hinter sich gelassen hatte und die in Prag sowohl von den herrschenden Eliten als auch den assimilierten Juden mit Geringschätzung behandelt wurde. Der in Warschau geborene Jude, der die russische Staatsbürgerschaft besaß und fortwährend in größte finanzielle Nöte geriet, war Mitglied eines Ensembles, das sich *Original-Polnisch-*

32 Vgl. Markus Rieger-Ladich: „Unbequeme Zaungäste? Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann beobachten die Familie und irritieren die Erziehungswissenschaft", in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 80 (2004), S. 85-102.

33 Vgl. zu den historisch-biographischen Hintergründen im Folgenden die vorzügliche Kafka-Biographie: Reiner Stach: Franz Kafka. Die Jahre der Entscheidungen, Frankfurt/Main 2002, bes. S. 46-65.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

jüdische-Gesellschaft nannte und von Herbst 1911 bis zur Mitte des Januar 1912 in Prag gastierte. Weil sich der vornehme Festsaal des Hotel Central, der vom Prager Bürgertum besucht wurde, nicht als der passende Rahmen erwies und sich keine Besucher einfanden, spielte die ostjüdische Theatergruppe schon sehr bald in einem kleinen Nebenraum des etwas heruntergekommenen Café Savoy. Hier kam es zur Aufführung von Stücken, die kaum geeignet waren, in den Feuilletons der beiden deutschsprachigen Tageszeitungen auf positive Resonanz zu stoßen, und denen von der Mehrzahl des gebildeten Prager Bürgertums wahrscheinlich der Kunstcharakter vollständig abgesprochen wurde. Franz Kafka hat diese offensichtlich überaus dynamischen und expressiven Aufführungen, die von – so sein Tagebucheintrag vom 26. Oktober 1911 – „Peitschen, Wegreißen, Schlagen, Achselnbeklopfen, Ohnmächtigwerden, Halsabschneiden, Hinken, Tanzen in russischen Stulpenstiefeln, Tanzen mit gehobenen Frauenröcken, Wälzen auf dem Kanapee“ geprägt waren[34], als authentischen Ausdruck jüdischer Volkskultur interpretiert und überaus geschätzt. Für Hermann Kafka freilich, der selbst dann nicht zu einer Aufführung erscheint, als sein Sohn einen Soloauftritt des Freundes organisiert und zu diesem Zweck sogar eine kurze einführende Rede hält, musste dieser mittellose, schlecht gekleidete, jiddisch sprechende, der deutschen Schriftsprache kaum mächtige, offensichtlich erfolglose Schauspieler als erschreckend präziser Gegenentwurf dessen wirken, was er für seinen eigenen Sohn erhoffte und anzubahnen sich bemühte.

Um dieses – aus der Perspektive Franz Kafkas – harsche und demütigende Urteil zu erklären, ist es unverzichtbar, das gesellschaftliche Kräftefeld zu skizzieren, das zu jener Zeit in Prag herrscht. Hermann Kafka[35] zählt zu jener Generation böhmischer Dorfjuden, für die die Aufhebung des Familiantengesetzes im Jahr 1849, das sie in ihren bürgerlichen Rechten stark eingeschränkt hatte[36], zu einem Signal wurde, nun den sozialen Aufstieg unter Aufbietung aller Kräfte zu betreiben. Die Strategie, die er dabei wählt, scheint vorgezeichnet: Ohne über nennenswerte ökonomische Besitztümer oder gar kulturelles Kapital zu verfügen – der Besuch der jüdischen Schule von Osek, in der Deutsch als Unterrichtssprache gepflegt wurde, endete bereits nach der Bar Mizwa –, bleibt ihm nur die Möglichkeit, verwandtschaftliche Kontakte zu nutzen und dieses Beziehungsnetz zu pflegen. Als er allerdings im Jahr 1882 Julie Löwy, die aus einer mittelständischen jüdischen Familie stammt, heiratet[37], verfügt er mit der Mitgift endlich über jene finanziellen Mittel, die ihm die Gründung eines eigenen Geschäfts ermöglichen. Allerdings kann das *Galanteriewaren-Geschäft Hermann Kafka* kaum als besonders krisensicher gelten, weil die angebotenen Waren – Handschuhe, Spazierstöcke, Tücher oder

34 Zitiert nach: ebd., S. 48f.

35 Vgl. Alena Wagnerowá: „Im Hauptquartier des Lärms“. Die Familie Kafka aus Prag, Köln 1997.

36 Vgl. ebd., S. 21-36.

37 Um Missverständnisse zu vermeiden, sei angemerkt, dass Julie Löwy nicht mit Jizchak Löwy verwandt ist.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

etwa ausgesuchte Unterwäsche – zweifellos zu den Gegenständen zählen, die in Zeiten finanzieller Not als durchaus verzichtbar galten. Um so bemerkenswerter ist der ökonomische Erfolg, der schließlich dazu führt, dass zwanzig Jahre nach der Geschäftsgründung und nach einigen Umzügen Ladenräume im Kinsky-Palais am Altstädter Ring angemietet werden können. Der Kafka-Biograph Reiner Stach hat diesen Triumph Hermann Kafkas mit feinem Gespür für das Auseinanderklaffen der Bewegungen im sozialen und im physischen Raum treffend festgehalten: „Der Umzug dorthin führte eigentlich nur um die Ecke, kaum hundert Meter waren zu überbrücken. Doch das Ladenschild am zentralen Platz der Prager Altstadt bedeutete einen Zuwachs an symbolischem Kapital, das sich bald auch in klingender Münze auszahlte."[38]

Hermann Kafka war daher ein durchaus typischer Vertreter des jüdischen Mittelstands in Prag, der zwar erfolgreich ökonomisches Kapital akkumuliert hatte, der aber gleichwohl sehr genau um seinen prekären Status wusste: Zwischen der zahlenmäßig großen Bevölkerungsgruppe der Tschechen, die nur über geringes Kapital verfügte, und der zahlenmäßig kleinen Gruppe der Deutschen, die unbestritten die herrschende Gesellschaftsschicht darstellte und die höchsten Positionen bekleidete, waren die Juden, unter denen viele als Geschäftsleute durchaus beachtlichen Erfolg hatten, in einer heiklen Position. Weil sie sich in Fragen des kulturellen Lebens fast bedingungslos an dem Lebensstil der kleinen deutschen Elite orientierten, bemühten sie sich – nicht selten: übereifrig –, jene Spuren zu tilgen, die noch an ihre einfache, meist ländliche Herkunft erinnerten. Für Hermann Kafka galt dies wahrscheinlich in besonderer Weise. Alena Wagnerowá hat ihn denn auch überzeugend als sozialen Aufsteiger porträtiert, der in der böhmischen Metropole bald an seine Grenzen stieß: „Den Landjuden hatte Hermann Kafka zwar abgestreift, die selbstverständlichen Standards eines Angehörigen des Mittelstandes hat er aber, mit Ausnahme der materiellen Voraussetzungen, nie ganz erreicht. Kulturell blieb Hermann Kafka zeitlebens ein Mensch im Niemandsland."[39]

Es ist aus diesem Grund gar nicht einfach zu bestimmen, welche der unzähligen Stigmata Jizchak Löwys auf Hermann Kafka am abstoßendsten wirkten. Vielleicht fällt dabei noch stärker als der ökonomische Misserfolg, die zweifelhafte Berufswahl und die mangelnde gesellschaftliche Reputation, die Herkunft und die Sprache ins Gewicht. Die Ostjuden, zu denen Löwy zählte, galten – bezeichnenderweise gerade aus der Perspektive der Westjuden – nicht nur als „unrein"[40] und kaum gesellschaftsfähig, sie sprachen darüber hinaus auch noch demonstrativ Jiddisch – und damit einen bloßen ‚Jargon' – und versäumten es auf diese Weise, über die Kultivierung des Deutschen ganz gezielt den Anschluss an die gesellschaftlichen Eliten zu suchen und die Sprache als eines der wichtigsten Medien des sozialen Aufstiegs zu begreifen. Marthe Robert hat den erheblichen Distinktionsgewinn, der sich mit der deutschen Spra-

38 R. Stach: Franz Kafka, S. 12.
39 A. Wagnerowá: Im Hauptquartier des Lärms, S. 60f.
40 R. Stach: Franz Kafka, S. 60.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

che zu dieser Zeit noch verbuchen ließ[41], anschaulich geschildert: „Auf diese Sprache [die deutsche; MRL] bauen die jüdischen Väter also am häufigsten, auch wenn sie bei ihren Geschäften oder im privaten Kreis weiterhin tschechisch und jiddisch sprechen (selbstverständlich ist das Jiddische völlig aus der Erziehung verbannt, es gibt keine anständige jüdische Familie, in der es nicht üblich ist, es zu verachten, in diesem wie in vielen anderen Punkten bildet die Familie Kafka keine Ausnahme).“[42]

Berücksichtigt man diese Tatsachen, erscheint die Reaktion von Hermann Kafka auf Jizchak Löwy nicht länger als Ausdruck einer besonders ausgeprägten Unbeherrschtheit oder Rücksichtslosigkeit. Statt dessen wird deutlich, dass die Wahrnehmung des jiddischen Schauspielers in engem Zusammenhang mit der Position steht, die dessen Betrachter innerhalb des sozialen Raumes einnehmen: Hermann Kafka fühlt sich durch den verarmten und verwahrlosten Juden aus der Provinz offensichtlich nicht nur an jene Verhältnisse erinnert, die er selbst erst durch extreme Anstrengungen erfolgreich hat überwinden können, sondern er scheint darüber hinaus zu befürchten, dass sich sein Sohn durch den zweifelhaften Freund ‚infizieren‘ und den mühsam erreichten gesellschaftlichen Status leichtfertig verspielen könnte. Dies ließe sich als der biographische Hintergrund für das Bemühen des erniedrigenden Sprichworts vermuten, durch das Löwy – nach der Bezeichnung als Ungeziefer – noch weiter gedemütigt wird: „Wer mit Hunden zu Bett geht, steht mit Flöhen auf.“[43] Franz Kafka hingegen scheint völlig frei zu sein von den typischen Ängsten des ambitionierten Aufsteigers, der von der Sorge um den Verlust des Erreichten getrieben wird und daher größten Wert darauf legt, die gesellschaftlichen Konventionen peinlich genau zu wahren und sich den Erwartungen gegenüber konform zu verhalten, die an den eigenen Stand gestellt werden: Als Schriftsteller, der gleichsam nebenbei auch als promovierter Jurist beruflich recht erfolgreich ist, begeistert er sich für den unkonventionellen Charakter und die ungekünstelten Momente der jiddischen Theaterstücke und schätzt dabei an seinem Freund Jizchak Löwy genau jene Charakterzüge, die diesen seinem Vater höchst suspekt und wenig vertrauenswürdig erscheinen lassen müssen.[44]

Im Zentrum des Konflikts zwischen Franz Kafka und Hermann Kafka steht daher – liest man den *Brief an den Vater* vor der Folie der Arbeiten Pierre Bourdieus – die große Entfernung, die diese innerhalb des sozialen Raumes voneinander trennt: Der Habitus des Aufsteigers, der als jüdischer Geschäftsmann beachtlichen ökonomischen Erfolg errungen hat, der freilich kaum kulturelles Kapital akkumuliert hat und um seine gefährdete gesell-

41 Die Konjunkturen der deutschen und der tschechischen Sprache verzeichnet: A. Wagnerová: Im Hauptquartier des Lärms, S. 174.

42 Marthe Robert: Einsam wie Franz Kafka. Aus dem Französischen von Eva Michel-Moldenhauer, Frankfurt/Main 1985, S. 36f.

43 Vgl. H.-Ch. Koller: Negativität und Bildung, S. 10.

44 Vgl. hierzu auch Ernst Pawel: Das Leben Franz Kafkas, München, Wien 1986, S. 273-284.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

schaftliche Stellung weiß, trifft auf den Habitus des Schriftstellers und Intellektuellen, der in seiner beruflichen Tätigkeit als Jurist keine Befriedigung erfährt und der Welt der Ökonomie völlig fremd gegenübersteht. Diese Konstellation, die ohnehin als überaus spannungsreich gelten muss und auch von Julie Löwy kaum entschärft werden kann, spitzt sich noch zu durch die Überlagerung von sozialem und physischem Raum.[45] Weil Franz Kafka, der der (Geschäfts-)Welt seines Vaters meist ohnehin nur mit äußerster Distanz begegnet, bis zu seinem 31. Lebensjahr im Haushalt seiner Eltern lebt, kommt es zur Ausprägung extremer Formen von Fremdheit auf engstem Raum. Den unterschiedlichen Positionen, die sie innerhalb des sozialen Raumes bekleiden, fehlt daher eine Korrespondenz innerhalb des physischen Raumes – in der Folge bewohnen Vater und Sohn zwar dieselbe Wohnung, aber es kommt doch kaum einmal zu einer Begegnung, die von gegenseitigem Verständnis geprägt wäre. Auf schmerzhafte Weise deutlich wird dies etwa, als Hermann Kafka im Herbst 1911 – in jener Zeit also, in der sich Franz Kafka mit Jizchak Löwy anfreundet – seinen Sohn auf erheblichen Druck hin als stillen Teilhaber der *Prager Asbestwerke Hermann und Co.* gewinnt, damit auf diese Weise nicht nur ein beträchtlicher Teil der Mitgift an die Tochter Gabriele in den Händen der Familie bleibt, sondern dieser auch die – mitunter etwas risikofreudigen – Entscheidungen des Schwiegersohns kontrolliert.[46] In der Folge dieser verhängnisvollen Zusage, die Franz Kafka sehr schnell bereut, weil sie ihm die Konzentration auf das Schreiben fast unmöglich macht, und die ihn schließlich sogar mit Selbstmordgedanken spielen lässt, kommt es immer wieder zu „absurden Familienszene[n]“, die die enorme Distanz zwischen den unterschiedlichen Habitus und die daraus resultierende wechselseitige Fremdheit eindrucksvoll demonstrieren: „Während im Wohnzimmer Hermann Kafka und Karl Hermann, Schwiegervater und Schwiegersohn, um die Fortexistenz der ‚Prager Asbestwerke‘ kämpften, lag nebenan, hinter verschlossener Tür, der verantwortliche „Teilhaber“ ausgestreckt auf dem Kanapee und langweilte sich.“[47]

Franz Kafkas *Brief an den Vater* erscheint in dieser Perspektive als das peinlich genaue Protokoll zweier höchst unterschiedlicher Habitus, das kaum eine wichtige Dimension ausspart: Mit gleichsam schmerzhafter Lust an der kontrastiven Gegenüberstellung und größter Präzision schildert Franz Kafka etwa die Unterschiede bezüglich der Körperlichkeit, der Essgewohnheiten oder des Sprachgebrauchs. Stellt man dabei in Rechnung, dass – wie Bourdieu bemerkt hat – in der „Körperhaltung [...] das umfassende Verhältnis zur sozialen Welt zum Ausdruck“ kommt[48], gewinnen Kafkas Beobachtungen zur unterschiedlichen Körperlichkeit noch an Bedeutung. Zu Beginn des Briefes hält er diesbezüglich fest: „Ich war ja schon niedergedrückt durch Deine blosse

45 Vgl. hierzu aus bildungstheoretischer Perspektive Karin Priem: Pädagogische Räume – Räume der Pädagogik. Ein Versuch über das Dickicht, in diesem Band.

46 Vgl. R. Stach: Franz Kafka, S. 23-29.

47 Ebd. S. 139.

48 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 309.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Körperlichkeit. Ich erinnere mich z.B. daran, wie wir uns öfters zusammen in einer Kabine auszogen. Ich mager, schwach, schmal. Du stark, gross, breit.“ (B 122) Dass sich diese Wahrnehmung auch nicht durch einen Hinweis auf den bloßen Altersunterschied entschärfen lässt, wird deutlich, wenn man nun auch noch die Ess- und Ernährungsgewohnheiten berücksichtigt: Auch hier bestechen Kafkas Beobachtungen durch die Genauigkeit, mit der sie zwei unterschiedliche Habitus beschreiben. Dabei liegt in diesem Fall das Augenmerk weniger auf der Frage der Gerechtigkeit, die Jürgen Oelkers aufgeworfen hat und die um die Frage kreist, weshalb der Vater sich an jene Regeln nicht gebunden sieht, die er als für alle verbindlich erklärt hat[49], vielmehr gilt das Interesse den stark voneinander abweichenden Essgewohnheiten Hermann und Franz Kafkas, die einen unterschiedlich verfeinerten Lebensstil verraten. Das Verhalten des Vaters bei Tisch wird im Brief wie folgt beschrieben: „Weil Du entsprechend Deinem kräftigen Hunger und Deiner besonderen Vorliebe alles schnell, heiss und in großen Bissen gegessen hast, musste sich das Kind beeilen, düstere Stille war bei Tisch, unterbrochen von Ermahnungen: ‚zuerst iss, dann sprich‘ oder ‚schneller, schneller, schneller‘ oder ‚siehst Du, ich habe schon längst aufgegessen‘. [...] Bei Tisch durfte man sich nur mit Essen beschäftigen, Du aber putztest und schnittest Dir die Nägel, spitztest Bleistifte, reinigtest Dir mit dem Zahnstocher die Ohren.“ (B 127) Der Kontrast zu der Ernährung und den Essgewohnheiten Franz Kafkas lässt sich kaum überbieten, folgt man den Schilderungen Stachs, der den familiären Alltag genau rekonstruiert hat: „Erst gegen 21.30 Uhr wurde die letzte Mahlzeit eingenommen, zumeist wohl die ‚Reste‘ vom Mittag, während Kafka, ein ebenso unbelehrbarer wie anspruchsvoller Vegetarier, unter den verächtlichen Blicken seines Vaters ein ganzes Sortiment von Tellern und Schüsselchen um sich aufbaute, wahlweise mit Joghurt, Nüssen, Kastanien, Datteln, Feigen, Trauben, Mandeln, Rosinen, Bananen, Orangen oder sonstigem teurem Obst, dazu ein wenig Vollkornbrot.“[50]

Es verwundert nun kaum, dass sich die Spannungen noch verstärken, als sich abzeichnet, dass Franz Kafka, der in seinem *Brief* bereitwillig einräumt,

49 Vgl. Jürgen Oelkers: „Vater? Vater!“, in: H. Hierdeis (Hg.), „Lieber Franz! Mein lieber Sohn!“, S. 205-216.

50 R. Stach: Franz Kafka, S. 13. Bourdieu hat den Zusammenhang zwischen Körper, Geschmack und sozialer Klasse in *Die feinen Unterschiede* präzise herausgearbeitet: „Der Geschmack: als Natur gewordene, d.h. inkorporierte Kultur, Körper gewordene Klasse, trägt er bei zur Erstellung des ‚Klassenkörpers‘; als inkorporiertes, jedwede Form der Inkorporation bestimmendes Klassifikationsprinzip wählt er aus und modifiziert er, was der Körper physiologisch wie psychologisch aufnimmt, verdaut und assimiliert, woraus folgt, daß der Körper die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks darstellt, diesen vielfältig zum Ausdruck bringt [...]. In der Tat erweist sich über kulinarische Vorlieben, die über die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, hinaus Bestand haben können [...], und natürlich über den Gebrauch des Körpers im Arbeitsprozeß wie in der Freizeit die klassenspezifische Verteilung der körperlichen Eigenschaften.“ (P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 307.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

dass er nicht über jenen „Kafka'schen Lebens-, Geschäfts-, Eroberungswillen" verfügt (B 118), der Hermann Kafka auszeichnet, kaum geeignet ist, das väterliche Erbe anzutreten und zu einem späteren Zeitpunkt die Leitung des Familienbetriebes zu übernehmen. Er ließ aus der Sicht seines Vaters nicht nur jede Affinität zur Geschäftswelt schmerzlich vermissen und beschränkte seinen beruflichen Ehrgeiz auf die ökonomisch wenig einträgliche Laufbahn eines Beamten der *Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt*; er zeigte sich darüber hinaus auch noch allen wohlmeinenden ‚Bekehrungsversuchen' gegenüber erstaunlich resistent. Stellt man nun in Rechnung, dass die gesellschaftliche Stellung der Familie Hermann Kafkas keineswegs als völlig gesichert gelten konnte und die Frage der Übergabe des Erbes ohnehin in besonderer Weise symbolisch aufgeladen ist, wird deutlich, wie konfliktträchtig die Beziehung zwischen Vater und Sohn in dieser Phase ist. Nach Bourdieu sind dabei die Rollen stets eindeutig verteilt: Der Vater gilt ihm innerhalb der Familie als der „Träger und Werkzeug eines ‚Projekts' [...], das in die ererbten Dispositionen eingeschrieben ist und unbewusst, in und durch die Wesensart des Vaters, sowie explizit, in Form einer erzieherischen Aktivität, die auf die Sicherung des Fortbestands der Abstammungslinie ausgerichtet ist (also dessen, was in manchen Traditionen ‚das Haus' genannt wird), weitergegeben wird." Auch die Aufgabe des Sohnes ist klar definiert: „Erbe zu sein bedeutet, diese immanenten Dispositionen zu übertragen, das Streben nach Fortdauer (conatus) zu befriedigen und sich bereitwillig zum gehorsamen Werkzeug dieses Reproduktions-‚Projekts' zu machen."[51] Dass sich diese Konstellation zwischen Vater und Sohn in einer Familie, die ihren Wohlstand einem Geschäft verdankt, das jener gegründet und stetig vergrößert hat, noch verschärft, erscheint somit wenig überraschend und fast zwangsläufig. Die „‚Gespaltenheit' des Habitus" ist daher – dies hat Eva Barlösius im Rückgriff auf neuere Studien Bourdieus überzeugend herausgearbeitet – eine direkte Folge der beschriebenen Krise der „familialen Reproduktion"[52], die bei der Familie Hermann Kafkas von den beteiligten Akteuren offensichtlich als besonders bedrohlich erlebt wurde. Es kommt zu diesem Phänomen nicht nur in jenen Fällen, in denen gesellschaftliche Umbrüche dazu führen, dass die Passung zwischen tatsächlichen Chancen und verfolgten Zielen, die in der Regel über den Habitus gewährleistet wird, verloren geht, sondern eben auch dann, wenn die „jüngere Generation familial einen Habitus aufgeprägt bekommen hat, der nicht auf ihre reale Lage abgestimmt ist, und dies permanent das Gefühl des Verlustes in ihnen erzeugt."[53]

Es spricht nun sowohl für Kafkas ausgeprägte Sensibilität als auch für die Redlichkeit der Auseinandersetzung mit seinem Vater, dass er diesen nicht

51 Pierre Bourdieu: „Widersprüche des Erbes", in: ders. u. a., Das Elend der Welt, S. 651-658, hier S. 652.

52 Eva Barlösius: „‚Das Elend der Welt'. Bourdieus Modell für die ‚Pluralität der Perspektiven' und seine Gegenwartsdiagnose über die ‚neoliberale Invasion'", in: BIOS 12 (1999), S. 3-27, hier S. 22.

53 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

verantwortlich macht für die offensichtlich von beiden schmerzhaft erlebte „Entfremdung“; vielmehr erklärt er ausdrücklich, dass sie beide an dieser „gänzlich schuldlos“ seien. (B 117) Offensichtlich ahnt Franz Kafka, der seinem Vater schon bezüglich der eigenen Berufswahl attestiert, dass er hier wohl der „massgebenden allgemeinen Söhnebehandlung des jüdischen Mittelstandes“ gefolgt sei (B 161), dass der Konflikt eben *auch* auf das Wirken sozialer Kräfte zurückgeht, die nicht einfach Individuen und deren Handlungen zugerechnet werden können. Im ungefähren Wissen um schuldhafte Verstrickungen, die keine verantwortlichen Subjekte kennen, spricht er den eigenen Vater in seiner kunstvollen Anklageschrift denn auch frei und räumt ein, dass diesen keine Schuld treffe: „Du wirktest so auf mich, wie Du wirken musstest […]“. Er fährt freilich fort mit der dringenden Bitte: „[N]ur sollst Du aufhören, es für eine besondere Bosheit meinerseits zu halten, dass ich dieser Wirkung erlegen bin.“ (B 119)

Der Grundton der Verzweiflung, der Franz Kafkas *Brief an den Vater* prägt, lässt sich daher womöglich auch als Eingeständnis interpretieren, dass der Versuch, sich dieser unheilvollen Wirkung dauerhaft zu entziehen, zum Scheitern verurteilt ist. Nachdem bereits seine früheren Versuche, sich vom Vater zu lösen, von wenig Erfolg gekrönt waren – ausdrücklich erklärt er, dass die „Heiratsversuche“ aus dem Bemühen hervorgegangen seien, ihm auf diese Weise „zu entgehen“ (B 166) –, verstrickt er sich durch das Verfassen des Briefes noch tiefer in die Beziehung zu Hermann Kafka. Das Abfassen des Briefes, den er seinem Vater nie überreicht hat, vermag das Band der Abhängigkeit nicht zu lösen, das ihn mit seinem Vater verbindet. Obwohl er die befreiende Wirkung des Schreibens in seinem Brief eigens erwähnt – er erklärt hier: „Mein Schreiben handelte von Dir, ich klagte dort ja nur, was ich an Deiner Brust nicht klagen konnte.“ (B 160) –, spricht doch vieles dafür, dass ihm jener rauschhafte Zustand, den er etwa beim Schreiben seiner Erzählung *Das Urteil* erlebte, und der ihn die unheilvolle Verstrickung wenigstens vergessen ließ, weil er hier in eine eigene, abgeschlossene (Text-)Welt eintauchte[54], beim Verfassen des Briefes nicht vergönnt war. Denn nur beim Verfassen literarischer Texte nähert er sich wieder jenem exzessiven Schreiben an, das er in der Nacht vom 22. zum 23. September 1912 praktiziert hatte, und das ihm als Erlösung galt sowie als Maßstab für alles künftige Schreiben: „Diese Geschichte ‚das Urteil‘ habe ich in der Nacht vom 22 zum 23 von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh geschrieben. Die vom Sitzen steif gewordenen Beine konnte ich kaum unter dem Schreibtisch hervorziehn. Die fürchterliche Anstrengung und Freude, wie sich die Geschichte vor mir entwickelte wie ich in einem Gewässer vorwärtskam. Mehrmals in dieser Nacht trug ich mein Gewicht auf

54 Vgl. hierzu Franz Kafka: „Das Urteil“, in: ders., Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Herausgegeben von Roger Hermes, Frankfurt/Main 2000, S. 47-60; Malcolm Pasley: „Der Schreibakt und das Geschriebene. Zur Frage der Entstehung von Kafkas Texten“, in: Claude David (Hg.), Franz Kafka. Themen und Probleme, Göttingen 1980, S. 9-25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

dem Rücken. [...] Nur so kann geschrieben werden, nur in einem solchen Zusammenhang, mit solcher vollständigen Öffnung des Leibes und der Seele.“[55]

4. Ergebnisse und Ausblick

Bemüht man sich nun, den Ertrag einer Lektüre von Franz Kafkas *Brief an den Vater* zu skizzieren, die inspiriert ist von Pierre Bourdieus Theorie des sozialen Raumes, lassen sich fünf Themenfelder identifizieren, die eng miteinander verknüpft sind und mit den Stichworten ‚List der pädagogischen Vernunft‘, ‚Ausweitung des Erziehungsbegriffs‘, ‚geschlechtsspezifische Sozialisation‘, ‚Vaterbild‘ und ‚familiale Reproduktion‘ bezeichnet werden können.

Kafkas Brief lässt sich in dieser Hinsicht als glänzende Fallstudie lesen, die an den unterschiedlichsten Beispielen das erläutert, was Bourdieu treffend die „List der pädagogischen Vernunft“ genannt hat.[56] Deren besondere Kunst besteht darin, dass sie eine Verleiblichung der symbolischen Ordnung betreibt, die als solche meist unbemerkt bleibt, weil sie sich auf scheinbar nebensächliche und wenig bedeutsame Gegenstandsbereiche kapriziert. Im Medium vermeintlich harmloser Übungen, die sich in den Körper – hier: Franz Kafkas – einschreiben, wird dabei nicht nur die Übernahme der symbolischen Ordnung durch die Ausbildung einer entsprechenden inneren Haltung erzwungen, sondern auch die Ausprägung bestimmter Dispositionen angebahnt: Einer „Transsubstantiation“ gleich wird dergestalt „eine ganze Kosmologie, Ethik, Metaphysik und Politik vermittels so bedeutungsloser Befehle wie ‚halt dich gerade‘ oder ‚halt das Messer nicht in der linken Hand‘“ übertragen.[57]

Die Ausweitung des Erziehungsbegriffes, die Jürgen Oelkers angemahnt hat, und die darauf abzielt, ihn nicht nur für jene intentional vollzogenen Handlungen zu reservieren, die sich eindeutig einem Erzieher zurechnen lassen[58], lässt sich ebenfalls aus der Lektüre des Briefes als unverzichtbar ableiten: Franz Kafka beschreibt eindrucksvoll, dass die unheilvollen Wirkungen seines Vaters keineswegs nur von den gezielt vorgenommenen und absichtsvoll eingesetzten Erziehungsmaßnahmen im engeren Sinne ausgehen. Auch wenn er bei der Erörterung der „Erziehungsmittel“ (B 120)[59] das nächtliche Aussetzen auf der Pawlatsche – einem Balkon – im frühen Kindesalter als fast schon traumatische Erfahrung beklagt, so sensibilisiert er doch dafür, dass es nicht selten unbeabsichtigte Handlungen, kaum reflektierte Verhaltensweisen

55 Zitiert nach R. Stach: Franz Kafka, S. 115.

56 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt/Main 1976, S. 200.

57 Ebd.

58 Vgl. Jürgen Oelkers: Einführung in die Theorie der Erziehung, Weinheim, Basel 2001.

59 Vgl. Andreas Schmitz: „Zu Tode erzogen“ – Kindheit und Erziehung in Fritz Zorns *Mars* und Franz Kafkas *Brief an den Vater*. Unveröffentlichtes Manuskript, Bonn 2003.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

oder achtlose Umgangsformen seines Vaters waren, die ihn am stärksten trafen. Kafka selbst war sich dieser Wirkung offensichtlich bewusst: So nimmt er seinen Vater fast dessen besonderer Ausstrahlung gegenüber in den Schutz, als er in einer eigentümlich unpersönlichen Wendung von der „Erscheinung“ spricht, „in der Du auf das Kind wirktest“. (B 120)

Kaum weniger präzise sind Kafkas Beobachtungen jener sozialen Praktiken und Übungen, die für die geschlechtsspezifische Sozialisation verantwortlich sind: Es steht meines Wissens noch aus, den *Brief an den Vater* einer Lektüre zu unterziehen, die die unterschiedlichen Anstrengungen und Maßnahmen Hermann Kafkas auf die soziale Konstruktion von Männlichkeit hin interpretiert und systematisch auswertet. Nicht wenig spricht dafür, dass auf diese Weise ein weiterer, hochinteressanter Zugang zu Kafkas Auseinandersetzung mit seinem Vater gewonnen werden könnte. Gleichzeitig könnte auf diesem Wege auch der Gefahr begegnet werden, die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Dimension des Habitus für Erziehungsprozesse, die Pierre Bourdieu in *Die männliche Herrschaft* in Form einer mikroskopisch genauen Interpretation der Eingangsszene von Virgina Woolfs *To the Lighthouse* herausgearbeitet hat[60], noch länger zu vernachlässigen oder gar vollständig auszublenden.

Deutlich wird auf diese Weise auch, dass es durchaus problematisch ist, die Bedeutung des Vaters für die emotionale und kognitive Entwicklung eines Kindes zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Reflexion zu machen, wenn dabei weder die historische Verfasstheit noch die soziale Rahmung des Vater-Kind-Verhältnisses systematisch in Rechnung gestellt wird. Die Strategie, entweder allein von der Erfahrung auszugehen, *Einen Vater zu haben* (Langeveld), und dies zum Ausgangspunkt anthropologisch angelegter, grundlegender Erörterungen über die Bedeutung des Vaters zu machen, oder diesen auf seine besondere Funktion für die psychische Entwicklung des Kindes hin zu untersuchen, wie dies von manchen psychoanalytischen Studien betrieben wird[61], steht daher – auch dies lässt sich aus Kafkas Text gewordener Selbsterforschung lernen – in der Gefahr, unterkomplexe und simplifizierende Reflexionsformen zu begünstigen.

Schließlich sensibilisiert Franz Kafkas *Brief an den Vater* auch dafür, dass die Durchquerung des sozialen Raumes in kürzester Zeit zu erheblichen innerfamilialen Verwerfungen führen kann: Die besondere Tragik, die auf dessen mehr als hundert eng beschriebenen Seiten zum Ausdruck kommt, besteht nicht zuletzt darin, dass Hermann Kafka den sozialen Aufstieg mit dem Ziel

60 Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankfurt/Main 1997, S. 153-217.

61 Vgl. hierzu etwa Martinus J. Langeveld: „Einen Vater zu haben“, in: Zeitschrift für Pädagogik 9 (1963), S. 1-19; Karl-Josef Pazzini: „Tertius datur. Skizze zur Funktion des Vaters in Bildung”, in: Werner Friedrichs/Olaf Sander (Hg.): Bildung/Transformation. Kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche aus bildungstheoretischer Perspektive, Bielefeld 2002, S. 85-109.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

betreibt, die eigene Familie ökonomisch unabhängig zu machen und deren gefährdeten gesellschaftlichen Status abzusichern – und dass er damit unwissentlich die Krise der familialen Reproduktion heraufbeschwört, die bei Franz Kafka zur Ausprägung eines eigentümlich ‚gespaltenen Habitus' führt und sich in einer kaum noch zu überbrückenden Entfremdung zwischen Vater und Sohn äußert. Es ist nicht auszuschließen, dass es diese Erfahrung ist, die in Franz Kafkas Notiz aus dem Januar 1917 anklingt:

„Ich war steif und kalt, ich war eine Brücke, über einem Abgrund lag ich, diesseits waren die Fußspitzen, jenseits die Hände eingebohrt, in bröckelndem Lehm hatte ich mich festgebissen. Die Schöße meines Rockes wehten zu meinen Seiten. In der Tiefe lärmte der eisige Forellenbach. Kein Tourist verirrte sich zu dieser unwegsamen Höhe, die Brücke war in den Karten noch nicht eingezeichnet. So lag ich und wartete; ich mußte warten; ohne abzustürzen kann keine einmal errichtete Brücke aufhören, Brücke zu sein."[62]

Literaturverzeichnis

Barlösius, Eva: „‚Das Elend der Welt'. Bourdieus Modell für die ‚Pluralität der Perspektiven' und seine Gegenwartsdiagnose über die ‚neoliberale Invasion'", in: BIOS 12 (1999), S. 3-27.

Bateson, Gregory: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt/Main 1992.

Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt/Main 1976.

Bourdieu, Pierre: Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches, hg. v. Georg Kremnitz, Wien 1990.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1992.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1993.

Bourdieu, Pierre: „Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie", in: ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1994, S. 7-41.

Bourdieu, Pierre: „Sozialer Raum und ‚Klassen'", in: ders.: Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1995, S. 7-46.

Bourdieu, Pierre: „Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital", in: ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1, hg. v. Margareta Steinrücke, Hamburg 1997, S. 49-79.

62 Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente in der Fassung der Handschriften. Band I. Herausgegeben von Malcolm Pasley, Frankfurt/Main 1993, S. 304.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Bourdieu, Pierre: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankfurt/Main 1997, S. 153-217.

Bourdieu, Pierre: „Widersprüche des Erbes“, in: ders. u. a., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 651-658.

Bourdieu, Pierre: „Familiensinn“, in: ders., Praktische Vernunft, Frankfurt/Main 1998, S. 126-136.

Bourdieu, Pierre: „Sozialer Raum, symbolischer Raum“, in: ders., Praktische Vernunft, Frankfurt/Main 1998, S. 13-32.

Bourdieu, Pierre u. a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997.

Cassirer, Ernst: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, Berlin 1923.

Hierdeis, Helmwart (Hg.): „Lieber Franz! Mein lieber Sohn!“ Antworten auf Franz Kafkas „Brief an den Vater“, Wien 1997.

Kafka, Franz: Brief an den Vater. Faksimile. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Joachim Unseld, Frankfurt/Main 1994.

Kafka, Franz: „Das Urteil“, in: ders., Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Herausgegeben von Roger Hermes, Frankfurt/Main 2000, S. 47-60.

Kafka, Franz: Nachgelassene Schriften und Fragmente in der Fassung der Handschriften, Band I, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt/Main 1993.

Koller, Hans-Christoph: Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-) Moderne, München 1997.

Koller, Hans-Christoph: „Negativität und Bildung. Eine bildungstheoretisch inspirierte Lektüre von Franz Kafkas ‚Brief an den Vater‘“, erscheint in: SG, Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, 2005.

Kremer, Deflef: Kafka. Die Erotik des Schreibens, Bodenheim 1998.

Langeveld, Martinus J.: „Einen Vater zu haben“, in: Zeitschrift für Pädagogik 9 (1963), S. 1-19.

Mollenhauer, Klaus: Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung, Weinheim, München 1998.

Oelkers, Jürgen: „Kindheit als Glück und als Geißel: Fontanes und Kafkas Erinnerungen im Vergleich“, in: ders., Die Herausforderung der Wirklichkeit durch das Subjekt. Literarische Reflexionen in pädagogischer Absicht, Weinheim, München 1985, S. 21-53.

Oelkers, Jürgen: „Vater? Vater!“, in: Helmwart Hierdeis (Hg.), „Lieber Franz! Mein lieber Sohn!“ Antworten auf Franz Kafkas „Brief an den Vater“, Wien 1997, S. 205-216.

Oelkers, Jürgen: „Väter und Söhne: Über Anklage, Mißverständnis und den fehlenden Adressaten in der Erziehung“, in: Neue Sammlung 38 (1998), S. 533-553.

Oelkers, Jürgen: Einführung in die Theorie der Erziehung, Weinheim, Basel 2001.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Pasley, Malcolm: „Der Schreibakt und das Geschriebene. Zur Frage der Entstehung von Kafkas Texten“, in: Claude David (Hg.), Franz Kafka. Themen und Probleme, Göttingen 1980, S. 9-25.

Pawel, Ernst: Das Leben Franz Kafkas, München, Wien 1986.

Pazzini, Karl-Josef: „Tertius datur. Skizze zur Funktion des Vaters in Bildung“, in: Werner Friedrichs/Olaf Sander (Hg.), Bildung/Transformation. Kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche aus bildungstheoretischer Perspektive, Bielefeld 2002, S. 85-109.

Rieger-Ladich, Markus: Mündigkeit als Pathosformel. Beobachtungen zur pädagogischen Semantik, Konstanz 2002.

Rieger-Ladich, Markus: „Unbequeme Zaungäste? Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann beobachten die Familie und irritieren die Erziehungswissenschaft“, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 80 (2004), S. 85-102.

Rieger-Ladich, Markus: „Böse Blicke. Streifzüge durch das Feld der Erziehungswissenschaft mit Pierre Bourdieu“, in: Jan Masschelein/Wolfgang Nieke/Ludwig Pongratz (Hg.), Kritik der Pädagogik – Pädagogik als Kritik, Opladen 2004, S. 134-155.

Robert, Marthe: Einsam wie Franz Kafka. Aus dem Französischen von Eva Michel-Moldenhauer, Frankfurt/Main 1985.

Schärf, Christian: Franz Kafka. Poetischer Text und heilige Schrift, Göttingen 2000.

Schmitz, Andreas: „Zu Tode erzogen“ – Kindheit und Erziehung in Fritz Zorns *Mars* und Franz Kafkas *Brief an den Vater*, unveröffentlichtes Manuskript, Bonn 2003.

Stach, Reiner: Franz Kafka. Die Jahre der Entscheidungen, Frankfurt/Main 2002.

Stierlin, Helm: Individuation und Familie. Studien zur Theorie und therapeutischen Praxis, Frankfurt/Main 1989.

Wagnerová, Alena: „Im Hauptquartier des Lärms“. Die Familie Kafka aus Prag, Köln 1997.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Klaus-Michael Bogdal

ALLES NACH PLAN, ALLES IM GRIFF. DER DISKURSIVE RAUM DER DDR-LITERATUR IN DEN FÜNFZIGER JAHREN

Kulturelle Legitimation in der Moderne

Die DDR-Literatur gehört nicht mehr zu den bevorzugten Forschungsgebieten der Literaturwissenschaft. Die letzte umfassende Darstellung erschien 1996.[1] Die Auslandsgermanistik allerdings ist von einem anhaltenden Interesse gekennzeichnet. Nahezu vergessen scheinen die fünfziger Jahre. Die folgenden Überlegungen möchten die These ins Spiel bringen, dass dies nicht zufällig so ist. Obwohl noch Ende der siebziger Jahre emphatisch von der Herausbildung einer sozialistischen Nationalliteratur[2] gesprochen wurde, ist heute abzusehen, dass kein einziges Werk der DDR-Literatur aus den Fünfzigern in den Kanon der deutschen Nachkriegsliteratur eingehen wird, sieht man von Uwe Johnsons Roman „Mutmaßungen über Jakob" ab, der zwar in der DDR geschrieben wird, jedoch 1959 in der Bundesrepublik erscheint.[3] Man muss ohnehin fast immer die Fernleihe des Bibliothekenverbunds bemühen, um diese Werke überhaupt noch in die Hand zu bekommen.

Die folgende Skizze läuft nicht auf eine Geschichte der DDR-Literatur bis zum Mauerbau 1961 hinaus, da für eine Darstellung Werke fehlen, die in das kulturelle Gedächtnis eingegangen sind. Allenfalls könnte sie zu einer „kurzen Geschichte" bzw. Kürzestgeschichte im Sinne Heinz Schlaffers[4] hinführen. Sie versucht die *Möglichkeitsbedingungen von Literatur* unter der Voraussetzung eines radikalen räumlichen Einschnitts, der Teilung Deutschlands, der Zerstörung der materiellen Ressourcen durch den Krieg und der mit politischer Gewalt herbeigeführten sozialen Umschichtungen und des Wechsels der Eliten zu erfassen. Es ist zu fragen, auf welche Weise sich unter diesen veränderten Bedingungen eines Staates, der sich den Sozialismus zum Ziel setzt,

1 Wolfgang Emmerich: Kleine Literaturgeschichte der DDR, Erweiterte Neuausgabe, Leipzig 1996.

2 Dieter Schiller: „Zur Herausbildung der sozialistischen Nationalliteratur der DDR", in: Weimarer Beiträge 24,5 (1978), S. 152-162.

3 Der Roman wirke „im Kontext der gleichzeitig entstandenen Prosaliteratur", so Emmerich zutreffend, „ohnehin wie ein Fremdkörper". (W. Emmerich: Kleine Literaturgeschichte, S. 147.)

4 Heinz Schlaffer: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur, München 2002.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

das Literatursystem der Moderne[5], das sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte, weiterentwickelt. Seit dem 18. Jahrhundert entwickelt sich das „kulturelle Feld" (Pierre Bourdieu) „zu einem immer komplexeren und von äußeren (schließlich durch die Struktur des Feldes selbst vermittelten) Einflüssen immer weniger abhängigen System, zu einem Beziehungsfeld, in dem die eigentümliche Logik der Konkurrenz um kulturelle Legitimierung herrscht."[6] Auch die nationalsozialistische Literaturpolitik vermochte, wie geschichtswissenschaftliche Forschungen gezeigt haben[7], die Ausdifferenzierungen des literarischen Raums der Moderne auf den Ebenen der Produktion, Distribution und Rezeption nicht vollständig rückgängig zu machen.

Angesichts der wachsenden Pluralität ästhetischer Normen und Werte und der um 1900 zu einem „Proletariat der Feder" ansteigenden Zahl der Schriftsteller (und nun auch Schriftstellerinnen) ist die allgemeine kulturelle Anerkennung nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme.[8] Dies betrifft sowohl die kulturelle Legitimierung der Autorposition (hochkulturell als ‚Dichter') als auch die Anerkennung eines Textes als Kunstwerk und nicht zuletzt die Aufnahme in den nationalen Literaturkanon und gilt primär für die Ebene gesamtgesellschaftlicher Öffentlichkeit und ihre Institutionen und Medien. Die Ökonomie der Legitimierung führt im Gegenzug zu spezifischen subgesellschaftlichen ‚Öffentlichkeiten' bis hin zur Herausbildung arkaner (esoterischer, elitärer) Gruppen und Zirkel, die eigene Kommunikationsformen und Institutionen schaffen, in denen die Anerkennung der Autorposition leichter gelingt. Sie sind von geringerer Reichweite, jedoch meist von stärkerer Intensität und durch Abgrenzungsstrategien und -rituale gekennzeichnet.

Der kulturelle Raum der Literatur der Moderne ist also an seinen Grenzen markiert und zugleich parzelliert. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene funktionieren ‚grobe' Distinktionen, die sich nur innerhalb langer Zeiträume ändern; darunter entwickelt sich ein dynamisches, rasch transformierendes System ‚feiner Unterschiede'. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts – besonders in den agonalen Auseinandersetzungen der zwanziger Jahre – verliert die Außengrenze des literarischen Raums an Kontur. Dies wird von vielen Künstlern und Intellektuellen als Identitätsgefährdung erfahren und in Untergangsphantasien

5 Vgl. Gerhard Plumpe: Epochen moderner Literatur, Opladen 1995, S. 31-64, 138ff; vgl. auch Jörg Schönert: „Identität und Alterität zweier literarischer Kulturen in der Bundesrepublik und der DDR als Problem einer interkulturellen Germanistik", in: Alois Wierlacher (Hg.), Das Fremde und das Eigene, München 1985, S. 212-233.

6 Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1970, S. 79.

7 Vgl. Jan-Pieter Barbian: Literaturpolitik im ‚Dritten Reich'. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder, München 1995; aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Ralf Schnell: Dichtung in finsteren Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus, Reinbek b. Hamburg 1998.

8 Vgl. Klaus-Michael Bogdal: „Zwischen Individualisierungszwang und Normalisierungsdruck. Konstruktion von Autorschaft um 1900", in: ders., Historische Diskursanalyse der Literatur, Opladen, Wiesbaden 1999, S. 153-171.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

ausgestaltet. Im Blick auf den kulturellen Alltag einer entwickelten Industrie- und Massengesellschaft könnte man von einer Entdifferenzierung sprechen, wenn nicht in Krisensituationen die Grenzen wieder schärfer markiert und der kulturelle Raum durch gewaltsame Interventionen neu geordnet worden wäre. Schon die Weimarer Republik war Schauplatz von Auseinandersetzungen um *kulturelle Hegemonie*. Die Kämpfe konnten, solange demokratische Elemente wirksam waren, nicht entschieden werden; sie führten zur Bildung unterschiedlicher Hierarchien, wie der durch kommerziellen Erfolg oder der durch institutionelle Anerkennung (z.B. durch Akademiemitgliedschaften und Preise) charakterisierten. Erst das NS-Regime unternahm nach 1933 massive Anstrengungen, eine hegemoniale Position auch mit Gewalt zu erlangen. In erster Linie sollte verhindert werden, dass der literarische Raum sich dysfunktional zum geplanten Herrschaftssystem verhielt.

Die Ausgangssituation der Literatur 1945 in der SBZ erweckt wie in den Westzonen bei den Beteiligten Illusionen über einen Neuanfang in der „Stunde Null", denn die materiellen Grundlagen des Literatursystems sind weitgehend zerstört und die Ressourcen gering. Doch der elementare Wiederaufbau lässt sich nicht von der ‚Vorgeschichte' trennen. Sofort drängen sich konkurrierende Modelle auf: die Rückkehr zum pluralen System der Moderne vor 1933, das sich in den anderen europäischen Kulturen durchgesetzt und im Exil deutscher Schriftsteller in den Niederlanden, in Frankreich, den USA usw. eine Fortsetzung gefunden hatte; der Umbau der vom NS geschaffenen Strukturen; die Übernahme des sowjetischen Konzepts. Der Anfang ist von Widersprüchen durchzogen, die aus den jeweiligen Geltungsansprüchen resultieren. Allerdings ist die politische Machtverteilung in der Phase von 1945-49 schon so weit entschieden, dass die Kommunistische Partei (seit April 1946 die SED) und ihre Massenorganisationen „kraft institutioneller Garantien in der Lage sind, einem mehr oder weniger ausgedehnten Bereich des kulturellen Kräftefelds ihre kulturellen Normen aufzupflanzen. Sie beanspruchen daher *ipso facto* kulturelle Bestätigung sei es der von ihnen selbst hervorgebrachten kulturellen Erzeugnisse oder der Urteile, die sie über kulturelle Erzeugnisse anderer fällen [...]."[9]

Für die ‚Besetzung' des kulturellen Feldes ist der Besitz politischer Macht und der Wille, sie geltend zu machen, nicht unerheblich. Dennoch kann sie auf Dauer nicht erfolgreich sein, wenn nicht ein Diskurs geschaffen wird, der die internen Normen und Regeln *legitimiert*. Bourdieu geht im Blick auf die modernen Industriegesellschaften von drei „Legitimationssphären"[10] aus: einer „Legitimationssphäre mit Anspruch auf universelle Anerkennung"[11], zu der er primär die durch den Staat „legitimierte Legitimationsinstanzen" zählt, einer in der Öffentlichkeit konkurrierenden „Sphäre potentieller Legitimation", in der z.B. Kritiker und literarische Gruppierungen agieren, und einer im

9 P. Bourdieu: Zur Soziologie, S. 103.
10 Ebd., S. 109.
11 Ebd., S. 109.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Alltag situierten Sphäre „nicht legitimierter Legitimationsinstanzen". Schon vor der Gründung der DDR 1949 lassen sich in den Maßnahmen zum kulturellen Wiederaufbau Bestrebungen erkennen, die Differenzen zwischen diesen „Sphären" und damit auch ihre Funktionsteilung in der Gesellschaft aufzuheben. Die kulturpolitischen Entscheidungen folgen dem „Grundideologem einer einheitlichen Volkskultur"[12], die nach 1949 entsprechend der menschheitsgeschichtlichen Selbstverortung der DDR als „sozialistische Kultur" definiert wird. In dieser Kultur sollen zwar die die Legitimationssphären repräsentierenden Institutionen nicht aufgelöst, jedoch ausnahmslos zu „legitimierten Legitimationsinstanzen" umgebaut werden. Entscheidende Instanz ist die „Partei der Arbeiterklasse", die sich nicht nur in den kulturellen Massenorganisationen wie dem „Kulturbund" und dem Schriftstellerverband verdoppelt, sondern sich noch einmal innerhalb dieser Organisationen in Gestalt von Parteigruppen als Kontrollinstanz etabliert, institutionell verankert durch die Doppelstruktur von gewählten Gremien und eingesetzten Parteisekretären. Auch der kulturelle Alltag außerhalb institutioneller Zusammenhänge wird einbezogen. Hier hat die „sozialistische Persönlichkeit" für die Einheitlichkeit einzustehen. Vordergründig kreisen die Auseinandersetzungen in der Nachkriegszeit und in der frühen DDR um die kulturelle Hegemonie auf dem Feld der Literatur und vor allem immer wieder um das literarische Werk: seine Themen, Schreibweise und Stellungnahme zu den ‚gesetzmäßigen Prozessen der Geschichte'. Konkret geht es stets um die Etablierung diskursiver Praktiken, welche die gewünschten literarischen Werke erst zu schaffen erlauben.

Widersprüchliche Anfänge

Für den vom Kriegsende 1945 bis zur Staatsgründung 1949 reichenden Zeitraum stellen *Vorläufigkeit und Revidierbarkeit* der auf den Wiederaufbau des literarischen Raums gerichteten Maßnahmen nicht unerhebliche Faktoren dar. Denn die Wiedervereinigung der Besatzungszonen auf nicht-sozialistischer Grundlage bleibt, wenn auch mit schwindender Wahrscheinlichkeit, eine denkbare Option innerhalb einer gesamteuropäischen Neuordnung. Aber auch der vorbereitete „sozialistische Weg" ist nicht ohne Widersprüche, wie die Auseinandersetzungen innerhalb der KPD zeigen. Die jeweilige Variante hat unmittelbare Auswirkungen auf den literarischen Raum, wie die unterschiedlichen Entwicklungen z.B. in Polen, Ungarn und Jugoslawien und mehr noch in China mit der „Kulturrevolution"[13] zeigen. Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft setzt nach der damaligen leninistischen Konzeption der Kommu-

12 K.-M. Bogdal: Historische Diskursanalyse, S. 105.

13 1959 gerät für eine kurze Phase der ‚chinesische Weg' in den Blick der DDR-Kulturpolitik. Alfred Kurella veröffentlicht eine Rede in der „Neuen deutschen Literatur" unter dem Titel „Eine neue Etappe unserer Kulturrevolution" (in: NDL 7,6 (1959), S. 7-19) und die Redaktion referiert im Editorial „Die literarische Hauptaufgabe" Mao Tse-tungs Reden in Yenan (ebd., S. 3-7, hier S. 5f.).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

nistischen Internationale eine sozialistische Revolution voraus, deren erste Stufe die Diktatur des Proletariats bildet. Vor dem Hintergrund der deutschen Teilung und in Erinnerung an die Niederlage der Arbeiterbewegung 1933 weicht die KPD von dieser Strategie ab und bekennt sich in ihrem Aufruf vom 11. Juni 1945 zu einer parlamentarisch-demokratischen Republik. Sie strebe kein „Sowjetsystem“[14] an, heißt es darin ausdrücklich und nicht zufällig in der Terminologie der politischen Konkurrenten und Gegner. Revolutionstheoretisch wird diese Politik nicht als taktische Wendung begründet, sondern mit der besonderen Geschichte Deutschlands, die einen eigenen Weg zum Sozialismus rechtfertige. Kernpunkt ist das Verhältnis von bürgerlich-demokratischer und sozialistischer Revolution. In Deutschland müsse nach zwei gescheiterten Versuchen zunächst die bürgerliche Revolution zu Ende geführt werden. Im Unterschied zu Deutschland wird in den „Volksdemokratien“ Osteuropas die Übergangsphase als Teil der sozialistischen Revolution und – mit allen Konsequenzen – als historische Form der Diktatur des Proletariats gedacht. Für die KPD/SED bildet der „antifaschistisch-demokratische“ Weg zunächst eine eigenständige historische Phase, obwohl faktisch auch hier die Machtverhältnisse zugunsten der kommunistischen Bewegung verändert werden.

In dieser Phase sollen zwei Hauptaufgaben gelöst werden. Zum einen gilt es die „Einheit der Arbeiterklasse“ herzustellen, deren Spaltung nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs in kommunistische, sozialdemokratische und christliche Strömungen als eine entscheidende Ursache für den Sieg des Nationalsozialismus („Faschismus“ in der damaligen Terminologie) angesehen wird. Zum anderen besteht die zweite Aufgabe in grundlegenden, d.h. nicht nur politischen, sondern auch wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen demokratischen Veränderungen, die ein Wiederaufkommen des Nationalsozialismus „für alle Zeiten“ verhindern sollen.

Die Rolle der Literatur und Kunst bei der Lösung dieser Aufgaben wird außerordentlich hoch eingeschätzt: als Mittel zur geistigen ‚Säuberung‘ einer von inhumanen Ideologien durchdrungenen Gesellschaft und zur Schaffung neuer moralischer Werte. Der „Antifaschismus“ wird vor allem hier zu einer diskursiven Praktik, die das Wissen und die Erfahrung über die jüngste Vergangenheit bündelt, Grenzen zieht, Ausschlussregeln produziert und den Subjekten unterschiedliche Grade von Autorität zuschreibt und damit die Exis-

14 „Wir sind der Auffassung, daß der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland.“ („Schaffendes Volk in Stadt und Land! Männer und Frauen! Deutsche Jugend! Aufruf des ZK der KPD vom 11. Juni 1945“, in: Revolutionäre deutsche Parteiprogramme, hg. v. Lothar Berthold/Ernst Diehl, Berlin 1967, S. 191-200, hier S. 192) Dieser Aufruf gehört zu den wenigen Nachkriegsdokumenten, in denen der Holocaust deutlich benannt wird, ohne jedoch die jüdische Bevölkerung zu erwähnen: „In den Todeslagern wurde die Menschenvernichtung Tag für Tag fabrikmäßig in Gaskammern und Verbrennungsöfen betrieben.“ (ebd., S. 192).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

tenzbedingungen einer nicht-sozialistischen Literatur schafft. In der Ritualisierung des Schwurs „Nie wieder Faschismus und Krieg“ findet der antifaschistische Diskurs seine dichteste politische und kulturelle Form, die in den sechziger Jahren zur sozialistischen Staatsfolklore absinkt. Seine soziale Funktion besteht in der Integration der bürgerlichen Mittelschichten, für deren Lebensalltag kulturelle Praktiken eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Nur in diesem Kontext wird verständlich, weshalb Kultur und Literatur in der Gesamtpolitik einen im Vergleich zu den Westzonen unverhältnismäßig hohen Stellenwert einnehmen.

Die KPD/SED geht mit ihrer Politik für einen kurzen Zeitraum auf die kulturelle Identität und Bedürfnisse bürgerlicher Schichten ein – nicht nur aus machttaktischem Kalkül. Drei Traditionslinien werden aufgenommen und mit dem antifaschistischen Diskurs verbunden: der bürgerliche Humanismus der Aufklärung und Klassik; die nationalen Befreiungsbewegungen von 1813; die Vormärzideale von 1848, die sich zudem mit der politischen Biographie der ‚Bürger‘ Karl Marx und Friedrich Engels verknüpfen lassen. Auf diese Weise sollen jenseits der im Westen sich abzeichnenden Parteistrukturen drei bürgerliche Richtungen erreicht werden, deren Traditionen bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen: das Bildungsbürgertum, Nationale und Liberale. Hinzu kommt im Blick auf die Landbevölkerung eine historisch-kulturelle Rückerinnerung an die deutschen Bauernkriege. Für jede dieser sozialen Gruppierungen und Schichten wird ebenso wie für die „Arbeiterklasse“ entlang der jeweiligen kulturellen Traditionen ein „antifaschistisches“ Potential herausgearbeitet und als „große Erzählung“ einer neuen „einheitlichen Volkskultur“ diskursiviert. Innerhalb dieses Prozesses fällt der Literatur eine zentrale Aufgabe zu.

Der kulturelle „Antifaschismus“ kann in der SBZ von der ersten Stunde an nicht ohne eine legitimierende Instanz und außerhalb eines festen institutionellen Rahmens geäußert werden, was unmittelbar zu Konflikten führt. Diesen Rahmen bildet der „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“, eine gesamtdeutsche Organisation, der 1947 ungefähr 120 000 Mitglieder angehören.[15] Zu den Prominentesten zählen u.a. Ricarda Huch (sie verlässt 1947 die SBZ), Eduard Spranger, Gerhart Hauptmann und Johannes R. Becher, der spätere Kulturminister der DDR. Das Programm des Kulturbundes fordert:

„Vernichtung der Naziideologie auf allen Lebens- und Wissensgebieten. Kampf gegen die geistigen Urheber der Naziverbrechen und der Kriegsverbrechen. Kampf gegen alle reaktionären, militaristischen Auffassungen. Säuberung und Reinhaltung des öffentlichen Lebens von deren Einfluß. [...] Wiederentdeckung und Förderung der freiheitlichen, humanistischen, wahrhaft nationalen Tradition unseres Volkes.“[16]

15 Wichtige Dokumente finden sich in: SED und Intellektuelle in der DDR der fünfziger Jahre. Kulturbund-Protokolle, hg. v. Magdalena Heider/Kerstin Thöns, Köln 1990.

16 Leitsätze des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, in: Aufbau 1,2 (1945), S. 200.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Es vermeidet stärker noch als das Programm auch terminologisch Assoziationen an sozialistische Gesellschaftsvorstellungen und scheint eine andere Perspektive als die der konkurrierenden Modelle zu bieten. Es verpflichtet sich keinem der drei Optionen eindeutig, sondern weist auf die bürgerliche (nationalliberale, neuhumanistische) Kultur des 19. Jahrhunderts zurück. Im Unterschied zur Situation nach 1945 entstand diese Kultur in einem Raum konkurrierender Legitimationsinstanzen. Das ist insofern von Belang, als der „Kulturbund" maßgeblich an der Wiederherstellung der materiellen Grundlagen für die Literaturproduktion und -distribution, d.h. der Verlage, Druckereien, Buchhandlungen, Bibliotheken, Theater, Zeitschriften und Zeitungen beteiligt ist. Mit der Wochenzeitung „Sonntag" (ab Juli 1946), der Monatszeitschrift „Aufbau. Kulturpolitische Monatszeitschrift mit literarischen Beiträgen" (ab September 1945) und dem Aufbau-Verlag[17] entstehen einflussreiche, sich wechselseitig im kulturellen Feld legitimierende Institutionen. Noch im Jahr 1946 sieht sich Wilhelm Pieck, später erster Präsident der DDR, dazu gezwungen in einer programmatischen Rede „den böswilligen Verleumdungen entgegenzutreten, daß die Kommunistische Partei die Schätze des deutschen Kulturerbes mißachte".[18] Im Gegenzug konstatiert er das historische Versagen des Bürgertums vor und nach 1933 und beansprucht das „Erbe" der deutschen Kultur für die „Arbeiterklasse", die sich diesem während des gleichen Zeitraums würdig erwiesen habe. Im Blick auf die Bündnispolitik verspricht er den Intellektuellen die Freiheit von Wissenschaft und Kunst – ein Versprechen, das bis 1949 Schritt für Schritt zurückgenommen wird.[19] In den ersten Nachkriegsjahren finden wir eine Übergangssituation vor – zunächst die bedeutende Leistung eines mit Energie und Nachdruck betriebenen kulturellen Wiederaufbaus in einem zerstörten und intellektuell depravierten Land. Diese Leistung bindet viele Schriftsteller an den von der Sowjetunion besetzten Teil Deutschlands, solange die Perspektive besteht, dass das Literatursystem zu jenem Grad von Ausdifferenzierung und damit auch von Selbstregulierung zurückkehrt, der in der Moderne erreicht worden war.

Im literarischen Raum, der wiederhergestellt wird, ist noch nicht sichtbar, was in den diskursiven Praktiken schon wirksam ist: stalinistische Durchsetzungsstrategien. Dass „antifaschistisch-demokratische" Entwicklung und Sozialismus sich nicht ausschließen, mochte den Schriftstellern plausibel erscheinen, die die Zeit nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland oder im westlichen Exil verbracht hatten, nicht aber jenen kulturpolitischen Füh-

17 Der Aufbau-Verlag ist zunächst der größte Literaturverlag in Deutschland nach dem Krieg.

18 Wilhelm Pieck: „Um die Erneuerung der deutschen Kultur. Rede auf der Ersten Zentralen Kulturtagung der KPD in Berlin am 3. Februar 1946", in: ders., Reden und Aufsätze. Auswahl aus den Jahren 1908-1950, Bd. 2, Berlin 1952, S. 34-55, hier S. 34.

19 Vgl. Bernhard Mayer-Burger: Entwicklung und Funktion der Literaturpolitik der DDR (1945-1978), München 1984; Klaus R. Scherpe/Lutz Winckler (Hg.): Frühe DDR-Literatur. Traditionen, Institutionen, Tendenzen, Hamburg 1988.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rungskräften wie Johannes R. Becher oder Alfred Kurella, die den stalinistischen Terror im sowjetischen Exil am eigenen Leibe erfahren hatten.[20] Für die weitere Entwicklung der Literatur in der DDR wird der Widerspruch zwischen einem abstrakten humanistischen Anspruch der Verdrängung und dem Verschweigen stalinistischer Verbrechen zu einem konstitutiven Moment. Er desavouiert sie nicht allein in den Augen ihrer Kritiker und Gegner, sondern erlaubt es ihr bis in die siebziger Jahre nicht, ‚im Wahren' zu agieren. Hierin liegt die ‚unbewältigte Vergangenheit' der DDR-Literatur begründet, die – schon ein Symptom ihres Endes – vor allem Heiner Müller in seinen Geschichtsdramen zum Thema macht.

Ein „institutionell zwingendes System"

Die literarische Konstellation wird durch das „humanistische Erbe", zu dem auch Gegenwartsautoren wie Thomas Mann zählen, die in die SBZ zurückkehrenden bzw. dort publizierten Exilschriftsteller, von denen Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Leonhard Frank und Arnold Zweig in den fünfziger Jahren zu „Ersatzklassikern" (Hans Mayer) avancieren, und der durch die sowjetische Militäradministration durch Übersetzungen, Artikel, Theateraufführungen usw. geförderten Sowjetliteratur bestimmt, also insgesamt durch Werke, die nicht (mehr) im Zentrum der Entwicklung der Moderne des 20. Jahrhunderts stehen. Das enge Erbekonzept verwirft und unterbricht bestimmte Traditionen wie die Romantik und die frühe Moderne zwischen 1890 und 1920 nahezu vollständig. Die Wendung zu ästhetisch konventionellen und traditionalistischen Richtungen und Werken schneidet den Osten Deutschlands immer stärker von der europäischen Moderne ab. Mit der Kanonisierung und Klassifizierung eines „kulturellen Erbes" soll die Grundlage einer „einheitlichen Volkskultur" geschaffen werden.[21] Durch diese Form lizensierter kollektiver Aneignung wird die Vergangenheit musealisiert und in einem Bild stillgestellt. „Ein für allemal" gehört zu den beliebtesten Redewendungen der Kulturpolitiker in der SBZ und der frühen DDR. Ein für allemal seien Faschismus und Militarismus besiegt, Rassismus in der Gesellschaft und Pornographie in der Kunst ausgerottet und ersetzt worden durch ein abrufbares „humanistisches Erbe". Diese Grundposition führt zu unmittelbaren Konsequenzen für die Gestaltung der Schullehrpläne ebenso wie der Theaterrepertoires und stellt

20 Vgl. Georg Lukács/Johannes R. Becher u.a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung, hg. v. Reinhard Müller, Reinbek b. Hamburg 1991.

21 Vgl. Klaus Dautel: Zur Theorie des literarischen Erbes in der ‚entwickelten sozialistischen Gesellschaft' der DDR: Rezeptionsvorgabe und Identitätsangebot, Stuttgart 1980.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

noch vor der Staatsgründung die Weichen für den Kulturkonservatismus und Antimodernismus der DDR-Gesellschaft.[22]

Aus soziologischer Sicht eignet sich die neue Machtelite bestimmte kulturelle Traditionen der bürgerlichen Gesellschaft (des 19. Jahrhunderts) an, und mit ihnen auch die Formen der Traditionspflege mit Jahres- und Feiertagen, dem Denkmalskult u.a.m. In einer historischen Übergangssituation, die durch Diskontinuitäten und rasche Veränderungen in vielen gesellschaftlichen Bereichen gekennzeichnet ist, bringt die kulturelle Traditionspflege einen Moment der Kontinuität und der Verlangsamung zurück. Mit der Erbekonzeption wird, inmitten eines als revolutionär gedeuteten Umbruchs, eine Vorgeschichte der neuen Gesellschaft konstruiert und durch ideologische Versatzstücke, Bekenntnisse und öffentliche Rituale eingebürgert. Die Traditionspflege erzeugt eine literarische Ersatzbürgerlichkeit und kompensiert die verschwindende bürgerliche Alltagskultur.[23]

Nach 1948 wächst mit der administrativen Durchsetzung des „Sozialistischen Realismus" als ästhetischer Leitvorstellung der Einfluss der Sowjetliteratur erheblich. Dabei stellt der Sozialistische Realismus alles andere als eine einheitliche Theorie der Literatur bzw. Poetologie dar. Er lässt sich als ein politisch überdeterminiertes Konglomerat normativer Geschmacksurteile, stilistischer Vorschriften, literaturhistorischer Recyclings und kulturanthropologischer Festschreibung („Menschenbild") beschreiben. Die Sowjetliteratur, die nach 1945 primär in die SBZ vermittelt wird, ist die gleichgeschaltete Literatur der stalinistischen Periode[24]; sie propagiert deren Werte und Verhaltenskodices. In diesem Zeitraum ist sie zu wesentlichen Teilen eine anti-moderne Literatur, die ihre berühmte Avantgarde längst zum Schweigen gezwungen oder liquidiert hat. Nach 1945 läuft in der Sowjetunion – ausgelöst durch die Furcht vor einer ideologischen Annäherung an die Verbündeten – mit dem „Kampf gegen Formalismus und Kosmopolitismus" eine Anti-Modernismus-Kampagne an, die, mit einer Zeitverzögerung, ab 1951 die Literaturentwicklung in der DDR noch stärker von der europäischen Moderne abkoppelt. Jetzt wird im Diskurs offen artikuliert, was vorher nur in den Praktiken wirkte. Der literarische Raum, dessen Grenzen durch den „antifaschistischen" Grundkonsens umrissen worden war, wird durch rigide Aus- und Einschlussregeln erheblich verengt. Wer sprechen darf und wer nicht, ist nun nicht mehr eine Frage der Selbstdefinition als Antifaschist, sondern das Resultat eines von au-

22 Vgl. die hervorragende Studie von Günter Erbe: Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem ‚Modernismus' in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur der DDR, Opladen 1993.

23 Vgl. Eberhard Kuhrt/Henning von Löwis: Griff nach der deutschen Geschichte. Erbeaneignung und Traditionspflege in der DDR, Paderborn u.a. 1988.

24 Vgl. Hans Günther: Die Verstaatlichung der Literatur. Entstehung und Funktionsweise des sozialistischen Kanons in der sowjetischen Literatur der 30er Jahre, Stuttgart 1984; Boris Groys: Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion, München 1988.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

ßen erfolgenden politischen Urteils einer dazu legitimierten Instanz nach dem Freund-Feind-Schema, das z.B. folgenden Wortlaut annehmen kann:

„Wer nicht aktiv und uneingeschränkt für die Sowjetunion eintritt, ist ein Verbrecher an der Menschheit. Mag sich niemand damit ausreden, er sei kein Sozialist. Die heutige Lage in der Welt verlangt auch von jedem Nichtsozialisten, wenn er nicht zum Verbrecher an der Menschheit werden will, disziplinierte Gefolgschaft im großen Friedenslager, das von der Sowjetunion geführt wird, verlangt von ihm Liebe zur Sowjetunion, Liebe zu Josef Wissarionowitsch Stalin."[25]

Der „Kampf gegen den Formalismus" führt zusammen mit der von Georg Lukàcs vertretenen Dekadenz-Theorie, die in der frühen DDR einen außerordentlichen Einfluss gewinnt, zu einer massiven, kampagneartig vorgetragenen Kritik an den wenigen noch in der DDR wirkenden Künstlern der ‚linken' Avantgarde wie Bert Brecht und Hanns Eisler. Deren Entfaltungsmöglichkeiten werden erheblich eingeschränkt. 1949 verschiebt sich die Konstellation zugunsten eines sowohl am bürgerlichen Humanismus als auch an der Sowjetliteratur orientierten „Sozialistischen Realismus". Dessen Leitbegriffe „Realismus – Volkstümlichkeit – Parteilichkeit" führen – in der verlangten Dreier-Kombination – zu einer weiteren Verengung des literarischen Raums.[26] Zu den unmittelbaren institutionellen Konsequenzen gehören die Einstellung von Zeitschriften und die systematische Zensierung von Manuskripten.[27] Während in den ersten Nachkriegsjahren im „Kulturbund" und in den mit Kultur- und Bündnisfragen befassten Gremien der KPD/SED auf die Besonderheiten künstlerischer Arbeitsweise und intellektueller Lebensstile geachtet wurde[28],

25 Neues Deutschland vom 20.12.1949.

26 In einem unter dem emphatischen Titel „In diesem besseren Land..." 1984 in „Sinn und Form" publizierten Rückblick des Literaturhistorikers Alfred Klein sind erste kritische Untertöne nicht zu überhören: „Die Verschärfung des ideologischen Klassenkampfes zu Beginn der fünfziger Jahre und die damit zusammenhängende Erstarrung der Ansichten über das, was sozialistischer Realismus sei und was nicht, haben es allerdings verhindert, daß sich der Sachverstand der auf literarischem Gebiet erfahrensten und kundigsten Genossen in jedem Fall durchsetzen konnte. Bis heute sind die Verluste weder abzusehen noch aufgewogen, die da in der Bündnispolitik eingetreten sind." (in: Sinn und Form 36,4 (1984), S. 987-1002, hier S. 999f.) Auch die Zurückweisung der Avantgarde findet eine kritische Erwähnung: „Hinzu kommt ein lange Zeit merkwürdig gebrochenes Verhältnis zu den eigenen proletarisch-revolutionären Anfängen, das das Bewußtsein von dem großen Zusammenhang zwischen dem Aufbruch in den zwanziger Jahren und dem neuen Aufbruch in den fünfziger Jahren so merkwürdig getrübt und die sozialistische Entwicklung der DDR-Literatur zweifellos gehemmt hat." (ebd., S. 1002). Vgl. dagegen die apologetische Darstellung von Joachim Hannemann/Lothar Zschuckelt: Schriftsteller in der Diskussion. Zur Literaturentwicklung der fünfziger Jahre, Berlin 1979.

27 Vgl. Ernst Wichner/Herbert Wiesner (Hg.): Zensur in der DDR. Geschichte, Praxis und ‚Ästhetik' der Behinderung von Literatur, Berlin 1991.

28 Ein aufschlussreiches Dokument stellt in diesem Zusammenhang Alfred Kurellas Bericht „Ich lebe in Moskau" (Berlin 1947) dar, ein die Absicht allzu deutlich

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

werden die „Genossen Schriftsteller“ – wie Walter Ulbricht diese nun anredet – auf die Ziele des ersten Zweijahresplans 1948 verpflichtet. Spätestens mit dem III. Parteitag der SED (20.-24. Juli 1950), auf dem das 1949 von dem Lyriker Louis Fürnberg beschriebene und komponierte Lied der Partei, „Die Partei hat immer recht“ uraufgeführt wird, wird klar, dass wenige, nach Ende des NS wieder entstandene konkurrierende Instanzen kultureller Legitimation durch machtpolitische Entscheidungen und deren gewaltsame Durchsetzung wiederum delegitimiert werden.[29] Damit ist das Ende der Aufbau- und Übergangsphase erreicht. Wie jede Gesellschaft „kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert“[30] sie die im Osten Deutschlands entstehende Produktion des literarischen Diskurses. Auch wenn die Literatur den Beteiligten als ein Diskurs erscheint, der „die Kämpfe [...] in Sprache übersetzt“, so ist er in Wirklichkeit jedoch „dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht.“[31] Seine möglichen Machteffekte führten nach der unabdingbaren materiellen Restituierung dazu, die den literarischen Diskurs kennzeichnende Eigendynamik unter Kontrolle zu bringen und „sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen“.[32] Dies erklärt, weshalb der Sozialismus, der sich als forciertes Modernisierungsprogramm in sämtlichen gesellschaftlichen Bereichen, in der eigenen Terminologie als „revolutionäre Umwälzung“ ausgibt, die Entwicklungsdynamik der Literatur verlangsamt und partiell sogar unterbricht. Die strikte und immer enger werdende Markierung der Grenzen des literarischen Raums, die gleichzeitige Intervention der politischen Macht, die Verhinderung der internen Ausdifferenzierung durch Homogenisierung der Legitimationssphären und die Etablierung einer ästhetischen Wertehierarchie, die Festlegung der Autorposition, die Bürokratisierung der Schreibprozesse und schließlich die rigiden „Prozeduren der Ausschließung“[33] nach dem Freund-Feind-Schema und die Durchsetzung der Definitionshoheit und deren juristische Verankerung bis hin zur Weisungsgebundenheit der Parteimitglieder unter den Schriftstellern an die Beschlüsse der KPD/SED formieren in der Übergangsphase bis zur Staatsgründung der DDR eine neue diskursive Ordnung, die sich als „institutionell zwingendes System“[34] deutlich vom Literatursystem der Moderne in Europa unterscheidet. Max Weber hätte diesen Vorgang vermutlich als ‚Bürokratisierung des Charismas‘ bezeichnet. Durch die Differenz zu dem, was historisch als das Besondere des literarischen Raums der Moderne gilt, nämlich die in einem komplexen Prozess erfolgende kulturelle Selbstlegitimierung, verliert die Literatur

betonendes Panorama des groß- und bildungsbürgerlichen Lebens eines deutschen kommunistischen Schriftstellers inmitten eines sozialistischen Landes.

29 Die nach dem Parteitag durchgeführten „Säuberungen“ führen zum Ausschluss von ungefähr 150 000 Parteimitgliedern.

30 Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses, München 1974, S. 7.

31 Ebd., S. 8.

32 Ebd., S. 7.

33 Ebd.

34 Ebd., S. 8.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

an Autorität. Damit setzt eine gegenläufige Entwicklung ein. Die erwünschten Machteffekte erreichen nicht mehr die erforderliche Intensität.

‚Der Spontaneität entsagen'

In den machtpolitischen Auseinandersetzungen zwischen 1945 und 1949 schält sich allmählich die Erkenntnis heraus, dass das Literatursystem sich solange dysfunktional zu verhalten droht, wie das *Selbstverständnis* der Schriftsteller sich nicht grundlegend wandelt. An diesem Punkt kommt der Modellcharakter der Sowjetliteratur zunächst nachhaltiger ins Spiel als bei der Bestimmung der Poetik und Ästhetik der literarischen Werke selbst. In der Sowjetunion hatte es nach der bolschewistischen Revolution immer wieder neue Versuche gegeben, Schriftstellern und Künstlern einen anderen sozialen Ort als jenen zuzuweisen, den sie in der „bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft" eingenommen hatten – sei es als „Geistesarbeiter" oder als „Ingenieure der Seele" u.ä.m. Diese Versuche einer neuen Platzierung im sozialen Gefüge, die auch gegen Ende der Weimarer Republik in den Links-Avantgarden eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hatten, werden in der DDR nun erneut durchgespielt.

Schon vor der Staatsgründung beginnt in der SBZ die sogenannte Aktivisten-Bewegung. Darunter versteht man den Versuch, über neue Formen der Arbeitsorganisation zu einer Steigerung der Produktivität zu gelangen. Vereinfacht gesagt, geht es darum, die Arbeiter aus dem Bewusstsein heraus, dass sie nun Kollektiveigentümer der Betriebe sind, zu einer Leistungssteigerung zu motivieren, die aus wirtschaftlichen Gründen jedoch nur zu einem Teil individuell entlohnt wird. In diesem Zusammenhang wird ein System quantitativer und qualitativer Arbeitsnormen eingeführt und immer wieder verändert und differenziert. Es mündet in die Organisationsform der „sozialistischen Brigaden" ein, deren militärisches Vorbild nicht allein in der Bezeichnung „Brigadeführer" durchscheint. Dieses System bildet den Kern des Arbeitsalltags in der DDR. Die Brigadebewegung enthält für viele – vor allem jüngere – Schriftsteller ein attraktives Moment. In vielen Äußerungen lässt sich eine Sehnsucht erkennen, nach den Katastrophen der ersten Jahrhunderthälfte und trotz der negativen Kollektiverfahrungen während des NS, individuelle Verantwortung abzugeben, um endlich Teil eines ‚guten Ganzen' zu sein. Das gute Ganze wird als *kollektive Lebensform der Arbeiterklasse* imaginiert. Schriftsteller in der DDR zehren seitdem von der Illusion einer (ideellen) sozialen Gemeinschaft mit den Unteren und Schwachen oder – in der politisch korrekten Pathosformel – mit der „Arbeiterklasse und ihrer Partei", anstatt mit realistischem Blick auf die auch in den fünfziger Jahren differenzierte und heterogene DDR-Gesellschaft zu blicken. Statt dessen wird – gegen einige auch parteiinterne Widerstände – akzeptiert, dass die SED – vor allem in den Jahren 1953 und 1958/59 – eine restriktive Kulturpolitik durchsetzt. Literatur und Kunst verlieren ihre Sonderstellung und werden wie die Getreideproduktion

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

oder die Braunkohleförderung in die jeweiligen Fünfjahrespläne einbezogen und stärker als in der Phase der Bekenntnisse und Appelle (1945-49) konkret für einzelne politische Zwecke funktionalisiert.[35] Die politische Funktionalisierung, die bis zum ‚Einsatz' an der ‚ideologischen Front' gehen kann, wird für den Einzelnen durch ein System ‚gesellschaftlicher' Belohnung und Privilegierung kompensiert. In einer ökonomischen Mangelsituation eröffnet sich vielen Schriftstellern eine sichere Lebensperspektive durch materielle Anreize (Lebensmittel, Urlaub, Wohnraum), soziale Absicherungen, Verlagsbindungen, Nebeneinkünfte usw. Die Mehrzahl der jüngeren Autoren, die nach dem Krieg mit dem Schreiben beginnen, zählt zu den sozialen Aufsteigern aus kleinbürgerlichen oder proletarischen Schichten. Sie erleben die politische Funktionalisierung nicht als einen Angriff auf die Autonomie des ‚Dichters'. Eine solche Sozialrolle ist ihnen nach zwölf Jahren NS nicht mehr vertraut und gilt in der propagierten Sowjetliteratur als Klassenverrat. Für die Persönlichkeitsentwicklung der neuen Schriftstellergeneration wird ein Sozialisationskonzept entworfen, das dem vorherrschenden Selbstverständnis der Künstler in der Moderne diametral entgegengesetzt ist. Während für Letztere die „Singularisierung"[36] das Ziel ist, hält sich in der DDR bis in die sechziger Jahre die Vorstellung des Primats kollektiver künstlerischer Tätigkeit. Die damaligen Überlegungen kreisen immer wieder um Praktiken der (Selbst-) Disziplinierung der als regellos und exzentrisch wahrgenommenen künstlerischen Lebensweise. Die Überlegungen gehen soweit, die Disziplinierung schon vor der Entdeckung des künstlerischen Talents beginnen zu lassen. Der zukünftige sozialistische Künstler „wird nicht von früher Jugend an in eine Sonderstellung gebracht und von den Werktätigen isoliert werden."[37] Den Lehrjahren sollen Wanderjahre folgen, in denen die Schriftsteller „Anschluß an das Leben der Arbeiterklasse" finden müssen; „sie müssen als Arbeiter fühlen und denken gelernt haben."[38] In einem nächsten Schritt müssen sie der „Zufälligkeit, der Spontaneität entsagen"[39] und schließlich die „persönliche Neigung immer mehr in Übereinstimmung bringen mit dem gesellschaftlich Notwendigen."[40] Künstlerische Praxis wird in solchen Erziehungsprogrammen als das Andere der sozialistischen Gesellschaft wahrgenommen, das sie bedroht und die Subjekte von ihr isoliert bzw. entsozialisiert.

35 Noch 1959, als sich das Scheitern der Kulturpolitik nicht länger verdrängen lässt, heißt es in der Ausgabe der „Neuen deutschen Literatur", in dem die „Bitterfelder Konferenz" diskutiert wird: „Wir gehen zum Frontalangriff auf die Überreste der Klassengesellschaft über; [...] Die sozialistischen Brigaden mit ihren Verpflichtungen, ihre Mitglieder zu Sozialisten zu erziehen, sind ebenso Bestandteil dieser großen Bewegung wie ein neuer Roman, die aufrüttelnde Inszenierung eines Theaterstücks." ([Redaktion], Literarische Hauptaufgabe, S. 3f.)

36 K.-M. Bogdal, Historische Diskursanalyse, S. 140.

37 [Redaktion], Literarische Hauptaufgabe, S. 4.

38 Ebd., S. 4.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 5.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Für die neue Generation stellen Kollektivität und Parteilichkeit, zumindest in den Anfangsjahren, ein attraktives Identifikationsangebot dar, um das noch wenig selbstbewusste schriftstellerische Ich zu stärken. Den Raum der Literatur betritt sie als ‚Kampfplatz' um die ideologische Hegemonie der Arbeiterklasse und – in den Fünfzigern – als Aufmarschplatz im ‚Kalten Krieg' der Systeme. Wie die Protokolle der Tagungen des Schriftstellerverbands offenbaren, gehört diese Gruppe, quantitativ die Mehrheit der Schriftsteller, noch bis zum Zusammenbruch der DDR zu denjenigen, die eine Änderung und Differenzierung der Autorposition fürchten, weil sie ihr nicht gewachsen wären.

Während des gleichen Zeitraums wandelt sich die SED von einer aus SPD und KPD gebildeten Organisation sehr rasch zu einer stalinistischen Kaderpartei mit zentralistischen Prinzipien bei der Beschlussfassung und Durchführung politischer Ziele ebenso wie bei der internen Organisation. Zugleich erhebt sie einen Hegemonieanspruch in allen gesellschaftlichen Bereichen bis hinein in die Privatsphäre, den sie vermittels der „Massenorganisationen" durchzusetzen sucht. Für den Raum der Literatur hat dies zur Folge, dass nach der noch bruchstückhaften Wiedererlangung zivilgesellschaftlicher Lebensformen und erster Ansätze einer kritischen Kulturöffentlichkeit und autonomen Kunst, Rechtsstaatlichkeit, individuell einklagbare Menschen- und Grundrechte und der Schutz der Privatsphäre in ihm keine besondere Geltung haben.[41] Insgesamt führt die Entwicklung dazu,

„daß das hegemoniale Zentrum der Literatur [...] im Partei- und Staatsapparat institutionalisiert wird. Zu dessen Führungselite werden die Schriftsteller als ‚Planer und Leiter' seit den sechziger Jahren folgerichtig gezählt. Literarisches Schreiben zu initiieren und für eine [...] Öffentlichkeit zu sorgen, war die ‚gesellschaftliche' Aufgabe von Partei und Staat. Der hegemoniale Literaturbegriff der ersten beiden Jahrzehnte, ein Konglomerat aus der kleinbürgerlich-proletarischen Alltagsästhetik der Aufsteigerschicht in Partei und Verwaltung und der bildungsbürgerlichen Antimoderne der integrierten alten Eliten, spiegelt zumindest die ästhetischen Bedürfnisse der beiden wichtigsten Leserschichten dieser Phase affirmativ wider."[42]

Institutionalisierungen und Bürokratisierung

In den fünfziger Jahren wird die Misere des Lebensalltags in der DDR durch historisches Sendungsbewusstsein kompensiert. Die DDR versteht sich als ein sozialistisches Land, dass sich auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Theorie entwickelt. Nach dieser Theorie „befand sich ein Teil Deutschlands im Einklang mit dem Grundcharakter der Epoche".[43] Diese Geschichts-

41 In der BRD ging es in der Nachkriegsepoche unter anderen Bedingungen auch immer um den Stellenwert dieser konstitutiven Elemente einer demokratischen Gesellschaft.

42 K.-M. Bogdal, Historische Diskursanalyse, S. 105f.

43 Theater in der Zeitenwende. Zur Geschichte des Dramas und des Schauspieltheaters in der Deutschen Demokratischen Republik, 1945-1968, Bd. 1, hg. v. einer Forschergruppe unter Leitung von Werner Mittenzwei, Berlin 1972, S. 201.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gewissheit, aus der die SED ihre Legitimation bezieht, und das ihr zu Grunde liegende Modell werden ebenfalls auf die Literatur übertragen: „Die wichtigsten gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten der internationalen Entwicklung kamen auch in der entstehenden sozialistischen Nationalliteratur der DDR zum Ausdruck und wirkten entscheidend auf sie ein.“[44] Die offensichtliche Kluft zwischen der prognostizierten „gesetzmäßigen Entwicklung“ und der realen Geschichte, d.h. der nicht abreißenden Serie von Niederlagen und Misserfolgen, zu schließen, zählt zu den Hauptaufgaben der Literatur dieser Zeit. „Die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik leitete eine Entwicklung ein, die den gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten der Epoche entsprach. Sie bedeutete einen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Volkes und Europas“[45] – heißt es beschwörend 1976 in der offiziellen Gesamtdarstellung der DDR-Literatur. Die Pathosformel verleiht der Stagnation und Fehlentwicklung nachträglich die historische Weihe. In den fünfziger Jahren legitimiert sie die Schriftsteller, an Stelle der Realität die vermeintlichen „Gesetzmäßigkeiten“ zu gestalten und die nicht stattfindende ‚große‘ Geschichte in Erzählungen zu imaginieren.

Die Indienstnahme bringt einen doppelten Widerspruch hervor: zum einen zwischen der (hohen) menschheitsgeschichtlichen ‚Mission‘ der Literatur und ihrer kanalisierten und kontrollierten engen diskursiven Praxis. Durch die historische Selbstzuschreibung gewinnen die Autoren ein hohes kulturelles Kapital, das jedoch im Blick auf den unberechenbaren Wandel der politischen ‚Generallinie‘ nicht sicher angelegt und zudem durch politische Delegitimation jederzeit entwertet werden kann. Zum zweiten sind Literatur und Kultur um ein Vielfaches komplexer als ihre in der DDR vorhandenen institutionellen und symbolischen (ästhetischen und habituellen) Repräsentationsmöglichkeiten, so dass diese ständig aufzusprengen drohen.

Die ritualisierte Pflege des „humanistischen Kulturerbes“ steht in einem auffälligen Widerspruch zur systematischen Einengung und Zerstörung der sozialen Grundlagen bürgerlichen Kulturlebens. Man kann dies paradigmatisch an der Gründung der Akademie der Künste mit einer Sektion für Dichtung und Sprachpflege ablesen, die 1950 erfolgt, um etablierte Künstler durch Reputationszuwachs zu binden und zugleich einen kontrollierbaren Raum ‚gepflegter‘ intellektueller Kommunikation zu schaffen. Die Zeitschrift der Akademie „Sinn und Form“ wird hier zu einem wichtigen Medium. Ihr Herausgeber Peter Huchel kann die für ein bestimmtes Segment der Moderne konstitutive Trennung von Kunst und Politik unter gewissen Prämissen und unter Einhaltung der Rahmenbedingungen praktizieren und die DDR-Literatur an einer prestigeträchtigen Stelle anschlussfähig gegenüber der ‚nonkonformistischen‘ Literatur in der Bundesrepublik halten. Als nach dem Mauerbau diese Anschlussstelle zweitrangig wird, entfernt man Huchel aus dieser Position durch

44 Autorenkollektiv unter der Leitung von Horst Haase/Hans Jürgen Geerdts u.a. (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 11: Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1976, S. 190.

45 Ebd., S. 191.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

unmittelbare Intervention der SED. Eine vergleichbare Funktion, eine Brücke zu den ‚humanistischen Kräften' zu bauen, sollen in ihren Anfängen die 1955 gegründeten „Weimarer Beiträge" in der Literaturwissenschaft spielen.

Eine widersprüchliche Funktion erfüllt in den Fünfzigern die in den literaturpolitischen und -ästhetischen Auseinandersetzungen gern verschwiegene Unterhaltungsliteratur. Ihr gelingt es aus einer Spannung zwischen politischer Botmäßigkeit und Publikumserfolg heraus, erhebliches Terrain zu gewinnen. Von ihr meist nur durch die Wertschätzung und Zuschreibungen von offizieller Seite zu unterscheiden ist die ‚geplante' Literatur des Sozialistischen Realismus nach sowjetischem Vorbild. Der Erfolg bei den Lesern bleibt ihr meist versagt, sieht man von Ausnahmen wie Bruno Apitz' Buchenwaldroman „Nackt unter Wölfen" ab.

Residuale Momente von Eigendynamik und die genannten Widersprüche verstärken die Tendenz, den literarischen Raum durch *kontrollierbare Institutionen* auch bis in vermutete Nischen hinein zu besetzen und der allgemeinen Bürokratisierung anzugleichen. Obwohl in den damaligen Debatten davon ausgegangen wird, dass die Widersprüche von ‚feindlichen Kräften' in die Institutionen hineingetragen werden und sie deshalb ‚gesäubert' werden müssen, sind es die Institutionen, die durch den Totalitätsanspruch die Widersprüche erst produzieren. Die innere Krisenhaftigkeit lässt sich – trotz der homogenen Repräsentation nach außen – etwa am unregelmäßigen Stattfinden der Tagungen des Schriftstellerverbandes ablesen. Symptomatisch ist ebenfalls die sich über mehrere Jahre hinziehende Diskussion über die Gründung einer international vorzeigbaren, der „ZEIT" vergleichbaren Wochenzeitung in der DDR.[46] Die von Wolfgang Harich vorgetragenen Überlegungen zu einer Zeitung mit dem ambitionierten und selbstbewussten Titel „Die Republik" beziehen sich auf eine Beobachtung, die auch für die Literatur zutrifft. Die Presse „beachte viel zu wenig, dass die Bevölkerung nicht homogen, sondern in sozialer und geistiger Hinsicht außerordentlich differenziert sei."[47] Die Initiativen Harichs, die von seinen politischen Reformvorschlägen nach dem XX. Parteitag der KPdSU nicht zu trennen sind, endeten 1956 mit seiner Verhaftung.

Als zentrale Kontrollinstanz wird 1951 das „Amt für Literatur- und Verlagswesen" eingerichtet, eine Zensurbehörde, die nach der Bildung des Ministeriums für Kultur 1954 mit Johannes R. Becher als Minister zur Hauptabteilung dieses Ministeriums wird und bis zum Ende der DDR weiterbesteht. 1950 konstituiert sich der Deutsche Schriftstellerverband als Gruppe des Kulturbundes, 1952 wird er eine eigenständige Organisation mit Anna Seghers als Vorsitzender, ein Amt, das sie bis 1978 inne hat. Der DSV, eine Mischung aus sozialer Selbsthilfeorganisation, Interessenvertretung und halbstaatlichem Kontrollorgan, wird im Zusammenspiel von Partei, Staat und Schriftstellern im Laufe der beiden ersten Jahrzehnte seines Bestehens zur bestimmenden In-

46 Vgl. Siegfried Prokop: „2x2 = 9. Presse als geistiges Genussmittel", in: Freitag vom 19.12.2003, Nr. 52, S. 3.

47 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

stitution im literarischen Raum. Ab 1953 erscheint als Zeitschrift des Verbandes die „Neue deutsche Literatur", die ihre erste Ausgabe demonstrativ mit einem für stalinistische Praktiken zentralen Beglaubigungstext, mit Lenins Aufsatz „Parteiorganisation und Parteilichkeit" eröffnet. Der DSV ist de facto eine Zwangsorganisation, denn mit einem Ende der Mitgliedschaft erlischt in der Regel jegliche Publikationsmöglichkeit. Für die Ausbildung des schriftstellerischen Nachwuchses wird 1955 eine eigene Einrichtung gegründet, das Leipziger „Institut für Literatur", das später in „Johannes R. Becher-Institut" umbenannt wird. Verlage, Druckereien, Zeitschriften und Buchhandlungen werden in den fünfziger Jahren bis auf wenige Ausnahmen in Volkseigene Betriebe (VEB) oder Genossenschaften verwandelt. Im gleichen Zeitraum wird ein abgestuftes System von Literaturpreisen geschaffen, das in die Ordens-Rituale der DDR integriert wird. Dies bedeutet, dass auch die Schriftsteller in das System sozialer Anerkennung und Abstufung und materieller Belohnung von oben einbezogen werden.

Institutionelle Durchdringung und Bürokratisierung des literarischen Raums führen zu weitreichenden Konsequenzen. Sie transformieren die Produktions- und Distributionsbedingungen so grundlegend, dass der Typus des ‚freien Schriftstellers', der das Selbstverständnis der Literatur des 20. Jahrhunderts bestimmt und im Konstrukt des geistigen Antifaschismus' zumindest als eine Option im Rahmen der sozialistischen Gesellschaft auftauchte, verschwindet. Er muss einer anderen sozialen Rollenvorstellung weichen, einem Modell kollektiven Verhaltens und institutionell kontrollierter gesellschaftlicher Verantwortung.

Alles im Griff

Die neue soziale Rolle des Schriftstellers wird durch *Distinktionspraktiken* einerseits und *Zuschreibungen* andererseits definiert, die jeweils als „Kämpfe gegen…" und „Kämpfe um…" inszeniert werden. Auf der 5. Tagung des ZK der SED 1951 begnügt sich die Partei nicht mehr mit der globalhistorischen Verortung der Literatur im Prozess des Fortschritts, sondern erklärt sie zur tagespolitischen Aufgabe. *Distinktionen* werden im „Kampf gegen den Modernismus" bzw. „Formalismus" oder „Kosmopolitismus" vorgenommen.[48] Die in den Raum der Literatur hineingetragenen Kampagnen gegen die Moderne und Avantgarde des 20. Jahrhunderts sind zwar nur Kopien vorangegangener kultureller Repressionsmaßnahmen in der Sowjetunion. In der DDR zielen diese Maßnahmen aber in viel stärkerem Maße als dort auf die Identitätsbildung der Schriftsteller durch Distinktion und Isolierung von den progressiven Literaturströmungen im Westen. Mit dem „Kosmopolitismus" ist eine weltoffene Haltung von Schriftstellern gemeint, die aus Sicht der SED die Unterschiede der Systeme, des Sozialismus und Kapitalismus bzw. Imperialismus,

48 Vgl. G. Erbe: Die verfemte Moderne, S. 55-88.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

leugnen oder verkennen und damit den Interessen des Feindes subjektiv und objektiv Vorschub leisten. Der „Kosmopolitismus“ stellt nur eines der zahlreichen Phantasmen einer ideologischen ‚Infizierung‘ des Sozialismus dar. Primär geht es darum, eine kulturelle Eigendynamik zu unterbinden, die sich unter dem Einfluss attraktiver massenkultureller Angebote aus dem Westen (Jazz, Rock ’n’ Roll, Film, Hörfunk, Massenpresse) bemerkbar macht. Die Verdikte gegen Kosmopolitismus und Modernismus treffen aber nicht nur Glenn Miller oder Elvis Presley und ihre zaghaften Adepten in der DDR, sondern ebenso Proust, Joyce, Anouilh, Wilder, Kafka und Sartre.[49] Die „Geschichte der Literatur der DDR“ begründet und rechtfertigt die Abgrenzung von der ‚spätbürgerlichen Moderne‘ folgendermaßen: „Die Schriftsteller der DDR konnten ihre historischen Aufgaben im Kampf für den Frieden und beim Aufbau des Sozialismus nur lösen, wenn sie sich von den Einflüssen dieser literarischen Praxis und Theorie befreiten.“[50] Die ‚Befreiung‘ implizierte in den Fünfzigern die Hinwendung zum historisch obsoleten Paradigma der Stalinzeit, die Abkopplung von der Weiterentwicklung der Moderne und den Absturz in die Provinzialität, daneben eine Verengung der Ausdrucksmöglichkeiten und einen zwangsweise herbeigeführten Stillstand. Die Literatur der DDR wird immer wieder auf vormoderne Darstellungsformen verpflichtet.[51] Die Definition des „Formalismus“ erweist sich als ein Katalog ästhetischer Ressentiments gegenüber der Kunstentwicklung seit der Jahrhundertwende:

„Eine Kunst aber, die sich Entartung und Zersetzung zum Vorbild nimmt, ist pathologisch und antiästhetisch. Selbst im Reich der Tiere erscheint dem Menschen das schön, was Lebensfrische, Gesundheit und Kraft atmet. [...] Der Kampf gegen jeglichen Einfluß der westlichen Dekadenz und des Kultes des Häßlichen in der Kunst der DDR ist eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe. Man darf die Arbeiteraktivisten oder die Menschen, die von der Arbeiterklasse und dem Volk zur Führung des neuen demokratischen Staates berufen worden sind, nicht als mißgestaltet oder primitiv darstellen. [...] Weit wichtiger ist die Annahme, daß die Arbeiterklasse und die Werktätigen der DDR vor keinen ‚Autoritäten‘ haltmachen und in sich selbst Kraft genug finden werden, um eine derartige volksfeindliche ‚Kunst‘ aus dem Wege zu räumen.“[52]

49 Unmittelbar nach 1945 wird die Moderne noch zögernd rezipiert, Proust, Valéry, Kafka, Broch diskutiert, Camus „Der Fremde“ und Kafkas „Beim Bau der chinesischen Mauer“ rezipiert. (Ebd., S. 54) Zum Umgang mit Kafka als „Inbegriff des Modernismus“ siehe ebd. S. 88-110. Dagegen die apologetische Darstellung in: Theater in der Zeitenwende, S. 147-151.

50 Geschichte der Literatur der DDR, Bd. 11, S. 207.

51 Vgl. Wolfgang Emmerich: „Gleichzeitigkeit. Vormoderne, Moderne und Postmoderne in der Literatur der DDR“, in: Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, Edition Text und Kritik, München 1988, S. 193-211, hier S. 198.

52 N. Orlow: „Wege und Irrwege moderner Kunst, Tägliche Rundschau von 20./21.1.1951“, in: Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED, Bd. 1: 1949-1970, hg. v. Elimar Schubbe, Stuttgart 1972, S. 159-170, hier S. 165.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Der „Kampf gegen den Formalismus“ erfüllt mehrere Funktionen. Auf einer elementaren Ebene erlaubt er es, die Subjektposition im literarischen Diskurs neu zu bestimmen. Das in der Aufklärung durchgesetzte Recht auf ‚Wortergreifung‘ steht den Schriftstellern nicht mehr zu. Einen von ihnen geschaffenen öffentlichen Raum gibt es deshalb ebenso wenig. Das ‚Recht‘ geht ‚historisch‘ auf die „Arbeiterklasse“ über, die sich in ‚ihrer‘ Partei verkörpert. Die wiederum erteilt oder verweigert den Schriftstellern die Lizenz zu sprechen. Foucault hat diese Form doktrinärer Diskurspraktiken als doppelte Unterwerfung beschrieben:

„Die Doktrin bindet die Individuen an bestimmte Aussagetypen und verbietet ihnen folglich alle anderen; aber sie bedient sich auch gewisser Aussagetypen, um die Individuen miteinander zu verbinden und sie dadurch von allen anderen abzugrenzen. Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die Gruppe der sprechenden Individuen.“[53]

Die Formalismuskritik erlaubt einen Zugriff auf die Arbeitsweise der Schriftsteller. Die beiden konstitutiven Momente der Kunst der Moderne, Destruktion und Überbietung des Vorangegangenen, die eine ‚starke‘ Subjektposition der Künstler begründeten, werden nun von der Partei monopolisiert, die in *sämtlichen* gesellschaftlichen Bereichen bestimmt, was zerstörungswürdig ist und was als das Neue zu gelten hat. Man könnte diesen Vorgang analog zu den ökonomischen Umwandlungen als ‚Enteignung‘ der Produktionsmittel (der Schriftsteller) bezeichnen. Er führt vor allem jene Künstler in eine Double-Bind-Situation, die dezidierte Vorstellungen über eine revolutionäre Kunst entlang der Entwicklungslinie der Moderne des 20. Jahrhunderts entwickelt hatten, wie ein Brief Hanns Eislers an das ZK der SED zeigt, mit dem er auf die Formalismus-Vorwürfe reagiert:

„Genossen, [...] Ihr mögt es für Schwäche halten, aber ich brauche eine Atmosphäre des Wohlwollens, des Vertrauens und der freundlichen Kritik, um künstlerisch arbeitsfähig zu sein. Selbstverständlich ist Kritik notwendig, um die Kunst an den gesellschaftlichen Forderungen zu prüfen, aber nicht Kritik, die jeden Enthusiasmus bricht, das Ansehen des Künstlers herabsetzt und sein menschliches Selbstbewußtsein untergräbt. Nach der Faustus-Attacke merkte ich, daß mir jeder Impuls, noch Musik zu schreiben, abhanden gekommen war. So kam ich in einen Zustand tiefster Depression, wie ich sie kaum jemals erfahren habe. Ich habe nun aber keine Hoffnung, den für mich lebenswichtigen Impuls, Musik zu schreiben, anderswo wiederzufinden als in der Deutschen Demokratischen Republik.“[54]

Anders gestaltet sich die Reaktion bei den (jungen) Schriftstellern, die in der DDR zu schreiben beginnen. Durch den ‚Auftrag der Arbeiterklasse‘ erhalten sie aus ihrer Perspektive eine ‚starke‘ Autorposition, denn konkurrierende

53 M. Foucault: Ordnung, S. 30.

54 Zit. n. Louise Eisler-Fischer: „Faust in der DDR. Dokumente betreffend Hanns Eisler, Bertolt Brecht, Ernst Fischer“, in: Neues Forum (Wien) 17,190 (1969), S. 561-567, hier S. 567.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Modelle wie ökonomischer Erfolg oder ästhetische Qualität werden gleichzeitig abgewertet. Insofern gewinnt die Unterwerfung des Diskurses der Literatur für sie eine positive Seite, weil sie sich nicht als Objekt bzw. Opfer, sondern als handelnde Subjekte, als ‚Sieger der Geschichte' erfahren.

Der „Kampf gegen den Formalismus" besitzt über das bisher Gesagte noch eine mentalitätsgeschichtliche Dimension. Die rigide Ablehnung einer innovativen Kunst und des literarischen Experiments stellt eine (paradoxe) Reaktion auf die tief greifenden sozialen Veränderungen in der DDR dar. Die zunächst im politischen Bereich und in den Bildungsinstitutionen beginnenden und dann die gesamte Produktionssphäre umfassenden Transformationen erreichen in den fünfziger Jahren den (privaten) Lebensalltag. Dies führt zu einer Verunsicherung nicht nur breiter Schichten einschließlich der ‚führenden' Arbeiterklasse, sondern der ‚Veränderer' selbst. Die Ablehnung der Moderne signalisiert in dieser Situation Kontinuität und Traditionsbewusstsein. Abgenutzte Kunstformen sollen die Veränderungen in vertrauten Mustern darstellen und deren Folgen mentalitär abfedern. Die hysterisierende Kritik am „Formalismus" ist daher nicht zuletzt eine Strategie der Selbstberuhigung angesichts der realen Anarchie einer geplanten, geleiteten und als gesetzmäßig angenommenen gesellschaftlichen Entwicklung. Wenigstens in der Literatur, in den Romanen, Theaterstücken und Liedern, soll alles nach Plan verlaufen. In ihnen haben die Helden die Geschichte im Griff.

Die *Rollenzuschreibungen* erfolgen in den Fünfzigern primär im ‚Kampf um' die Durchsetzung des Sozialistischen Realismus. Diese Kunsttheorie folgt der vormodernen Vorstellung, dass sich die Literatur „seit Jahrhunderten ans Natürliche und Wahrscheinliche, an die Wahrhaftigkeit und sogar an die Wissenschaft – also an den wahren Diskurs – anlehnen muß".[55] Die Ästhetik des ungarischen Philosophen Georg Lukács hat in der DDR vor allem deshalb so großen Einfluss, weil sie die Mimesis-Konzeption durch die Verbindung mit dem Historischen Materialismus als den „wahren Diskurs" aufzuwerten weiß. Im Statut des Sowjetischen Schriftstellerverbandes, das Vorbildcharakter für den Deutschen Schriftstellerverband hat, heißt es entsprechend: „Der sozialistische Realismus [...] fordert vom Künstler wahrheitsgetreue, historisch konkrete Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung. Wahrheitstreue und historische Konkretheit muß mit den Aufgaben der ideologischen Umgestaltung und Erziehung der Werktätigen im Geiste des Sozialismus verbunden werden."[56] Das literarische Schreiben sieht sich einer doppelten Vor-Schrift konfrontiert: einer „Wirklichkeit"[57], die immer schon eine

55 M. Foucault: Ordnung, S. 14.

56 Statut des Sowjetischen Schriftstellerverbandes, zit. n. Manfred Jäger: Kultur und Politik in der DDR. Ein historischer Abriß, Köln 1982, S. 37.

57 Zur Entwertung des ‚Wirklichen' dient die Kategorie des „Typischen": „[W]as im wirklichen Leben zwar noch nicht massenhaft in Erscheinung trat, für den Fortschritt der Gesellschaft und für die Tendenz des Zukünftigen jedoch als typisch anzusehen war" – so beschreibt die Geschichte der Literatur der DDR (Bd. 11, S. 214) den Darstellungsvorgang.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

durch den Marxismus erkannte und gedeutete ist, und einem pädagogischen Programm, dem die literarische Nach-Schrift zu folgen hat. Damit wird das Verhältnis von Primär- und Sekundärtext umgekehrt. Der literarische Text verliert seinen „Status als immer wieder aktualisierbarer Diskurs“[58]; er verliert also das, was ihn als besonderen charakterisiert: Gegenstand eines immer wieder aufzunehmenden Kommentars und neuer Lesarten zu sein. An seine Stelle tritt mit dem Historischen Materialismus ein Prätext, der die Quelle der Wahrheit ist. Innerhalb der Konzeption des Sozialistischen Realismus sinkt die Literatur zu einem sekundären Kommentar herab, liefert allenfalls eine prekäre Auslegung der Wirklichkeit, die sich nicht selbst zu autorisieren vermag. Mit den Attributen „realistisch – volkstümlich – parteilich“ werden zugleich für die Kritik praktikable und für die Schriftsteller durch die schwierige Kombination unkalkulierbare Ausschlussregeln geschaffen.

Johannes R. Becher sucht und vermisst in einer Apologie des Einfachen der Literatur[59] aus dem Jahr 1950 die Distanz zur Literaturentwicklung der Moderne in den nicht-sozialistischen Staaten. Während er die ausdifferenzierte Moderne unter Zuhilfenahme des im NS popularisierten sozialbiologischen Dekadenzmodells diffamiert, wird das Einfache zum zeitgemäßen Ausdruck des Erhabenen stilisiert:

„Eure sogenannten Probleme interessieren uns nicht. Eure Verwicklungen, Kompliziertheiten, die ihr mehr oder weniger literarisch routiniert darstellt, sind für uns wertlos. Wir wollen nichts mehr wissen von euch, euch weder sehen noch hören. Zwar müssen wir vorerst von euch noch Kenntnis nehmen, aber wir nehmen Kenntnis von euch nur in dem Sinne, wie man von einem Geschwür Kenntnis nimmt, das darauf wartet, operiert zu werden. Ihr langweilt uns. Wie langweilig seid ihr in dem sogenannten Glanz eurer Interessantheit, der kein echter Glanz ist, sondern nur das Phosphoreszieren der Fäulnis. Nennt mich meinetwegen einen terrible simplificateur, einen schrecklichen Vereinfacher, mich ängstigt diese Phrase nicht. Das Leben, das wir aufbauen wollen, ist in der Tat einfach, schön in seiner Einfachheit, einfach in seiner Menschlichkeit. Mag sein, daß dieses in einem hohen Sinne so großartige, einfache Leben abschreckend und schrecklich sein wird für euch, die ihr verderbt seid an Haupt und Gliedern, und es wird es sein, das kann man ja wohl bestimmt sagen. Und darum nehme ich den Vorwurf des schrecklichen Vereinfachers mit dem bestem Gewissen der Welt auf mich. Wir haben dieses neue Leben schon zu leben begonnen.“[60]

Die ‚Vereinfachung‘ richtet sich sowohl gegen die bisherige soziale Differenzierung der Schriftsteller als auch gegen die ihr korrespondierenden literarischen Produktions- und Kommunikationsmöglichkeiten. Dennoch gelingt es

58 M. Foucault: Ordnung, S. 18.

59 Ein vergleichender Blick auf Martin Heideggers Apologie des „Zeugs“ und des Kunstwerks als „selbstgenügsames Anwesen“ in den „Holzwegen“ lässt aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive eine ‚unheimliche Nähe‘ der konträr erscheinenden ästhetischen Theorien aufscheinen.

60 Johannes R. Becher: „Schlusswort auf einem Schriftstellerkongress“, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 17: Publizistik III. 1946-1951, hg. v. Ilse Siebert/Rolf Harder, Berlin, Weimar 1979, S. 348-358, hier S. 356.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

in den Fünfzigern[61] noch nicht, die Schriftsteller genauer sozial zu verorten. Becher denkt sie als Kollektiv mit einem gesellschaftlichen Auftrag, dessen Einheit jedoch permanent bedroht ist. Deshalb bedarf dieses Kollektiv einer übergeordneten, integrierenden Instanz, der „festen" Partei. In der im gleichen Jahr 1950 erscheinenden „Kantate" Bechers (Musik: H. Eisler) heißt es: „Du großes Wir, Du unser aller Willen:/ Dir, Dir verdanken wir, was wir geworden sind!/ [...] Laß Dich voll Stolz, voll Stolz laß Dich bekennen:/ Dir alle Macht, der Sieg ist Dein, Partei!"[62] Im ‚großen Wir' verschwindet ein wichtiges Element zivilen Lebens und jeder kritischen Öffentlichkeit: der freie Schriftsteller. Ausschluss, Auftrag und Nivellierung verhindern die Entstehung differenzierter kultureller Lebensstile, aus denen heraus Literatur sich immer wieder erneuert. Versuche einer eigenständigen Legitimierung literarischer Praxis werden in den fünfziger Jahren als feindliche Handlungen (z.B. als Bildung einer „Plattform") kriminalisiert. So berichtet der Sekretär des Kulturbundes mit dem schönen Namen Schulmeister 1957 der Parteigruppe der SED über die nach dem XX. Parteitag der KPdSU geführten Diskussionen:

„Die größten Schwächen traten am Ende des Jahres 1956 auf. In dieser Zeit war der Kulturbund oft die Interessensvertretung von Schichten schwankender Intellektueller gegenüber der Partei. Die Genossen Intellektuellen im Kulturbund vertraten nicht geschlossen die Positionen der Partei gegenüber den schwankenden Intellektuellen. Dies zeigte sich auch darin, daß diese Genossen die Klärung ideologischer Fragen nicht in den zuständigen Parteileitungen herbeiführten, sondern den Kulturbund zur Plattform dieser Auseinandersetzung machten."[63]

Der Bericht offenbart das Ausmaß der Veränderungen, aber auch die Krisenhaftigkeit. Um die hegemoniale Position der Partei zu festigen, wird der Druck auf die Schriftsteller in der Mitte der fünfziger Jahre durch Kampagnen und organisierte Briefe ‚aus dem Volke' verstärkt. In die Literaturgeschichte eingegangen ist der „Nachterstedter Brief" an den IV. Schriftstellerkongress im Jahre 1955. Er stellt ein Pilotprojekt der Kongressgestaltung dar, ein Ritual, das bis zum Ende der DDR praktiziert wurde. Es handelt sich dabei um Offene Briefe, die meist von Parteisekretären initiiert und verfasst und von Arbeitsbrigaden unterzeichnet wurden. Sie bilden ein pseudoplebiszitäres Element, das zwischen Appell und Drohung angesiedelt ist und als „Form einer permanenten Reaktualisierung der Regeln"[64] des Diskurses betrachtet werden

61 Anders als in den sechziger Jahren, in denen die Schriftsteller als „Planer und Leiter" der Führungselite zugeordnet werden .

62 Johannes R. Becher: „Kantate 1950", in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 6: Gedichte 1949-1958, hg. v. Ilse Siebert, Berlin, Weimar 1973, S. 465-472, hier S. 465f. Siehe auch: Diskussionsbeitrag Johannes R. Bechers auf dem III. Parteitag der SED vom 20. bis 24. Juli 1950, Neues Deutschland vom 25.07.1950, in: Dokumente zur Kulturpolitik der SED, S. 151-153, hier S. 153.

63 Tagung der Parteigruppe des Präsidialrates am 9. September 1957, 10 Uhr. Stenographisches Protokoll, in: SED und Intellektuelle. Kulturbundprotokolle, S. 74.

64 M. Foucault: Ordnung, S. 25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

kann. Als authentisch inszenierte Meinungsäußerungen der „Arbeiterklasse" besaßen diese Briefe ein großes Gewicht. Durch dieses Medium intervenierte die „Arbeiterklasse" gewissermaßen unmittelbar in den literarischen Raum und artikulierte ihren jeweiligen ‚Auftrag'.[65] Durch diesen letzten Schritt der direkten Intervention wird die Kontrolle verdoppelt. Neben die institutionalisierten Instanzen tritt eine Pseudo-Öffentlichkeit der werktätigen Massen. Ihrem wachsamen Auge und Klasseninstinkt entgeht kein Fehltritt der „schwankenden Intellektuellen".

Betrachtet man die Gesamtentwicklung von 1945 bis zum Ende der fünfziger Jahre, lässt sich nicht übersehen, dass die von der Veränderung des literarischen Raums erwartete Freisetzung bisher unbekannter literarischer Produktivität nahezu vollständig ausbleibt.[66] Der systematische Umbau führt im Gegenteil in eine schwere Krise, die seit den sechziger Jahren eine langsame Rückorientierung auf das differenzierte Literatursystem der Moderne erzwingt.

Literaturverzeichnis

Arnold, Heinz Ludwig/Meyer-Gosau, Frauke (Hg.): Literatur in der DDR. Rückblikke, München 1991.

Autorenkollektiv: Schriftsteller der DDR, Bd. 1 u. Bd. 2, Leipzig 1975.

Autorenkollektiv unter der Leitung von Horst Haase/Hans Jürgen Geerdts u.a. (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 11: Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1976.

Barbian, Jan-Pieter: Literaturpolitik im ‚Dritten Reich'. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder, München 1995.

65 1955 lautet dieser Auftrag so: „Gestalten Sie den werktätigen Menschen so, wie er ist, von Fleisch und Blut, wie er arbeitet, liebt und kämpft. Zeigen Sie den Enthusiasmus, die Leidenschaft und das große Verantwortungsbewußtsein, das die Arbeiter im Kampf um das Neue beseelt. Die Partei der Arbeiterklasse, die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, leitet den Kampf unseres Volkes um Frieden, Einheit und Aufbau. Wir sind der Meinung, in den Werken, die die Arbeit der Werktätigen für ein neues Leben schildern, sollte auch die Rolle unserer Partei und ihrer besten Kader im Betrieb künstlerisch behandelt werden." (Die Werktätigen des VEB Braunkohlenwerk Nachterstedt: Offener Brief an unsere Schriftsteller („Nachterstedter Brief", 27. Januar 1955), Tribüne vom 27.01.1955, in: Dokumente zur Kulturpolitik der SED, S. 350-352, hier S. 351.)

66 1959 fragt Alfred Kurella, verantwortlicher ZK-Sekretär: „Wie kommt es dann, [...] daß später [...] immer deutlicher Erscheinungen hervortraten, die mit Recht als Zurückbleiben der Literatur hinter den großen Aufgaben der allgemeinen sozialistischen Entwicklung bezeichnet werden konnten?" (Kurella: Eine neue Etappe, S. 11f.) Im gleichen Jahr erscheint Uwe Johnsons Roman „Mutmaßungen über Jakob" - nicht in der DDR, sondern im Suhrkamp Verlag.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Barner, Wilfried (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart, München 1994.

Becher, Johannes R.: „Kantate 1950“, in: ders. Gesammelte Werke, Bd. 6: Gedichte 1949-1958, hg. v. Ilse Siebert, Berlin, Weimar 1973, S. 465-472.

Becher, Johannes R.: „Schlusswort auf einem Schriftstellerkongress“, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 17: Publizistik III. 1946-1951, hg. v. Ilse Siebert/Rolf Harder, Berlin/Weimar 1979, S. 348-358.

Bock, Stephan: Bibliographie zur DDR-Literatur (1945-1978) unter besonderer Berücksichtigung der frühen DDR-Prosa (1949-1956) sowie der Traditionslinien, der Produktions- und Rezeptionsbedingungen, München 1980.

Bock, Stephan: Literatur, Gesellschaft, Nation. Materielle und ideelle Rahmenbedingungen der frühen DDR-Literatur (1949-1956), Stuttgart 1980.

Bogdal, Klaus-Michael: Historische Diskursanalyse der Literatur, Opladen, Wiesbaden 1999.

Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/Main 1996.

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1970.

Claudius, Eduard: Ruhelose Jahre. Erinnerungen, Halle/S. 1968.

Dahlke, Birgit/Hörnigk, Frank u.a.: „Kanon und Norm. Zur literarischen/kulturellen Kommunikation in der SBZ/DDR“, in: Zeitschrift für Germanistik. NF 1,1 (1995), S. 74-81.

Dautel, Klaus: Zur Theorie des literarischen Erbes in der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ der DDR: Rezeptionsvorgabe und Identitätsangebot, Stuttgart 1980.

Deutscher Schriftstellerverband (Hg.): Menschen und Werke. Vom Wachsen und Werden des neuen Lebens in der DDR, Berlin 1952.

Dokumente zur Kunst-, Literatur und Kulturpolitik der SED, Bd. 1: 1949-1970, hg. v. Elimar Schubbe, Stuttgart 1972.

Eisler-Fischer, Louise: „Faust in der DDR. Dokumente betreffend Hanns Eisler, Bertolt Brecht, Ernst Fischer“, in: Neues Forum (Wien) 17,190 (1969), S. 561-567.

Emmerich, Wolfgang: „Gleichzeitigkeit. Vormoderne, Moderne und Postmoderne in der Literatur der DDR“, in: Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, Edition Text und Kritik, München 1988, S. 193-211.

Emmerich, Wolfgang: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe, Leipzig 1996.

Erbe, Günter: Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem ‚Modernismus‘ in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur in der DDR, Opladen 1993.

Erbe, Günter: „Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich“, in: Deutschlandarchiv 20,11 (1987), S. 1162-1179.

Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main 1970.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses, München 1974.

Giordano, Ralph: Die Partei hat immer recht, Köln, Berlin 1961.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Groys, Boris: Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion, München 1988.

Günther, Hans: Die Verstaatlichung der Literatur. Entstehung und Funktionsweise des sozialistischen Kanons in der sowjetischen Literatur der 30er Jahre, Stuttgart 1984.

Hannemann, Joachim/Zschuckelt, Lothar: Schriftsteller in der Diskussion. Zur Literaturentwicklung der fünfziger Jahre, Berlin 1979.

Hay, Gerhard: Zur literarischen Situation 1945-1949, Kronberg/Ts. 1977.

Herbst, Andreas u.a. (Hg.): So funktionierte die DDR. Lexikon der Organisationen und Institutionen, Reinbek b. Hamburg 1994.

Heukenkamp, Ursula: „Soll das Vergessen verabredet werden? Eigenständigkeit und Eigenart der DDR-Literatur", in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu „Das Parlament" vom 04.10.1991, S. 3-12.

Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.): Um die Erneuerung der deutschen Kultur. Dokumente zur Kulturpolitik 1945-1949, Berlin 1983.

Jäger, Manfred: Kultur und Politik in der DDR. Ein historischer Abriß, Köln 1994.

Jäger, Manfred: Sozialliteraten. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR, Düsseldorf 1973.

Janka, Walter: Schwierigkeiten mit der Wahrheit, Reinbek b. Hamburg 1989.

Just, Gustav: Zeuge in eigener Sache. Die fünfziger Jahre in der DDR, Berlin 1990.

Klein, Alfred: „In diesem besseren Land …", in: Sinn und Form 36,4 (1984), S. 987-1002.

Köhler-Hausmann, Reinhild: Literaturbetrieb in der DDR. Schriftsteller und Literaturinstanzen, Stuttgart 1984.

Kuhrt, Eberhard/Löwis, Henning von: Griff nach der deutschen Geschichte. Erbeaneignung und Traditionspflege in der DDR, Paderborn u.a. 1988.

Kulturbund zur demokratischen Erneuerung (Hg.): Der Kampf gegen den Formalismus in Kunst und Literatur, für eine fortschrittliche deutsche Kultur. Materialien des 5. Plenums des ZK der SED, Berlin 1951.

Kurella, Alfred: „Eine neue Etappe unserer Kulturrevolution", in: Neue deutsche Literatur 7,6 (1959), S. 7-19.

Kurella, Alfred: Ich lebe in Moskau, Berlin 1947.

Lange, Marianne (Hg.): Zur sozialistischen Kulturrevolution 1957-1959. Dokumente, 2 Bde., Berlin 1960.

Leitsätze des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, in: Aufbau 1,2 (1945), S.200.

Literarisches Leben in der DDR 1945-1960, hg. v. einem Kollektiv unter der Leitung von Ingeborg Münz-Koenen, Berlin 1979.

Loest, Erich: Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf, Hamburg 1981.

Lukács, Georg/Becher, Johannes R. u.a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung, hg. v. Reinhard Müller, Reinbek b. Hamburg 1991.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Mayer, Hans: Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik, Frankfurt/Main 1991.

Mayer-Burger, Bernhard: Entwicklung und Funktion der Literaturpolitik der DDR (1945-1978), München 1984.

Müller, Heiner: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln 1992.

Pieck, Wilhelm: „Um die Erneuerung der deutschen Kultur. Rede auf der ersten Zentralen Kulturtagung der KPD in Berlin am 3. Februar 1946“, in: ders., Reden und Aufsätze. Auswahl aus den Jahren 1908-1950, Bd. 2, Berlin 1952, S. 34-55.

Pike, David: Deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil 1933-1945, Frankfurt/Main 1981.

Plumpe, Gerhard: Epochen moderner Literatur, Opladen 1995.

Prokop, Siegfried: „2x2 = 9. Presse als geistiges Genussmittel“, in: Freitag vom 19.12.2003, Nr. 52, S. 3.

[Redaktion]: „Die literarische Hauptaufgabe“, in: Neue deutsche Literatur 7,6 (1959), S. 3-7.

Schaffendes Volk in Stadt und Land! Männer und Frauen! Deutsche Jugend! Aufruf des ZK der KPD vom 11. Juni 1945, in: Revolutionäre deutsche Parteiprogramme, hg. v. Lothar Berthold/Ernst Diehl, Berlin 1967, S. 191-200.

Scherpe, Klaus R./Winckler, Lutz (Hg.): Frühe DDR-Literatur. Traditionen, Institutionen, Tendenzen, Hamburg, Berlin 1988.

Schiller, Dieter: „Zur Herausbildung der sozialistischen Nationalliteratur der DDR“, in: Weimarer Beiträge 24,5 (1978), S. 152-162.

Schlaffer, Heinz: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur, München 2002.

Schnell, Ralf: Dichtung in finsteren Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus, Reinbek b. Hamburg 1998.

Schönert, Jörg: „Identität und Alterität zweier literarischer Kulturen in der Bundesrepublik und der DDR als Problem einer interkulturellen Germanistik“, in: Alois Wierlacher (Hg.), Das Fremde und das Eigene, München 1985, S. 212-233.

Schulmeister, Karl-Heinz: Auf dem Weg zu einer neuen Kultur. Der Kulturbund in den Jahren 1945-1949, Berlin 1977.

SED und Intellektuelle in der DDR der fünfziger Jahre. Kulturbundprotokolle, hg. v. Magdalena Heider u. Kerstin Thöns, Köln 1990.

Spittmann, Ilse/Helwig, Gisela (Hg.): DDR-Lesebuch 2. Stalinisierung 1949-1955, Köln 1989.

Theater in der Zeitenwende. Zur Geschichte des Dramas und des Schauspieltheaters in der Deutschen Demokratischen Republik. 1945-1968, Bd. 1, hg. v. einer Forschergruppe unter Leitung von Werner Mittenzwei, Berlin 1972.

Wichner, Ernst/Wiesner, Herbert (Hg.): Zensur in der DDR, Berlin 1991.

Zwerenz, Gerhard: Der Widerspruch. Autobiographischer Bericht, Frankfurt/Main 1974.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Oliver Müller

MESSBARE DICHTUNG? EINE FELDSTUDIE ZUR EXAKTEN LITERATURWISSENSCHAFT IN DEN 1960ER JAHREN

I.

Die fortschreitende Spezialisierung des Wissens erreichte gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Stand, der es bis auf weiteres unmöglich machte, die Wissenschaften und diejenigen, die sie betrieben, nur als zufällig, locker oder vorübergehend aneinander gebunden zu behandeln.[1] Verschiedene konkurrierende Entwürfe von Religion, Philosophie und Künsten boten sich an, als Organisationsschemata oder Deutungssysteme, als Orte des Rendezvous von Einzelnem und Allgemeinem, die Brüche zu schließen und das Wissen mit dem Menschen zu versöhnen. Am Ende des 19. Jahrhunderts begann die Literatur, sich dieser ihr (zunehmend zaghafter) übertragenen Aufgabe zu versperren. Zugleich bildete sich innerhalb der deutschen Philologie eine Disziplin heraus, die, vornehmlich im Rückbezug auf ältere Literatur (vom Mittelalter bis zur Weimarer Klassik) und mit nationaler Emphase, der ‚Dichtung' noch einmal ihre integrative Funktion bescheinigte. Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich dies aus mehreren Gründen. Zunächst, weil die Funktion der Stiftung nationaler Gemeinschaft einerseits im prosperierenden Wirtschaftswunderland leer lief[2], andererseits durch die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit diskreditiert war. Letztere verschafften nun eben der lange ignorierten literarischen Moderne Attraktivität: wer Kafka, Döblin, Musil etc. behandelte, bekundete damit eine politisch unverdächtige Haltung. Der politische Druck, dem man sich dadurch entzog, nahm seit der zweiten Hälfte der 1950er Jahre kontinuierlich zu; ebenso die Hinwendung zur modernen und zur Gegenwartsliteratur. Die anfänglichen Versuche, moderne Texte auf traditioneller Folie zu lesen, konnten weder der Überprüfung durch die gleichzeitig ausgearbeiteten Analyseverfahren standhalten noch die Beschäftigung mit einem eigenen Gegenstandsbereich ‚Moderne Literatur' legitimieren. Ein Üb-

1 Für die kritische Durchsicht meines Entwurfs und viele konstruktive Verbesserungsvorschläge danke ich Sonja Nerad.

2 Vgl. dazu Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/Main 1996.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

riges dürfte die wissenschaftsimmanente Dynamik der laufenden Revision und Überbietung vorliegender Resultate getan haben. Auch arrivierte Literaturwissenschaftler bemerkten, dass „viele moderne Autoren instinktiv die Verbindlichkeit des großen Anspruchs“ vermeiden[3], konstatierten, dass sich die moderne Literatur „endgültig von der gegenständlichen Wirklichkeit befreit hat“[4] oder beklagten andersherum ihre Neigung, vornehmlich „im Scheußlichen und Gemeinen zu wühlen“[5].

In den Sechziger Jahren ist die Legitimation literaturwissenschaftlicher Arbeit nicht mehr selbstverständlich mit einem Hinweis auf die Dignität ihres Gegenstandes möglich. Das heißt nicht, dass diese Rückbindung ein für allemal verschwunden wäre. Aber wer sich auf sie verlassen will, muss fortan mit Widerständen rechnen. Das Programm einer neuen Fundierung der Literaturwissenschaften verlegt sich, grob gesprochen, auf zwei Strategien. Zum einen wird auf Wissen zurückgegriffen, das andere Wissenschaften bereitstellen; kritisiert wird die methodische Rückständigkeit der Literaturwissenschaft, und folglich wird zu Anleihen bei ‚härteren‘, formalisierten Wissenschaften geraten: Linguistik, Kybernetik.[6] So in eine ‚positive‘ Wissenschaft verwandelt, fügte sich die Literaturwissenschaft in ein Gesamtsystem des Wissens, dessen integratives Prinzip in einer positivistischen Wissenschaftstheorie formulierbar wäre. Dieses Vorhaben konnte andererseits als Rückzug in den Elfenbeinturm kritisiert werden: „Es fällt den Germanisten leichter als anderen, festzustellen, daß sie in einer Literaturlehre, die sich solchermaßen purgiert, ein Autonomiebestreben – nun unter dem Mantel der exakten Wissenschaft – wiederherstellen, das die schöne Literatur selbst vor nahezu zweihundert Jahren für sich in Anspruch genommen und seither immer zäher […] verteidigt hat.“[7] Gefordert wird die Übernahme „praktische[r] Aufgaben“[8] durch Germanisten, die „unsere Zeitgenossen“ sind.[9] Das Autonomiebestreben der schönen Literatur wird als Ideologie entlarvt. Diese zweite Strategie,

3 Joachim Kaiser: „Grenzen des modernen Dramas“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 235-246, hier S. 246.

4 Benno von Wiese: „Friedrich Schiller, Erbe und Aufgabe“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 65-87, hier S. 79.

5 Emil Staiger: „Literatur und Öffentlichkeit“, in: Sprache im Technischen Zeitalter 22 (1967), S. 90-97, hier S. 94.

6 „Linguistik“ bezeichnet im folgenden einen Sammelbegriff, der Ansätze wie Transformationsgrammatik und Strukturalismus, aber nicht die traditionelle Sprachgeschichte umfasst.

7 Eberhard Lämmert: „Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft“, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 77-102, hier S. 82f.

8 Ebd., S. 83.

9 Reinhard Baumgart: „Was soll Germanistik heute? Vorschläge zur Reform“, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 7-15, hier S. 8.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

die Strategie des Praxisbezugs, hat zwei paradoxe extreme Pole: einerseits wird der Konnex mit der außerwissenschaftlichen Welt in der Lehrerausbildung gesucht, über die eine breite gesellschaftliche Wirkung des Fachs erzielbar erscheint, andererseits wird das Wissen, das vermittelt werden soll, auf eine Form der Kritik umgestellt, die alles, was nicht die der Kritik zugrunde liegende Lehre ist, als Ideologie zurückweist. An dem einen Pol liefert die Strategie das Fach der Heteronomie und den Anpassungszwängen aus, am anderen will sie ihm eine Schlüsselstellung in einem Unternehmen sichern, dessen Autonomie sich daraus begründet, dass es als Einziges alles Wissen an seinen rechten Platz stellt.

Die deutsche Literaturwissenschaft ist in jenen Jahren weder zu einer empirischen Wissenschaft noch zu einer ideologiekritischen Leitwissenschaft geworden.[10] Das Aufeinandertreffen der ‚Szientifizierungsstrategie', der Strategie des Praxisbezugs und einer literaturwissenschaftlichen Position, die sich beharrlich über die Autonomie der Dichtung legitimiert, kann exemplarisch an den Disputen studiert werden, die der 1965 von Helmut Kreuzer und Rul Gunzenhäuser herausgegebene Sammelband ‚Mathematik und Dichtung' ausgelöst hat. Ich werde nach der Aneignung mathematischer Methoden und ihrer Rolle bei der Ausdifferenzierung der deutschen Linguistik zu einer eigenständigen Disziplin fragen und nach den Zeitpunkten ihrer Einsätze auf dem durch diese Ausdifferenzierung schärfer konturierten disziplinären Feld der Literaturwissenschaft. Es werden Konzepte herausgearbeitet, die auf eine Weise, die für das literaturwissenschaftliche Feld charakteristisch ist, Interdisziplinarität, die gleichzeitig angestrebt wird, blockieren. Und es wird der Versuch unternommen, auf der Ebene der Strategien, nicht der Argumente, das ‚Scheitern' des Projekts ‚Mathematik und Dichtung' zu erklären. Um einer Erklärung des historischen Prozesses näherzukommen, wird eine Theorie zugrunde zu legen sein, die das Wissen mit externen Faktoren seiner Durchsetzung (und Nichtdurchsetzung) zu korrelieren erlaubt. Eine solche Theorie scheint mir mit der Bourdieuschen Soziologie gegeben zu sein, die sich eignet, die Situierung des Wissens in einer Wissenschaft darzustellen, deren Realität sich nicht im Wissen erschöpft.

II.

Bourdieus voluminöse Studien zur französischen Gesellschaft basieren auf umfangreichen Datenerhebungen. Obwohl ein Äquivalent dazu für die deutsche Germanistik der Sechziger Jahre meines Wissens nicht existiert, glaube ich, dass die Prozesse in diesem Feld mit Hilfe der von Bourdieu entwickelten Begriffe dargestellt werden können. Dass diese Erklärung ‚weicher' und für

10 Unter Ideologiekritik verstehe ich hier und im Folgenden nicht die Arbeit der Frankfurter Schule, sondern ihren germanistischen Ableger, der sich durch eine – wie auch immer im Einzelnen konzipierte – Basis-Überbau-Theorie auszeichnet.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

die Freunde der Statistik weniger überzeugend ausfallen wird als eine, die sich auf Erhebungen und quantitative Auswertungen stützt, lässt sich nicht vermeiden.

Bourdieu definiert gesellschaftliche Gruppen – Klassen – nach Besitz und Nichtbesitz von Kapital – im weitesten Sinne des Begriffs verstanden als Gesamtheit all dessen, worüber ein sozialer Akteur als solcher verfügt. Klassen sind gewissermaßen der Ausgangspunkt von Lebensläufen, deren weitere Entwicklung von gesellschaftlichen Praxisfeldern (mit-)determiniert wird. Dazu gehören das ökonomische, das kulturelle, das akademische Feld. Wenn Klassen durch den Besitz von und Zugangsmöglichkeiten zu Kapital definiert sind, dann wird, wenn man annimmt, dass in wissenschaftlichen Feldern Kapital eines bestimmten Typs nicht nur erwerbbar, sondern auch ‚veränderbar' ist, durch solche Veränderungen auch die jeweilige Klassenidentität betroffen. Diese Möglichkeit muss theoretisch offen gehalten werden, um empirisch untersucht werden zu können. Meines Erachtens lässt sich zeigen, dass die für Bourdieu zentrale Auseinandersetzung um Kapital tatsächlich nicht in allen Fällen wie um ein vorab bestehendes Gut ausgefochten, sondern wesentlich auf einem Schauplatz ausgetragen wird, auf dem das, was ein solches Gut sein soll, jederzeit neu bestimmt werden muss. Eine Untersuchung der Kapitalvariabilität muss daher einer jeden Gesamtdarstellung vorangehen, die Darstellung des Klassenhintergrundes der Wissenschaftler, deren Praxis betrachtet werden soll, zunächst zurückgestellt werden, die Untersuchung aber zugleich mit Begriffen operieren, die eine Rückbindung an die Gesamtdarstellung erlauben.

Die Auseinandersetzung um Kapital findet auf Feldern statt, die als soziale Realitäten durch die Notwendigkeit stabilisiert werden, diese Auseinandersetzung in geregelten Formen austragen zu können. Bourdieu definiert Felder als Konfigurationen objektiver Relationen zwischen Positionen oder als Verteilungsstrukturen bestimmter Kapitaltypen.[11] Die wichtigsten dieser Typen (auf die ich mich in dieser Arbeit beschränken werde) sind: ökonomisches Kapital (Geld, Grundbesitz, Produktionsmittel etc.), symbolisches Kapital (Legitimation von Ansprüchen), kulturelles Kapital (Geschmack, Wissen/Bildung, Bildungszertifikate etc.) und soziales Kapital (soziale Beziehungs-Netzwerke). Eine dominante Position in einem Feld nimmt demnach ein, wer von dem im Feld relevanten Kapital viel, eine dominierte Position, wer von ihm wenig besitzt. Da ich aus den bereits genannten Gründen nicht davon ausgehe, dass die Bestimmung des Kapitals in jedem Feld gleichermaßen fix ist, halte ich die Relationen von Positionen für eine sekundäre und abgeleitete Größe, die sich mit den Definitionen des relevanten Kapitals ändern kann. Zur Verteilungsstruktur rechne ich neben der Menge des verfügbaren Kapitals aller Typen insbesondere die Relationen zwischen den konkurrierenden Definitionen des dominierenden Kapitaltyps. In Zeiten, in denen das Kapital des akademischen Feldes stärkeren Wandlungen unterworfen ist, kann man ver-

11 David Swartz: Culture and Power. The Sociology of Pierre Bourdieu, Chicago, London 1997, S 117.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

muten, dass, je größer die Konkurrenz zwischen verschiedenen Definitionen dieses Kapitals ist, die Möglichkeit, es in andere Kapitalien zu transformieren, abnimmt. Beispiele solcher Transformationen sind die Ausnutzung finanziellen Reichtums zum Bildungserwerb und die Ausnutzung von Bildung zur Vermehrung ökonomischen Reichtums. Da nun mit abnehmender Definitionssicherheit auch die Transformierbarkeit tendenziell abnimmt, provoziert Konkurrenz oft Integrationsstrategien. Es kann aber auch zu einer Aufteilung des Feldes kommen – zu seiner Stabilisierung durch ‚externe' Faktoren, die nicht ohne Auswirkung auf die Bestimmung seines Kapitals bleiben dürfte – oder zu seiner Schrumpfung bis hin zum Verschwinden.

Welche Typen von Kapital lassen sich unterscheiden? Zunächst kann man das *ökonomische Kapital* als Gesamtheit der materiellen Güter definieren, die sich gegen andere Güter eintauschen lassen. Unter *sozialem Kapital* hat man Netzwerke von sozialen Beziehungen zu verstehen, d.h. Beziehungen zu Freunden, Mitabsolventen, Mitgliedern eines Clubs oder Vereins, Parteifreunden etc. Dazu gehören auch akademische ‚Schulen', die sich auf einen Lehrer oder eine Lehre beziehen. Beim *kulturellen Kapital* werden drei Formen unterschieden: das objektivierte, das inkorporierte und das institutionalisierte kulturelle Kapital.[12] Als objektiviertes Kulturkapital bezeichnet man den Besitz an Tausch- und Handelsobjekten, die einen ökonomischen Wert aufgrund kultureller Zuschreibungen besitzen (z.B. ein Gemälde, dessen Wert über den der verwendeten Materialien hinausgeht). Institutionalisiertes kulturelles Kapital besteht aus Bildungstiteln, Qualifikationszertifikaten etc., also jeder Art von Zugangsvoraussetzung zu definierten Quellen von Ressourcen in Form anerkannter Bescheinigungen. Die Selektionsfunktion der Bescheinigungen konstituiert sich durch ein Zusammenwirken von juridisch-politischer Gesetzgebungsmacht und fachlich-disziplinären Instanzen, deren Zuständigkeit von dieser akzeptiert wird. In dieser Form ist kulturelles Kapital zugleich eine Unterform des *symbolischen Kapitals*, worunter „sämtliche Formen des Kredites an sozialer Anerkennung" zu verstehen sind.[13] Das inkorporierte kulturelle Kapital umfasst „sämtliche Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man durch ‚Bildung' – freilich in einem sehr allgemeinen, nicht nur schulisch-akademischen Sinne – erwerben kann."[14] Dieser Erwerb findet auf sozialen Feldern statt, die dem kulturellen Kapital einen nicht-beliebigen Inhalt geben.

Ich schlage vor, die Auseinandersetzung um die Anerkennung bestimmten Wissens im akademischen Feld als Auseinandersetzungen um kulturelles Kapital zu betrachten. Unter Wissen verstehe ich zentrale Elemente rudimentärer oder geschlossener, konsistenter oder inkonsistenter Theoriekomplexe. Anders als im ‚ungestörten' Vollzug etablierter wissenschaftlicher Verfahren zeigen sich diese Elemente in den Etablierungskämpfen deutlicher umrissen, weil ein Interesse besteht, sie als Sammelpunkte der konkurrierenden Parteien

12 Markus Schwingel: Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg 2003, S. 88-92.
13 Ebd., S. 93.
14 Ebd., S. 89.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

zu markieren (was nicht ausschließt, dass sie ignoriert werden können). Unter Wissen sind also keinesfalls theoretische Positionen einzelner Forscher zu verstehen; es wird nicht zu analysieren sein, was ihre Aussagen im Kontext einer (konsistenten) Theorie präzise bedeuten (können), sondern, wie sie auf der Ebene der strategischen Kommunikation – als Kulturkapital – funktionieren. Das schließt selbstverständlich nicht aus, dass eine Aneignung von kulturellem Kapital durch Personen stattfinden und dadurch Wissen mit anderen Kapitaltypen in Verbindung treten kann.

In den ‚Feinen Unterschieden' hat Bourdieu eine Theorie des sozialen Raums entwickelt, die eine dreidimensionale Verteilung von (Klassen von) Personen nach Kapitalvolumen (der Menge des Kapitals), Kapitalstruktur (dem Verhältnis ihres ökonomischen und kulturellen Kapitals) und der zeitlichen Entwicklung dieser beiden Größen vorsieht.[15] Dieses Modell erlaubt die Positionierung von Individuen und durchschnittlichen sozialen Klassen in einem gesellschaftlichen Gesamtraum. Die zeitliche Entwicklung bezieht sich damit auf die Bewegung von Personen und Gruppen durch den sozialen Positions-Raum. Nicht abbildbar in diesem Schema ist hingegen die Dynamik des Kapitals selbst. Ein Modell, das die Veränderungen des Kulturkapitals abbildet, müsste die diversen Formen dieses Kapitals in ein Diagramm eintragen, dessen x-Achse eine Skala der Verhältnisse von ökonomischem oder sozialem und symbolischem Kapital und dessen y-Achse eine Skala des Kapitalvolumens wäre. Die dritte Achse bliebe für die zeitliche Entwicklung reserviert. Ich schlage vor, dieses Modell auf die Auseinandersetzungen um ‚Mathematik und Dichtung' anzuwenden; wegen der eingangs erwähnten spärlichen Datengrundlage werde ich mich nicht vermessen, meine Beobachtungen in ein Diagramm einzutragen, eine mögliche Eintragung aber als leitende Idee der Analyse zugrunde legen. Weiterhin schlage ich vor, wegen der relativ geringen Bedeutung ökonomischen Kapitals in diesen Auseinandersetzungen für die x-Achse die Relation symbolischen und sozialen Kapitals zu wählen.

III.

Auf dem Berliner Germanistentag von 1968 wurde die Kommunikationsfähigkeit des Fachs doppelt getestet. Geplant war ein glücklicher Dialog der Disziplinen; stattgefunden haben meistenteils missglückende Dialoge von Hochschullehrern und rebellierenden Studierenden. Auf die Möglichkeit verzichtet zu haben, den geplanten Tagungsverlauf von der Polizei sicherstellen zu lassen, war mehr als nur ein taktisches Kalkül der Organisatoren. Es war ein Verzicht auf den Applaus von einem Teil der Öffentlichkeit, dessen Zustimmung man nicht wollte, ein Verzicht darauf, von institutionell garantierter Autorität Gebrauch zu machen, und eine Abweisung jener fingierten oder tat-

15 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987, S. 195ff.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sächlichen Paranoia, die bald ein zuverlässiges Pendant des Linksextremismus werden sollte.[16]

Unter den Professoren, die in Berlin vortrugen, befanden sich auch zwei der Autoren aus ‚Mathematik und Dichtung', Klaus Baumgärtner und Wilhelm Fucks. In der Publikation der Beiträge finden sie sich unter der Rubrik ‚Germanistik und Mathematik'. Es gibt einen indirekten Hinweis darauf, welche Resonanz der Vortrag von Baumgärtner gefunden hat. Als Kreuzer und Gunzenhäuser 1968 für einen Folgeband zu ‚Mathematik und Dichtung' einen Verlag suchen, antwortet die Lektorin Beate Pinkerneil vom Verlag ‚Max Gehlen':

„Ich weiß nun auch nicht inwieweit der Band sehr speziell ist oder inwieweit er das große Interesse der ‚mittleren Germanistenschicht' an den Fragen von Mathematik und Dichtung befriedigen kann. Auf dem Germanistentag war ja in dieser Hinsicht sehr Interessantes festzustellen. Der Vortrag von Prof. Baumgärtner wurde weitgehend abgelehnt, da er für die Masse der Konsumenten nicht verständlich war, obwohl Herr Prof. Baumgärtner behauptet, das habe sich um alte ‚Hüte' für die Fachleute gehandelt. […]; im allgemeinen ist gerade diese Fragestellung ja äußerst aktuell und wenn man sie als allgemein verständlich bringt, könnte man schon mit einer größeren Auflage und damit einem erträglichen Ladenpreis rechnen." (Beate Pinkerneil an Helmut Kreuzer, 30.10.1968)[17]

Konstatiert wird nicht ein Desinteresse der „mittleren Germanistenschicht", aber eine Kluft zwischen ihrem Informationsstand und dem Stand der Forschung. Baumgärtners Thema war ‚Grammatik und Automatentheorie', und „nicht verständlich" war sein Vortrag für all jene Germanisten, die sich nicht mit Strukturalismus, Generativer Transformationsgrammatik und ihrer informationstheoretischen Explikation befasst hatten. Was Baumgärtner bemerkte, ist nichts anderes als die Spezialisierung der Linguistik zur selbständigen Disziplin, die zu seiner Zeit noch über wenig Personal – „Fachleute" – innerhalb des Fachs Germanistik verfügte.

Die Verunsicherung durch die neue Dynamik des wissenschaftlichen Feldes und das gleichzeitige Renomee von Innovationen um 1970 lässt sich anhand einiger Bemerkungen in der Einleitung des Tagungsbandes abschätzen,

16 Da der Germanistentag kein Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist, kann auf seine Medienwirksamkeit (vgl. dazu Marcus Gärtner: Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, Bielefeld 1997, S. 286, Fußn. 18.) nicht eingegangen werden.

17 Wie weit die veröffentlichten Texte im Band von 1970 den zwei Jahre älteren Vorträgen entsprechen, kann ich nicht exakt angeben; beide Autoren deuten an, dass die Fassungen nicht identisch sind. Fucks stellt seinen Text ausdrücklich als Auszug aus dem Vortrag vor, Baumgärtner bezeichnet seinen als „Zusammenfassung" (Klaus Baumgärtner: „Grammatik und Automatentheorie", in: Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/ Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 53-60, hier S. 53, Fußn.) des Referats. Beide Texte enthalten also wohl gegenüber den Vorträgen nichts Neues, sondern nur weniger.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der zwei Jahre nach dem Germanistentag veröffentlicht wurde. Die Konzeption des Germanistentages erläutert der Verfasser, Karl Heinz Borck, als „Dialog zwischen benachbarten Disziplinen," dessen Wert darin liege, dass er „viel zu einer Klärung der methodischen Ansätze innerhalb der beteiligten Fächer beitragen" kann.[18] Borck räumt einen Bedarf an methodischer Klärung ein, was auf einen Mangel hinweist, dessen Vorhandensein von den meisten Germanisten zehn Jahre zuvor noch kategorisch bestritten worden wäre. Die vom Dialog ausgehende Veränderung erhält das Epitheton der Fortschrittlichkeit, sofern Klärungen für Wissenschaften Fortschritt bedeuten, woran kein Zweifel geweckt wird. Was aber verändert wird, sind nicht Fächer oder Disziplinen, sondern der Zustand ihrer Methodologie. Die Innovation findet „innerhalb" von Grenzen statt, die Disziplinen und Fächer gleichermaßen umschließen; Borck setzt, anders als zeitgleich Schelsky, institutionelle und Wissenschaftsgrenzen in eins. Dem „Programm" des Germanistentages „die zusammenfassende Überschrift ‚Interdisziplinäre Forschung' zu geben, verbot sich von selbst. Sie hätte zu hoch gegriffen und die offenkundige Gefahr des Dilettierens jenseits der Grenzen des eigenen Fachs geleugnet."[19] Der Vorwurf des Dilettantismus bringt das fach- bzw. disziplineigene Wissen als wissenschaftliches Wissen gegen die Dynamik in Stellung, in die interdisziplinäre Forschung die beteiligten Disziplinen versetzt.

Der Vortrag von Wilhelm Fucks ist genau in diesem Sinne gefährlich interdisziplinär; er zielt, was weiter unten an anderen Texten seines Verfassers ausführlicher zu zeigen sein wird, auf eine grundlegende Veränderung der Literaturwissenschaft. Die von Fucks propagierte „exakte Wissenschaft"[20] verwirft nahezu sämtliche Fragen und Methoden der Literaturwissenschaft zugunsten eines anders strukturierten Wissens, das in anderen Sektoren des akademischen Feldes das gesamte symbolische Kapital auf sich gezogen hat. Um dieses Kapital auch im Feld der Philologien auf sein Projekt zu ziehen, verweist Fucks auf ein an der RWTH Aachen von „Linguisten, Literaturwissenschaftlern, Mathematikern und Physikern gemeinschaftlich" veranstaltetes Seminar.[21] Diese Veranstaltung ist vielleicht zunächst nicht mehr als das, was Borck einen „Dialog" nennt: jeder der vier Professoren bleibt ‚hauptberuflich'

18 Karl Heinz Borck: „Bericht", in: Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 9-12, hier S. 12.

19 Ebd.

20 Wilhelm Fucks: „Analysen formaler Eigenschaften von Texten mit mathematischen Hilfsmitteln", in: Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 42-52, hier S. 42.

21 Ebd., S. 43; Gemeint ist das Seminar ‚Mathematische Methoden der Sprach- und Literaturanalyse', das von den Professoren Stange (Statistik), Schwerte (Neuere Dt. Literaturgeschichte und Germanistik), Fucks und Glinz (Dt. Philologie und Germanistik) angeboten wurde (Vgl. Wilhelm Fucks: Nach allen Regeln der Kunst. Diagnosen über Literatur, Musik, bildende Kunst – die Werke, ihre Autoren und Schöpfer, Stuttgart 1968, S. 143).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

in seinem Fach, und in einem geschützten und eben deswegen ‚harmlosen' institutionellen Raum, dem Seminar, findet ein methodologisches Gespräch statt. Aber die Tatsache selbst, dass ein solches Seminar stattfinden kann, wird im Vortrag strategisch eingesetzt. Ihre Hervorhebung dient dazu, eine Veränderung der Literaturwissenschaft zu begründen, die mehr will als den Borckschen „Dialog" zwischen ‚Gesprächspartnern', die Informationen austauschen, aber einen Wandel ihrer selbst nicht in Erwägung zu ziehen brauchen. Sie will eine Transformation der Disziplin.

Der Germanistentag lenkt zugleich die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die für die Dauer von zehn Jahren eine Rolle in der Germanistik spielen wird: die Studenten. In seinem Bericht über den Germanistentag hebt Eberhard Theilmeier hervor, dass der Verzicht auf den Einsatz von Polizei einen Spielraum zur Auseinandersetzung mit ihnen schaffen sollte. Doch „[d]ie gewonnene Diskussionszeit wurde von den ‚radikalen Studenten' vertan mit Verfahrensfragen, mit einem ‚hearing' für den 1. Vorsitzenden, mit unverständlichen Ansprachen."[22] Unverständlich wohl, weil sie sich auf eine politische Theorie bezogen, die keine Verankerung im Wissen des Fachs hatte. „Für diese ‚Republikaner', APO und ‚Neue Linke' sind die Reformer unter den Etablierten […] die eigentlichen Gegner."[23] Die Studentenbewegung treibt die – von den Reformern vorbereitete – Praxisrelevanz, von der oben die Rede war, an den Punkt, an dem sie die etablierten fachlich-disziplinären Grenzen überschreitet. Ihre Forderung nach „wissenschaftskritischer Reflexivität und unmittelbarer Praxisrelevanz"[24] radikalisiert die zweite ‚Fachreform'-Strategie, die der Praxisrelevanz, indem sie Wissenschaftlichkeit symbolisch entwertet. Wie die anderen Gruppen zielen die Studenten auf eine Umschichtung des Kulturkapitals der Wissenschaft durch eine Neuzuordnung symbolischen Kapitals, aber mit einer gegenläufigen Strategie: sie streiten um die Anerkennung ihres kulturellen Kapitals nicht, indem sie im Rahmen der etablierten Spielregeln (argumentativ) nachweisen, dass es die anerkannten Bedingungen für die Zuteilung symbolischen Kapitals besser erfüllt als andere, sondern, indem sie versuchen, einen anderen Verteilungsschlüssel durchzusetzen. Ihre Theorie (Marxismus) ziehen sie strategisch hinter ihren Aktionismus zurück; debattiert wird nur intern, und dieser ‚Internalismus' dürfte zum raschen Zerfall der Studentenbewegung beigetragen haben.

Dass dies das genaue Gegenteil dessen ist, was ‚Szientisten' wie Fucks und Baumgärtner, und mit ihnen die meisten Beiträger von ‚Mathematik und Dichtung', explizit oder implizit vertreten, hat ihnen kaum Sympathien eingetragen, denn auch ihr Wissen, ihr ‚Programm' und ihr Begriff von Wissen-

22 Eberhard Theilmeier: „Bemerkungen zum Verlauf des Berliner Germanistentages", in: Mitteilungen des deutschen Germanisten-Verbandes 15,4 (1968), S. 6-8, hier S. 7.

23 Ebd., S. 6.

24 Joachim Gessinger: „Linguistik und Studentenbewegung", in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 31-54, hier S. 43.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schaftlichkeit, erweisen sich als nicht-kompatibel mit dem Wissen der Literaturwissenschaft. Die Linguistik dagegen hat einen anderen, eigenen Weg eingeschlagen.

IV.

Drei Jahre vor dem Berliner Germanistentag war der Sammelband ‚Mathematik und Dichtung' erschienen, herausgegeben von einem Literaturwissenschaftler und einem Mathematiker. Helmut Kreuzer, Jahrgang 1927, studierte in den späten Vierziger und den Fünfziger Jahren Germanistik, Theaterwissenschaften und Philosophie, promovierte 1957 bei Kluckhohn über Hebbel und bereitete danach, zunächst mit Stipendienunterstützung, eine umfassende Untersuchung zur literarischen Boheme vor, mit der er sich 1965 habilitierte. Mit dieser literatursoziologischen Arbeit schloss er eine fünfjährige Assistentur bei Fritz Martini an der TH Stuttgart ab, wo er Rul Gunzenhäuser kennengelernt hat. Gunzenhäuser, der ab 1953 Mathematik, Physik und Philosophie studiert hatte, arbeitete nach dem zweiten Staatsexamen und der Promotion zwischen 1962 und 1966 als Assistent am Rechenzentrum der TH Stuttgart. Das Zusammentreffen der Herausgeber dürfte im Umfeld von Gunzenhäusers Doktorvater Max Bense stattgefunden haben, dem wahrscheinlich einzigen Philosophieprofessor (in der BRD), bei dem man über Gunzenhäusers Thema, die Informationsästhetik Birkhoffs, zu dieser Zeit promovieren konnte.

Der Band ‚Mathematik und Dichtung' ist die erste umfassende Dokumentation seines Forschungsansatzes in deutscher Sprache. Er war ein ökonomischer Erfolg, aber nur innerhalb einer kleinen Zeitspanne. Die große Nachfrage veranlasste den Verlag, bis 1971 drei Neuauflagen bzw. Nachdrucke auf den Markt zu bringen, denen dann aber keine weiteren folgten. Der im vorigen Abschnitt erwähnte Nachfolgeband zu ‚Mathematik und Dichtung' kam nicht zustande; aus diesem Projekt ging die Gründung der ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik' (1970/71) hervor (unter Mitwirkung von Wolfgang Haubrichs und Wolfgang Klein). Die wichtigste konzeptuelle Änderungen der Zeitschrift gegenüber dem Band ist die bereits am Titel ablesbare Ersetzung von Mathematik durch Linguistik als zweite Disziplin.[25] Die ‚Zeit' von ‚Mathematik und Dichtung' liegt zwischen 1965 und ca. 1971/72.

25 Vgl. Achim Geisenhanslüke/Oliver Müller: „Linguistik als Gegendiskurs", in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 87-105, hier S. 94-97.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

V.

Die Beiträger von ‚Mathematik und Dichtung' lassen sich grob in zwei Gruppen einteilen, in Linguisten und Nichtlinguisten. Es zeigt sich, dass diese Gruppen je andere Ziele anvisieren und zu deren Erreichung spezifische Strategien einsetzen. Bei einem Blick in das Autorenregister des Bandes fällt zunächst auf, dass zwar Germanisten und Professoren, aber keine Germanistikprofessoren aufgeführt werden.[26] Die beiden deutschen Linguisten, die der Germanistik zugerechnet werden können (Bierwisch und Baumgärtner), beurteilen in ihren Beiträgen die Explikationskraft der von ihnen repräsentierten Disziplin Linguistik hinsichtlich ‚dichterischer Gebilde' betont skeptisch. Dies zusammen genommen scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass sich die deutschen Germanisten wenigstens bis 1965 darauf konzentrierten, die Linguistik entweder als eigenständige Disziplin zu etablieren oder diese Etablierung abzuwehren. Ein Übergriff auf die Literaturwissenschaft wurde von den germanistischen Linguisten als zweifelhafte Strategie tendenziell vermieden; sie hätte die Ausdifferenzierung ihrer Disziplin eher gefährdet als befördert, insofern sie die Linguistik als Bedrohung nicht nur der philologischen Einheit hätte erscheinen lassen (was ohnehin nicht zu vermeiden war), sondern zugleich als Bedrohung einer eigenständigen Literaturwissenschaft. Die Jakobsonsche Reformulierung der Literaturwissenschaft aus strukturalistischer Perspektive[27] konnte auch dann, wenn man sie mitvollziehen wollte, nur als zweiter Schritt gelten. Jakobsons Definition der poetischen Funktion liefert laut Baumgärtner „Mittel für eine strengere Handhabung der literarischen Interpretation, [ist] als Texterklärung jedoch unzureichend"[28]. Aber selbst eine linguistische Texterklärung, die weit leistungsfähiger wäre als die Methoden, die Baumgärtner erläutert, hält er für prinzipiell defizitär gegenüber ‚Dichtung' und schließt deshalb, dass „ein Text, der linguistisch erklärt ist, nur als halbinterpretiert gelten" könne[29]. Als der Strukturalismus dann einige Jahre später Einfluss in der deutschen Literaturwissenschaft gewann[30], handelte es sich um

26 Wogegen andere Philologien durchaus mit Professoren vertreten sind, an deutschen Hochschulen: Knauer, Lüdtke; im Ausland: Levin, Jakobson.

27 Vgl. Roman Jakobson: „Linguistics and poetics", in: Thomas A. Sebeok (Hg.), Style in Language, Cambridge, Mass. 1960, S. 350-377.

28 Klaus Baumgärtner: „Formale Erklärung poetischer Texte", in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967, S. 67-84, hier S. 71; Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967 (zuerst erschienen 1965).

29 Ebd., S. 68.

30 Rhedaer Memorandum: Oktober 1969; Gründung der ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik': 1970/71; Ihwes Bände ‚Literaturwissenschaft und Linguistik': 1971-72; Gründung der Fakultäten für Linguistik und Literaturwissenschaft in Bielefeld und Konstanz: 1972.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

genau die ‚entlinguistisierte' Variante, der Baumgärtner die linguistische Erklärungskraft abspricht.

Die meisten in ‚Mathematik und Dichtung' veröffentlichten Studien erläutern oder praktizieren die Anwendung statistischer Methoden auf literarische Texte. Man gliedert sprachliches Material (meist *Schrift*material) in diskrete Einheiten (Buchstabe, Silbe, Wort, Satz) und ermittelt deren Verteilungshäufigkeiten in begrenzten Texten.[31] Die so erstellten ‚Textprofile' sind als Stil interpretierbar; sie können zur exakten Darstellung von Stilwechseln innerhalb eines Textes oder auch zur Ermittlung von Autorschaften anonym oder pseudonym veröffentlichter Texte benutzt werden. Zwei der vier Artikel im Band, die keine Mathematik enthalten, stammen von Baumgärtner und Bierwisch, die anderen beiden von Kreuzer und Jakobson. Die deutschen Linguisten halten sich also auch hier merklich zurück. Ganz anders die internationalen; sie steuern insgesamt vier statistische Analysen bei (Fónagy, Dolezel, Levin, Herdan). Zwei weitere Analysen dieses Typs stammen von den deutschen Romanisten Knauer und Lüdke, deren Untersuchungen wiederum ohne linguistische Theorie auskommen; so fehlen auch in ihren Literaturverzeichnissen die Linguisten von Saussure bis Chomsky. Da die Applikation statistischer Methoden auf ‚Dichtung' eine offenbare Einmischung in den Kompetenzbereich der Literaturwissenschaft ist, werte ich die dargestellte Verteilung als Indiz für eine ‚Ungleichzeitigkeit' der deutschen und der internationalen Philologie, die nicht allein mit einem deutschen Wissensrückstand zu erklären ist, sondern sich aus der strategisch bedingten Notwendigkeit ergibt, linguistischem Wissen symbolisches Kapital zu verschaffen. Um *innerhalb* der philologischen *Fächer* als zunächst einzigem institutionellen Spielfeld erfolgreich zu sein, muss dieses Wissen eine Unterscheidbarkeit vom literaturwissenschaftlichen Wissen aufweisen. Die Umtriebigkeit der beiden Romanisten erklärt sich also nicht einfach daraus, dass sie fachbedingt einen direkteren Draht zur internationalen Forschung haben, sondern auch daraus, dass sie keineswegs eine neue Disziplin durchzusetzen haben – die ihrerseits international genügend Renomee besitzt, um sich auch schon Mal expansiv der ‚Dichtung' anzunehmen.

Die Nichtlinguisten des Bandes verteilen sich auf diverse Disziplinen bzw. Fächer: Physik, Kybernetik, Soziologie, Allgemeine Didaktik und Pädagogik, Psychologie und Philosophie. Mit Ausnahme der letzteren handelt es sich um empirische Wissenschaften, in denen die Statistik zu den Hilfswissenschaften zählt. Der Aufsatz der Physiker Wilhelm Fucks und Josef Lauter

31 Die Zahl der Anwendungsmöglichkeiten, die W. Fucks aufzählt, ist imposant und soll auch so wahrgenommen werden: „Wortlängen, Satzlängen, Schachtelung der Sätze, Häufigkeiten von Eigenschaftswörtern, Substantiven, Verben, metrische Eigenschaften, Häufigkeiten von Abständen von verschiedenen grammatischen Bildungen, die Anordnung grammatischer Elemente in Folgen, Rhythmus, Reim, Folgen von Betonungselementen, Häufigkeiten von Übergängen zwischen Wortklassen […]." (W. Fucks: Nach allen Regeln der Kunst, S. 41.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

unterscheidet sich von den Beiträgen des Psychologen Fischer, des Soziologen Ulrich und des Didaktikers von Cube darin, dass er keine Fragestellung entwickelt, die eine Verbindung der eigenen Disziplin mit der Literaturwissenschaft anstrebt. Fucks und Lauter applizieren naturwissenschaftliche Verfahrensweisen auf ‚Dichtung' und andere Texte, um die „Formalstruktur" von Texten[32] einer „exaktwissenschaftliche[n]"[33] Analyse unterziehen zu können. Eine solche Methode ermögliche die „Untersuchung der Echtheit von strittigen Texten"[34] und die Lösung von „Probleme[n] der chronologischen Reihenfolge"[35]. So verstanden, wäre die Statistik eine Hilfswissenschaft zur Behandlung einiger, aber nicht notwendigerweise aller Fragen, die sich in der Literaturwissenschaft stellen lassen. Demnach bliebe zwar offen, was mit dem der Formalstruktur gegenübergestellten „Sinngehalt" geschehen soll, den ihre Analysen, wie sie bekennen, nicht erfassen.[36] Doch die historische Parallelisierung ihres Unternehmens mit der Mathematisierung der Physik durch Galilei[37] lässt kaum Zweifel daran aufkommen, dass sie alle Fragen, die sich nicht exaktwissenschaftlich beantworten lassen, aus dem Bezirk der Wissenschaft verbannen wollen. Denn erst, wenn die Galileische Schwelle zur Wissenschaftlichkeit überschritten ist, erreicht man jene „Objektivität", die eine „Mitteilbarkeit mit Zustimmungszwang" auszeichnet.[38] Allerdings ist auch diese nicht mehr als „sehr wünschenswert"[39]; die Physiker setzen sie nicht explizit mit Wissenschaftlichkeit gleich. Drei Jahre später geht Fucks in seinem Buch ‚Nach allen Regeln der Kunst' einen Schritt weiter. Er erklärt einerseits, dass sich der Zustimmungszwang durch den Rückbezug auf übereinstimmende Sinneswahrnehmung aller Menschen ergibt[40], ersetzt also die Dichotomie ‚Formalstruktur vs. Sinngehalt' durch die Dichotomie ‚Wahrnehmung vs. Deuten/Denken' und klammert anscheinend letzteres aus den Wissenschaften aus. Anderseits begründet er den Zustimmungszwang *auch* damit, dass sich die Übereinstimmung wissenschaftlicher Sätze mit einer Natur, deren *Wesen* gleichwohl unbekannt bleibe, durch die Beobachtung des technischen Fortschritts belegen lasse, daraus, dass „wir heute mehr können, als man früher konnte."[41] Wenn sich das Sinnen auf ‚Sinngehalte' – der ‚Geist', das ‚Denken' – täuschen kann, so doch nicht die ‚Wahrnehmung'. Wissenschaft wird somit in einer Art Doppel-Korrespondenztheorie der Wahrheit mit

32 Wilhelm Fucks/Josef Lauter: „Mathematische Analyse des literarischen Stils", in: H. Kreuzer/R. Gunzenhäuser (Hg.), Mathematik und Dichtung, S. 107-122, hier S. 109.
33 Ebd., S. 107.
34 Ebd., S. 120.
35 Ebd.
36 Ebd., S. 109.
37 Ebd., S. 107.
38 Ebd., S. 107.
39 Ebd.
40 W. Fucks: Nach allen Regeln der Kunst, S. 8.
41 Ebd., S. 141.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der anthropologischen Kategorie übereinstimmender Wahrnehmung und mit der Kategorie des technischen Fortschritts verknüpft. Fucks changiert also zwischen zwei Stoßrichtungen: exakte Hilfswissenschaft einerseits, naturwissenschaftsorientierte Reformulierung der Literaturwissenschaft andererseits – anders gesagt: einer (bescheidenen) *Erweiterung* der literaturwissenschaftlichen Methodik einerseits, einer *Verknappung* der literaturwissenschaftlichen Fragestellung andererseits.

Von Fucks stammen die meines Wissens ältesten statistischen Literaturanalysen in der BRD; sie finden sich in mehreren Publikationen, die er seit 1952 veröffentlicht hat.[42] Dass es sich bei seinen frühen Sprach- und Literaturanalyse zunächst sozusagen um ein ‚ernstes Hobby' handelte, das sich der 1902 geborene Direktor zweier physikalischer Einrichtungen[43] gönnte, weniger um einen Forschungszweig mit realistischen Zukunftschancen, geht daraus hervor, dass Fucks erst gut zehn Jahre später Nachwuchs auf diesem Gebiet zu fördern begann. In seinem Fach arriviert und mit beträchtlichem symbolischen und sozialen Kapital ausgestattet, wartet Fucks bis zum offensichtlichen Aufbruch der Germanistik nach 1966 mit der Lancierung von Nachwuchskräften auf ‚geisteswissenschaftliches' Terrain. Fucks knüpft nun (oder intensiviert) Kontakte, die seinen Zöglingen zugute kommen können.[44] Das Literaturverzeichnis seines Buches ‚Nach allen Regeln der Kunst' listet Untersuchungen seiner Mitarbeiter auf, die zwischen 1965 und 1967 veröffentlicht wurden: darunter Wilhelm Lauter, Dieter Wickmann, Walter Reckziegel; es fehlt noch Burghard Rieger, der später bei Fucks promovierte. Aus der Gruppe um Fucks gingen akademische Karrieren in verschiedenen Fächern hervor: Burghard Rieger wurde Linguist, Walter Reckziegel wandte sich der Musikpädagogik zu, Roland Mix der Psychologie, Josef Lauter und Dieter

42 Die älteste mir bekannte, in Deutschland entstandene Anwendung statistischer Methoden auf Sprache hingegen stammt von Karl Knauer. Veröffentlicht wurde sie 1942 in der Zeitschrift ‚Helicon', sein „Forschungsgebiet" nennt Knauer die „Stilistik" (Karl Knauer: „Sprachwissenschaftliche Klangästhetik auf exakter Grundlage", in: Helicon. Revue Internationale des Problemes Généraux de la Littérature, Bd. IV, 1942, S. 147-160, hier S. 147.), analysiert wird die Lautverteilungen im Deutschen, Französischen, Italienischen und Mandara. Werke der Literatur werden als Lieferanten von Daten einbezogen, aber nicht als solche untersucht. Die statistische Analyse soll als eine der „Hilfswissenschaften" jederzeit „Mittel und Diener einer übergeordneten geistesgeschichtlichen Gedankenreihe" bleiben (Ebd.). Fucks scheint diese Arbeit nicht gekannt zu haben, jedenfalls zitiert er sie nicht, dafür aber eine spätere aus den 1950er Jahren (Vgl. Wilhelm Fucks: „Unterschied von Dichtern und Schriftstellern nach der mathematischen Stilanalyse", in: Sprachforum 1,3/4 (1955), S. 234-244.).

43 1. Physikalisches Institut der RWTH, Institut für Plasmaphysik der Kernforschungsanlage in Jülich.

44 Für den nicht ungünstigen Verlauf des Seminars, über den mir keine direkten Informationen vorliegen, spricht zumindest, dass Hans Glinz 1969 die wohlinformierte Einleitung zum ersten Heft des Internationalen Jahrbuchs der Germanistik mit dem Thema Literaturwissenschaft und Linguistik schrieb.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Wickmann wurden Mathematikdidaktiker. Literaturwissenschaftler wurde keiner.

Während die Gruppe um Fucks sich erst nach der Veröffentlichung von ‚Mathematik und Dichtung' konstituierte, bestand eine zweite im Sammelband mit mehreren Texten vertretene Gruppe, der Stuttgarter Zirkel um Max Bense, damals schon seit etwa zehn Jahren. Wie bereits erwähnt, gehörte Rul Gunzenhäuer zu diesem Kreis. Ein bemerkenswerte Würdigung erfährt Bense durch Arno Schmidt, der den Erzähler seines Romans ‚Die Gelehrtenrepublik' auf dem Oberdeck einer von Intellektuellen und Wissenschaftlern bevölkerten utopischen ‚Propellerinsel' ein Standbild entdecken lässt:

„Menschwardasnich – : Bense ? : Klar ! : Die Reiterstatue dort : ‚Könnten wir nich mal'n Augenblick halten ? !'. (Im Sockel die Titel seiner Werke eingegraben. (Name und Daten verstehen sich von selbst). Hinten die von ihm entscheidend geförderten ‚Jungen Talente'. Rechts, leuchtenden Antlitzes, seine Mäzene und Entdecker, freudig hinaufzeigend, á la ‚Na, was hab ich gesagt!?'. Im linken Seitenfeld, dekorativ gefesselt, böswillige Rezensenten, über jedem seine asymmetrisch geknebelte Neidfratze: sehr fein!)"[45]

Zu Benses Werken gehört ein Aufsatz in ‚Mathematik und Dichtung'; auf die Rezensenten, keineswegs nur böswillige, wird weiter unten zurückzukommen sein. Was die geförderten jungen Talente angeht, so handelt es sich in erster Linie um eine Gruppe von Künstlern und Wissenschaftlern, die Bense an der Technischen Hochschule Stuttgart um sich versammelte. Seit Mitte der 1950-er Jahre besaß das dortige Rechenzentrum eine Rechenmaschine des Typs ‚Zuse 22', an der sich sowohl Texte analysieren als auch Compterkunstwerke generieren ließen.[46] In diesem Umfeld findet man neben Schriftstellern (Eugen Gommringer, Reinhard Döhl, Yüksel Parzakaya, Ludwig Harig) und Computerkünstlern (Georg Nees, Frieder Nake) auch Mathematiker und Kybernetiker (Rul Gunzenhäuser, Siegfried Maser); locker assoziiert sind des weiteren die an der selben Hochschule tätigen LiteraturwissenschaftlerInnen Martini, Kreuzer und Käte Hamburger. Die Stuttgarter Gruppe ist nicht allein interdisziplinär, sie überschreitet auch die Grenzen des akademischen Feldes in Richtung auf das künstlerisch-intellektuelle Feld.

Die theoretische Grundlegung dieser Überschreitung formuliert die Informationsästhetik von Bense und Elisabeth Walter. Bense entwickelt eine „moderne Ästhetik"[47], die „ästhetische Zustände"[48] als „physikalische Zustän-

45 Arno Schmidt: Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe 1. Romane Erzählungen Gedichte Juvenilia, Bd. 2, S. 221-349, Die Gelehrtenrepublik, Zürich 1986, hier S. 291f. Gesamtausgabe Zitate.

46 Elisabeth Walther: Max Bense und die Kybernetik [internet-quelle: http://www.das-deutsche-handwerk.de/s/bensekybernetik.htm vom 09.01.2003, aus: Computer Art Faszination, 1999, S. 360.]

47 Max Bense: „Zusammenfassende Grundlegung moderner Ästhetik", in: H. Kreuzer/R. Gunzenhäuser (Hg.), Mathematik und Dichtung, S. 313-332, hier S. 313.

48 Ebd., S. 314.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

de“[49] von geringer Wahrscheinlichkeit und hoher Ordnung bestimmt. Damit ist die Dichotomie von Natur und Kunst traditioneller Ästhetiken restituiert, aber auf physikalische (thermodynamische) Begriffe gebracht: Natur neigt zur Entropie, Kunst zur Ordnung. Die Elemente, deren Korrelationen berechnet werden, sind Zeichen im Sinne von Peirce. Da Zeichen hergestellte und nicht (natur-)gegebene Objekte sind, ist ihre Wertung interpretanten-relativ und exakt-messbar. Jede Wertung beinhaltet demnach einen Bezug auf den Interpretanten, ganz gleich, ob es sich dabei um den Sender oder den Empfänger der Nachricht handelt. Benses Theorie lässt sich daher ebenso als Produktions- wie als ‚Analyse'-Ästhetik auffassen und ermöglicht damit, dass die sonst weitgehend akzeptierte Grenze von Wissenschaft und Kunst noch einmal durchlässig werden kann.

Im Vergleich zeigen sich Ähnlichkeiten und Unterschiede der Zirkel. Im Mittelpunkt stehen mit Fucks und Bense Mentoren, die derselben Altersgruppe angehören, darum herum finden sich Nachwuchswissenschaftler, denen neben einem Forum des intellektuellen Austauschs auch eine gewisse institutionelle Absicherung für die (karrieremäßig riskante) Beschäftigung mit unkonventionellen Themen geboten wird. Beide Zirkel sind jenseits der institutionellen Grenzen der Philologien angesiedelt. Sie unterscheiden sich in mehreren Hinsichten:

(a) der Bensekreis ist der ältere, die Gruppe um Fucks entstand erst in den späten 1960er Jahren;
(b) die Arbeiten der Bensegruppe sind wissenschaftstheoretisch anspruchsvoller, wissenschaftspraktisch aber weniger ambitioniert als die des Kreises um Fucks;
(c) die Fucksgruppe besteht fast ausschließlich aus Physikern, der Bensekreis ist deutlich heterogener zusammengesetzt. Bis zur Veröffentlichung von ‚Mathematik und Dichtung' scheinen Fucks und Bense keine Notiz voneinander genommen zu haben.[50] Erst die Monographie ‚Nach allen Regeln der Kunst' von 1968 nennt Titel von Mitarbeitern Benses im Literaturverzeichnis, das nun auch deutlich umfangreicher ausfällt als in früheren Veröffentlichungen von Fucks. Offenbar hat der Sammelband die nicht nur räumlich, sondern auch sozial divergenten Zirkel einander näher gebracht; der Schulterschluss lässt sich als strategischer Zug interpretieren, der eine nun mit mehr Ernsthaftigkeit betriebene Mathematisierung der Literaturwissenschaft gegen wachsenden Widerstand in den Philologien stärken soll.

49 Ebd.

50 In den vier Aufsätzen der Bensegruppe (Bense, von Cube/Reichert, Gunzenhäuser, Walther) fehlt jeder Hinweis auf die Arbeiten von Fucks, und umgekehrt zeigt ein Blick in Fucks Bibliographien aus den 1950er Jahren, dass Anregungen eher von der internationalen (mathematischen und kybernetischen, nicht linguistischen) Forschung als von der gleichzeitig mit ähnlichen Fragen befassten Bensegruppe ausgingen.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

VI.

Nachdem im letzten Abschnitt eine ‚Innenansicht' von ‚Mathematik und Dichtung' gegeben wurde, komme ich im Folgenden auf die Reaktionen zu sprechen, die der Band in der Fachöffentlichkeit ausgelöst hat. Die Auseinandersetzungen um die mathematische Literaturwissenschaft spielten sich in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre ab. Dass sich der Ansatz weder als Hilfswissenschaft noch als ‚exakt'-wissenschaftliche Neubegründung der Literaturwissenschaft durchsetzen konnte, ist auf Feldprozesse zurückzuführen, die sich einerseits in den Rezensionen zum Sammelband und zu anderen mathematisch-literaturwissenschaftlichen Publikationen spiegeln, andererseits zu einem (gewiss kleinen) Teil von ihnen mitbestimmt wurden.

Den Anfang machte Ulrich Kneipp in der Mai-Ausgabe von ‚Text und Kritik' 1966. Er antizipiert ein Problem, dem die Applikation mathematischer Methoden auf Literatur ausgesetzt sei: „Mathematische Untersuchungen ästhetischer Realitäten, wie etwa der Dichtung, stoßen noch immer auf Mißtrauen, wenn nicht gar auf Abneigung. Und zwar so, als käme das Kunstwerk, das untersucht wird, dabei zu Schaden."[51] Diese Befürchtungen übersähen jedoch, dass „lediglich der Versuch gemacht wird, gewisse formale Tendenzen von Kunstwerken mit mathematischen Verfahren zu untersuchen".[52] Um die genannten Bedenken weiter zu zerstreuen, zitiert er ausführlich aus Kreuzers Einleitung: „Es geht nicht um eine Ablehnung tradierter […] Betrachtungsweisen, […] sondern um die Frage, ob noch andere Methoden der Textanalyse […] für die bessere Sicherung und präzisere Formulierung wenigstens partieller Resultate der älteren Methoden nutzbar sind."[53] Kneipp hält der antizipierten Kritik entgegen, dass „diese ‚kombinierte' Methode […] nicht nur die Literaturwissenschaft mit ihren Ergebnissen enorm bereichern, sondern auch weitgehendst objektivieren"[54] werde. Dass mit der weitgehenden Objektivierung zunächst eher eine Verknappung (eine Beschränkung auf formalisierbare Eigenschaften) als eine Bereicherung einherzugehen scheint, wird durch das Kreuzerzitat verdeckt, das die älteren Methoden überall in ihrem Recht lässt, wo die neuen keine Reformulierung ihrer „partielle[n] Resultate" erlauben. Die kombinierte Methode ist bei Kreuzer und Kneipp nicht dasselbe. Für Kreuzer müsste sich letztlich in der wissenschaftlich Praxis zeigen, wie weit die Objektivierung ohne eine Verknappung zu bewirken gehen kann und genau dieser ‚zukunfts-offenen' Auffassung des Wertes von ‚Mathematik und Dichtung' unterschiebt Kneipp seine ‚Prognose' einer weitgehenden Objektivierung. Kneipp erzeugt somit eine Spannung zwischen der weitgehenden Objektivierung der Literaturwissenschaft einerseits und der exakten Analyse allein der formalen Tendenzen von Kunstwerken andererseits; beides lässt

51 Ulrich Kneipp: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: Literatur und Kritik 2 (1966), S. 59-60, hier S. 59.

52 Ebd.

53 Zit. n. Kneipp, ebd.

54 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

sich zwar vereinbaren, aber nur, wenn man entweder die Verknappung der analysierenden Wissenschaft akzeptiert und die kombinierte Methode, wie Kreuzer sie versteht, verwirft, oder wenn man eine Objektivierbarkeit traditioneller Methoden annimmt, die sich auf einen gemeinsamen Angelpunkt der objektiven und der tradionellen Methoden stützt. Dieser Angelpunkt ist bei Kneipp das jeder Methode vorgängige Kunstwerk, von dessen Integrität aus sich auf Seiten der Wissenschaft die kombinierte Methode als Übergangskontinuum einer fortwährenden Transformation der „tradierten" in formale Methoden denken ließe. Bereicherung ist, so verstanden, Bereicherung an Präzision. Diese Konzeption bedarf der schroffen Trennung von Wissenschaft und Gegenstand, von der aus Kneipp die Schadensresistenz des Kunstwerks begründet, denn würde der Gegenstand als etwas konzipiert, was eine Wissenschaft im Rahmen ihrer Theorie selbst bestimmt, dann fehlte der Fixpunkt, von dem aus sich die Reformulierung als Übersetzung und Transformation rechtfertigen und vor der Gefahr der Verknappung schützen ließe. Kneipps neue Literaturwissenschaft braucht also nicht nur die Gegenstandsaussagen der alten, sie braucht auch deren Gegenstandsbegriff des integeren Kunstwerks.

Am 7. Oktober 1966 veröffentlicht die Germanistin Marianne Kesting einen Verriss des Sammelbandes in der ZEIT. Wie Kneipp, so geht auch Kesting von einem dichterischen Kunstwerk aus, an dessen Konstitution die Literaturwissenschaft unbeteiligt ist, entwickelt daraus aber eine Zurückweisung der mathematischen Literaturwissenschaft. Kesting zufolge liegen die „Grenzen der Methode" darin, dass die den mathematischen Verfahren zugrundeliegende Konzeption von „Norm" und „Abweichung" Dichtung, insbesondere „ästhetisch moderne Dichtung", nicht adäquat erfassen können: „Es erscheint völlig hoffnungslos, für die unendlichen Möglichkeiten der Abweichung, die gerade das Charakteristische des jeweiligen dichterischen Textes ausmachen, je eine mathematische Formel zu finden".[55] Sie identifiziert den Band als Beitrag zur „‚strukturellen' oder ‚mathematischen' Linguistik", die in mehreren Praxisbereichen „bereits konkrete Anwendung […] gefunden hat"[56]. Als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft, das praktische Relevanz besitzt, scheint diese Linguistik Anerkennung zu verdienen, ebenso als Hilfsmittel der Literaturwissenschaft (Edition, Autorschaftsprüfung). Nicht aber als literaturwissenschaftliche Methode: „Alles Geschriebene, von der Bibel bis zum Leitartikel […], Ezra Pound oder Rabelais ist ‚Text' – natürlich. Vergleicht man solche Texte ‚strukturell', so kann nichts anderes herauskommen als eine Forschungsplatitüde."[57] Was fehlt, ist „der Sinn für Art und Qualität des Textes. Wenn nicht zwischen struktureller Aufschlüsselung und dem Inhalt des Tex-

55 Marianne Kesting: „Die Quadratur des Kreises. Der vergebliche Flirt zwischen Dichtung und Mathematik [Rezension]", in: Die ZEIT vom 07.10.1966, Nr. 41, S. 30.

56 Ebd.

57 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tes eine Beziehung hergestellt wird, muß das Ergebnis sinnlos bleiben.“[58] Die Grenze zwischen Wissenschaftstypen wird durch die Charakteristik ihrer Gegenstände begründet; Literaturwissenschaft ist wesentlich auch Literaturkritik, zu der das subjektive Geschmacksurteil der Kritikerin gehört. Wenn man „das Material der Sprache absolut setzt, von Inhalt, Beschreibung oder Deutung also absieht“[59], wie es eine „formalisierte Poesie“ nach dem „Credo“ Max Benses zu tun hätte, erhält man „allenfalls technisches Kunstgewerbe“[60]. Ohne es deutlich zu machen, lenkt Kesting damit den Blick auf eine Schwäche in Benses Ästhetik, die zugleich eine allgemeine Theorie der Bedingungen von Kritik und eine poetologisch-kritische Begründung einer bestimmten Poesie sein will.

Um Kestings Kritik an N. Ulrichs Beitrag zu ‚Mathematik und Dichtung‘ entspann sich eine kleine Kontroverse mit Kreuzer, die in der ZEIT vom 25. November abgedruckt wurde. Kreuzer verteidigt den Soziologen Ulrich, der ein Verfahren vorstellt, mit dem sich das Rezeptionsverhalten von Testpersonen messen lässt;[61] Kesting bezweifelt, dass die Ergebnisse „in Bezug auf Dichtung überhaupt relevant“ seien;[62] Kreuzer verweist darauf, dass die verwendeten Auswahlkriterien wie „persönlich – unpersönlich“ der „herkömmlichen Literaturkritik“ entnommen seien;[63] Kesting returniert, dass es auch „in der ‚herkömmlichen Literaturkritik‘ […] Schwachköpfe gibt.“[64] An diesem Abtausch ist interessant, dass in ihm die Elemente einer Rezeptionstheorie der Literatur bereitliegen, aber auch Kreuzer in Ermangelung einer solchen Theorie und der in ihr formulierten neuen Gegenstandsbestimmung Kestings Trennung einer soziologischen und einer literaturwissenschaftlichen Fragestellung letztlich nicht aufheben kann.

Im Ausland wird der Band offen als Versuch einer Linguistierung des Literaturstudiums begrüßt, zum Beispiel von Jeffrey Ellis in der Zeitschrift ‚German Life and Letters‘ (1966/67).[65] Um diese Darstellung geben zu können, muss sich Ellis in seiner Besprechung ganz auf die Beiträge von Bier-

58 Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd.

61 Vgl. Helmut Kreuzer: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

62 Marianne Kesting: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

63 H. Kreuzer: Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension.

64 M. Kesting: Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension.

65 Der Ausdruck „Linguistierung“ wurde erst einige Jahre später von Jens Ihwe eingeführt und bezeichnet alle Ansätze zu einer Neu-Fundierung der Literaturwissenschaft durch linguistische Methoden, was eine Auffassung von Literaturwissenschaft als Abteilung der Linguistik einschließt (vgl. Ihwe 1970-71). Das Programm lag seit Jakobsons mehrfach erwähntem Aufsatz ‚Linguistik und Poetik‘ vor. – Eine weitere Rezension, die den Sammelband als Beitrag zur Linguistierung begrüßt, veröffentlichte F. van der Blij 1968 in den ‚Foundations of Language‘.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wisch und Dolezel konzentrieren, Franz Schmidt dagegen als Außenseiter präsentieren und die Beiträge von Fucks/Lauter und Herdan als unzureichend kritisieren.

Im Januar 1967 veröffentlicht Martin Dyck vom MIT eine ablehnende Besprechung. Als qualifiziert für die „mathematical analysis of literature“[66] kann nach Dyck nur ein Wissenschaftler gelten, der mathematisch und literaturwissenschaftlich gleichermaßen bewandert wäre. Allein diese Doppelqualifikation garantiere, dass einerseits vor den „elusive poetical phenomna“ (den nicht-zu-fassenden poetischen Phänomenen), die das Wesen der Dichtung ausmachten[67], die mathematische Analyse halt machte, während andererseits die fassbaren Phänomene der angemessensten Behandlung unterworfen würden. Es bleibe letztlich eine subjektive Entscheidung eines „literary critic or scholar with a peculiar fusion of taste, judgement, and imagination“, welche der „millions of forms and functions and configurations [which] are discernable and definable mathematically in […] a collection of poems“[68] interpretiert werden solle. Dyck verfeinert die auch von Kesting vertretene These von der Unendlichkeit des poetischen Werkes, indem er zwar eine enorme, aber begrenzte Vielzahl von messbaren Relationen, die mathematisch zugänglich sind, anerkennt, die Fähigkeit, sie korrekt auszuwählen, aber nur demjenigen zubilligt, der darüber hinaus in seiner subjektiven Person die nicht-zu-fassenden poetischen Phänomene zu wägen vermag. So lobt Dyck die „linguists with literary acumen“[69] Jakobson und Fónagy; der niedrige Formalisierungsgrad ihres Ansatzes lässt Raum für ihren subjektiven literarischen Scharfsinn. Während Dyck wie auch Kneipp das Kunstwerk als etwas konzipiert, was jeder Konzeption vorgängig ist, kann er es jedoch nicht mehr *selbstverständlich* als Gegenstand der Literaturwissenschaft identifizieren; denn dass es dieser sein soll, ergibt sich ihm daraus, dass nichts anderes „through the ages“ immer die Neugier der Literaturinteressierten geweckt habe.[70] Bemerkenswert ist, dass Kneipp, der Verteidiger von Mathematik und Dichtung, sich mit Selbstverständlichkeit auf eine disziplinäre Konzeption der Literaturwissenschaft als Wissenschaft vom literarischen Kunstwerk bezieht, die dem Angreifer Dyck zumindest begründungsbedürftig erscheint.

Ebenfalls zu Beginn des Jahres 1967 erschien in der Zeitschrift ‚Poetica‘ eine Rezension des Bochumer Germanisten Siegfried Grosse. Da Grosse nach einer „Basis für ein ‚exaktes Verfahren‘“[71] sucht, wünscht er sich den „sehr klaren, anregenden und für die Methode grundlegenden Beitrag von Max

66 Martin Dyck: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: The Germanic Review XLII,1 (1967), S. 240-246, hier S. 241.
67 Vgl. ebd., S. 240.
68 Ebd., S. 242.
69 Ebd., S. 243.
70 Ebd., S. 240.
71 Siegfried Grosse: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 1, 1967, S. 284-286, hier S. 285.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Bense […] am Beginn“[72] der Sammlung. Er beklagt den für die Literaturwissenschaft nicht akzeptablen „Verzicht auf die historische Perspektive“ (in Herdans Beitrag)[73] und die „groben“ Analysen der Stil-Statistiken.[74] Eine „„exakte Syntax““[75], d.h. wohl: eine weiterentwickelte Transformationsgrammatik, könne die „mathematische Linguistik“[76] auf eine solide Grundlage stellen. Mit diesen Erwägungen eines ‚Programms‘ für die Linguistik schließt Grosses Besprechung, die mit einer Erörterung literaturwissenschaftlicher Fragen begonnen hat. Wenn Grosse die Fundierung der statistischen Methoden in linguistischem Wissen und zugleich die historische Fundierung der Literaturwissenschaft fordert, projektiert er damit die Ausdifferenzierung der Linguistik, die sich bei Baumgärtner und Bierwisch bereits andeutet. Im ersten Absatz seines Textes greift Grosse aus der ZEIT-Debatte Kestings Bemerkung auf, dass die „Identifizierung [von Mathematik und Ästhetik] zumindest den Tod des einen Gebietes bedeutet.“[77] Grosse bemängelt Kestings Tendenz, die Methoden von ‚Mathematik und Dichtung‘ „von vornherein als nicht kompetent abzutun.“[78] Der Kritik an diesem Ausschluss, der von der These des unerschöpflichen Kunstwerks getragen wird, liegt wiederum die Forderung nach Historisierung der Literaturforschung zugrunde, die eine Fixierung auf ästhetische Gegenstande a lá Kesting nicht akzeptieren kann.

In einer weiteren Besprechung des Jahres 1968 referiert A. Closs die Inhalte mehrerer Artikel von ‚Mathematik und Dichtung‘. An Kreuzers Einleitung lobt er den interdisziplinären Zugriff und schließt sich dessen Auffassung an, die Behandlung mathematischer Aspekte des künstlerischen Ausdrucks erfordere die „‚Personalunion‘ of a perspective interpreter, a Kulturhistoriker, a scholar of mathematical linguistics and cybernetics, and a theorist of aesthetics.“[79] Closs, Dyck und Kreuzer stimmen nicht nur darin überein, dass das Arbeitsfeld nicht allein von Statistikern oder Linguisten bearbeitet werden kann, sondern auch darin, dass die „ideal solution“[80] die Vereinigung der verschiedenen Fähigkeiten in einer Person sei. Solche Hochschätzung des einzelnen Wissenschaftlers macht aus der interdisziplinären Forschung eine persönliche Angelegenheit und gehört zu den Bedingungen für die lange Verzögerung der Einsetzung interdisziplinärer Teams in den Geisteswissenschaften. Offensichtlich begünstigt diese Konzeption von Interdisziplinarität die Abbremsung disziplinärer Veränderungsprozesse.

72 Ebd.
73 Ebd.
74 Ebd., S. 286.
75 Ebd.
76 Ebd.
77 Zit. n. S. Grosse: Mathematik und Dichtung, S. 284.
78 Ebd.
79 August Closs: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Modern Language Review 63 (1968), S. 532-533, hier S. 532.
80 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Nicht nur die Hingabe an die ‚unfasslichen Phänomene der Poesie', von der Dyck berichtet, kann auf ein beträchtliches Alter verweisen, auch die „Applikation mathematischer Überlegungen auf Probleme der Dichtung ist nicht neu. Sie ist so alt wie die Tatsache, daß die Dichter selbst über ihre handwerklichen Methoden räsonnieren", wie Dieter Wunderlich 1969 in seiner Rezension zu ‚Mathematik und Dichtung' bemerkt.[81] Die Strategie der Traditionsverfertigung wird hier wie dort genutzt, um zu begründen, weshalb sich eine Wissenschaft mit einem bestimmten, als konstruktionsunabhängig konstruierten Gegenstand befassen *soll*. Auch Wunderlich vermeidet den Eindruck, der Linguistik eine alleinige Zuständigkeit für Literatur zuschreiben zu wollen. Mit Baumgärtner meint er, dass ein „linguistisch durch das Maß seiner Poetizität erklärter Text […] vom Standpunkt der Literaturwissenschaft immer erst halb interpretiert" ist.[82] Empfindlich reagiert er hingegen auf Unprofessionalität, wenn sich Linguisten ihrer schuldig machen; dem von Dyck so gelobten Fónagy wirft er vor, Korrelationen „sehr vager und zweifelhafter Art" aufgestellt zu haben.[83]

Die letzte mir bekannte Rezension des Bandes, die Gerhard F. Probst Ende 1969 für die ‚Colloquia Germanica' schrieb, ist noch einmal ein polemischer Veriss. Probst sieht eine Disproportionalität zwischen den „hochgezüchteten" Begriffsapparaten[84] und den seines Erachtens banalen Resultaten („kritische Gemeinplätze")[85] der Analytiker: „Man möchte fragen: wozu der Aufwand?"[86]. Probst wüsste, wozu, denn er bemängelt, dass „es typisch für die gesamte Richtung [ist] […], die Frage unberührt" zu lassen, „wo denn nun die Grenze zwischen einem inhaltlich banalen und einem echt dichterischen Wortkunstwerk liegt […], deren Beantwortung wir für die Bewertung zeitgenössischer Dichtung so notwendig brauchen."[87] Probsts Literaturwissenschaft versteht sich als eine Art Hochglanzvariante der Literaturkritik. Da die Linguistierung der Literaturwissenschaft die Entwicklung einer diesem Konzept gemäßen Basistheorie blockiert, ist sie Probsts Hauptgegner; zu warnen ist vor Jakobsons „programmatischer Schrift" ‚Linguistics and Poetics'[88], sowie „vor dem absurden Anspruch der Linguistik […], sie allein könne poetische Erscheinungen studieren."[89] Baumgärtners Beitrag dagegen erfreut sich auch

81 Dieter Wunderlich: „Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser (eds.), Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: Lingua. International Review of General Linguistics 22 (1969), S. 101-116, hier S. 101.
82 Ebd., S. 108.
83 Ebd., S. 102.
84 Gerhard F. Probst: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft, 1969, S. 344-353, hier S. 344.
85 Ebd., S. 353.
86 Ebd.
87 Ebd., S. 345.
88 Ebd.
89 Ebd., S. 346.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

in dieser ablehnenden Besprechung der Zustimmung, denn er zeige, dass im „dichterischen Schaffensprozeß […] so viel Irrationales enthalten [ist], daß beim ‚Rückerzeugungsprozeß' eine Menge Vermutung und Subjektivität ins System eingebaut werden muß."[90] Damit liegt Probst auf der Linie von Kesting und Dyck, Kunstwerke als etwas letztlich nur subjektiv Fassbares zu konzipieren.

Das folgende Jahr (1970) brachte noch einige Rezensionen von Publikationen, die ins theoretische Umfeld von ‚Mathematik und Dichtung' gehören und zum Teil von Beiträgern des Bandes verfasst wurden. In den ‚Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes' verreißt Erich Kalisch eine Autorschaftsstudie von Dieter Wickmann, der zu der Fucksschen Gruppe gehört. Er schließt sich dem von Schanze und Frantzen verfassten Nachwort zu Wickmanns Buch in der Auffassung an, dass bei Autorschaftsprüfungen „die historischen Methoden […] schließlich den Ausschlag geben müssen."[91] Heinz Nyszkiewicz attackiert im selben Heft Max Benses Reduktionismus mit Argumenten von Arthur Koestler und Ludwig von Bertalanffy.[92] Dass auch die ‚Subjektivisten' inzwischen wissenschaftstheoretisch argumentieren, zeigt deutlich, wie schnell sich die Spielregeln in diesen Jahren geändert haben. Als Element des Reduktionismus hebt Nyszkiewicz die Rückführung poetischer auf gesellschaftliche Prozesse hervor, die er auch bei Bense am Werk sieht. Franz Epperts Kritik an Wilhelm Fucks ‚Nach allen Regeln der Kunst', 1970 in ‚Muttersprache' veröffentlicht, richtet sich ganz und gar gegen die linguistische „Unbekümmertheit" des Verfassers: „Es fehlt einfach sprachwissenschaftliches Grundwissen. […] Von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung scheint der Verfasser noch nie gehört zu haben, ganz zu schweigen von den verschiedenen Richtungen des Strukturalismus"[93].

Das gestiegene ‚Selbstbewußtsein' der Linguisten zu Beginn der 1970er Jahre dokumentiert sich auch in Gabriele Altmanns Besprechung des Bandes ‚Statistics and Style'. Textstilistik mit mathematischen Mitteln ist für Altmann ein genuin linguistisches Arbeitsfeld, und Dolezel, der Mitherausgeber und Beiträger des Bandes ist, gilt ihr als „nicht literaturwissenschaftlich, sondern linguistisch orientiert"[94]. Wie Grosse und Wunderlich betont Altmann die Bedeutung der historischen Dimension, empfiehlt aber nun deren Erfassung mittels eines pragmatischen Kommunikationsmodells. Modelle dieses Typs

90 Ebd.

91 Erich Kalisch: „Wickmann, Dieter. Eine mathematisch-statistische Methode zur Untersuchung der Verfasserfrage literarischer Texte [Rezension]", in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35.

92 Heinz Nyszkiewicz: „Bense, Max. Einführung in die informationstheoretische Ästhetik", in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35-36, hier S. 35.

93 Franz Eppert: „Wilhelm Fucks. Nach allen Regeln der Kunst [Rezension]", in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 80,2 (1970), S. 136-138, hier S. 137.

94 Ebd., S. 279.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

werden in den folgenden Jahren alle anderen linguistischen oder statistischen Methoden in der Literaturwissenschaft weitgehend verdrängen; sie sind ein Angebot der Linguistik an eine ‚neue' Literaturwissenschaft, die sich von der Fixierung auf einen ‚heiligen Gegenstand' Dichtung lösen will.

VII.

Abschließend werde ich versuchen, meine Beobachtungen in ein Modell des sozialen Raums zu übertragen. Obwohl sich diese Modellierung aus pragmatischen Gründen den Anschein von Vollständigkeit gibt, soll sie im Sinne einer Hypothese verstanden werden, die weitere Untersuchungen bestätigen, relativieren oder widerlegen können. Es liegt auf der Hand, dass die soziologische Untersuchung eines so engen Ausschnitts der germanistischen Fachgeschichte, wie er im vorliegenden Fall gewählt wurde, keine Verallgemeinerbarkeit im Sinne einer Fallstudie beanspruchen kann. Das Modell bleibt auf dem Niveau einer systematischen Skizze ineinander greifender dynamischer Prozesse.

Auffällig ist zunächst, dass in der gesamten Debatte um ‚Mathematik und Dichtung' die sich entwickelnde germanistische Literatursoziologie kaum einmal durchschimmert; für ihre Vertreter scheint der mathematische Ansatz kein Problem gewesen zu sein. Ebenso fehlen sprachphilosophische Ansätze, die zwar in der Folgezeit weniger offensichtlich die literaturwissenschaftliche Theoriebildung geprägt haben, aber zu einem Gesamtbild der Sechziger-Jahre-Germanistik gehören. Die Auseinandersetzung umfasst Linguistik, Ästhetik, Mathematik. Den Rahmen, in den daher alle weiteren Beobachtungen eingepasst werden müssen, bildet die Durchsetzung einer ‚exaktwissenschaftlichen' (‚quantitativ'-strukturalistischen, textanalytisch oder transformationsgrammatisch orientierten) Linguistik und einer Literaturwissenschaft, die eine ‚weiche' Variante des Strukturalismus mit semiotischen Kommunikationstheorien und sozialgeschichtlichen Fragestellungen kombiniert (an die progressive hermeneutische Theorien wie die Rezeptionsästhetik anschließen können).

In den Äußerungen Kaisers, von Wieses und Staigers zeigt sich sowohl die Skepsis etablierter Literaturwissenschaftler gegenüber der modernen und zeitgenössischen Literatur, als auch, dass dieser Gegenstand für sie unausweichlich geworden ist. Sein symbolisches wie auch soziales Kapital nehmen innerhalb der Germanistik spätestens ab Mitte der 1950er Jahre zu; 1964 wird er für würdig befunden, auf einem Germanistentag behandelt zu werden. Die Bedeutung insbesondere der zeitgenössischen Literatur ist ab 1966 so groß, dass die Unfähigkeit, ihren ästhetischen Wert zu klären, als Argument gegen ‚Mathematik und Dichtung' fungieren kann, und zwar in Kombination mit der konservativen Konzeption des ‚unerschöpflichen Kunstwerks'. Letztere teilen Kesting und Probst mit Staiger, wenden sich aber zugleich implizit gegen

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

dessen ‚Zürcher Bannfluch'.[95] Die literaturkritische Einmischung, die sie anstreben, gehört zu den Strategien des Praxisbezugs; sie unterscheidet sich von derjenigen der ‚Ideologiekritiker' aber darin, dass sie das Kunstwerk als ästhetischen, nicht als gesellschaftlichen Gegenstand werten will. Neu an der Variante ist auch, dass sie die Notwendigkeit der Wertung erstmals ausdrücklich formuliert und sogar mit einiger Selbstverständlichkeit als Argument vorbringt, was auf einen gewissen Etablierungsgrad schließen lässt, während in einer Literaturwissenschaft à la Staiger das Wertungsproblem eher unterdrückt worden war. Die Wiedererkennbarkeit des Gegenstandes sichert der neuen Strategie in dieser Variante den Anschluss an traditionelle Positionen; sie ebnet zugleich der gesellschaftskritischen Variante den Weg, indem sie der Strategie des Praxisbezugs soziales und symbolisches Kapital sichert.

Auf den Gegenstand der traditionellen Literaturwissenschaft beziehen sich zugleich auch die Strategen der Verwissenschaftlichung. Sie greifen Gegenstandsbegriff und Gegenstandsaussagen in unterschiedlich deutlicher Weise auf, eliminieren aber vom Begriff alles, was sich dem Ziel der Galileiisierung der Literaturwissenschaft nicht fügt. Fucks' Kommentator Kneipp führt vor, wie auch hier der Anschluss an die Tradition gelingen könnte: als Transformation ihrer Aussagen. Genau gegen die Möglichkeit dieser Transformation richten sich die Attacken von Kesting, Dyck und Probst. Es geht in diesem Streit um das symbolische Kapital von ‚Positivität' vs. ‚Unerschöpflichkeit', und es geht, unter der Hand, auch um die Bestimmung des Gegenstandes der Literaturwissenschaft: nicht allein um den Begriff von Dichtung, sondern auch darum, ob und unter welchen Voraussetzungen ‚Dichtung' dieser Gegenstand sein kann. Den Hinweis darauf, dass sie es nicht selbstverständlich ist, gibt ausgerechnet Dyck. Wie bei Wunderlich dient auch bei ihm die Strategie der Traditionsverfertigung der Unterdrückung des Problems der Gegenstandsverfertigung durch die Methode. Dass es keiner der beiden Positionen gelungen ist, die andere zu verdrängen, zeigt im Rahmen der untersuchten Texte Nyszkiewicz' Kritik an Benses Reduktionismus. Nyszkiewicz' Rückgriff auf wissenschaftstheoretische Arbeiten dokumentiert zugleich, dass 1970 jede Position durch Bekundungen von Problembewusstsein an Durchschlagskraft gewinnen zu können hoffen durfte.

Während die Frage, ob Dichtung reduktibel ist oder nicht, von der Selbstverständlichkeit getragen wird, dass sie Objekt der Literaturwissenschaft als diziplinärer Institution zu sein hat, erscheint mit der Hinterfragung dieses ‚Sollens' ein neues Problem. Wunderlich stützt seine Begründung auf Aussagen von Produzenten, Dyck auf die der „students"[96], d.h. der Rezipienten, von Literatur. Vertreter der Strategie des Praxisbezugs finden sich auf beiden Seiten, und im Lager der Verwissenschaftlichungsstrategie entspricht dieser

95 Es gibt zur Zeit der Literaturpreisrede Staigers bereits ein selbstbewusst auftretendes Wissen über zeitgenössische Literatur; ein wiederkehrendes Motiv in den Kommentaren zur Rede ist Staigers Unkenntnis dessen, worüber er sein Verdikt verhängt (Vgl. dazu: Sprache im Technischen Zeitalter, 1967, H. 22.).

96 M. Dyck: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", S. 240.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Doppelung Benses Theorie, die produktionsästhetische Aspekte und die Formulierung der Bedingung der Möglichkeit von Rezeption und Kritik auf kritisierbare Weise verbindet. Beim ‚Literaturkritiker' Probst findet Benses Aufhebung der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst implizit Zustimmung, während andererseits die ‚Literaturkritikerin' Kesting, die wie Nyszkiewicz Benses Theorie als Versuch liest, die Poetik einer neuen Literatur zu schreiben, ihre Ablehnung durch die Abwertung dieser Literatur begründet – vor dem Hintergrund eines Kunstbegriffs, der sicherlich alles andere als ‚progressiv' ist. Während Probst Bense als Ästhetiker liest, der eine der Literaturkritik hinderliche Scheidung beseitigt, verstehen Kesting und Nyszkiewicz seine Arbeit als fehlgehende Literaturkritik. Nyszkiewicz beanstandet gar Benses Verbindung mit der zu seiner Zeit bereits dominanten Variante der Praxisbezugsstrategie, der soziologischen und ‚ideologiekritischen'. Die Uneinigkeit der Vertreter dieser Spielart des Praxisbezugs dürfte dazu beigetragen haben, dass sich die andere durchsetzen und damit erstmals explizit die Selbstverständlichkeit zur Disposition gestellt werden konnte, mit der die Frage nach dem Begriff von Dichtung und die Frage nach dem Gegenstand der Literaturwissenschaft bisher ineins gesetzt wurden.

Es konnte gezeigt werden, dass sich die Figur der Wissenschaftlerpersönlichkeit als Garant von Wissenschaftlichkeit in den Sechziger Jahren auch in Texten findet, die Interdisziplinarität offen propagieren. Bei Closs war interdisziplinärer Zugriff der Zugriff einer Wissenschaftlerpersönlichkeit, bei Kreuzer war von einer idealen „Personalunion" die Rede[97], andere zitieren eben diese Wendung Kreuzers affirmativ. Es liegt auf der Hand, dass diese Figur institutionelle Veränderungen verzögert, indem sie, bei Borck dann explizit, *teamwork*, wie es von den Gruppen Fucks' und Benses bereits praktiziert wird, unter Dilettantismusverdacht stellt und aus dem fachlichen Feld ausgrenzt. Dass dieser Effekt nicht immer intendiert ist, wo er produziert wird, sieht man an Kreuzers Begrüßung von „Bindestrich-Wissenschaften"[98] ebenso wie daran, dass er selbst mit Gunzenhäuser nichts anderes als ein interdisziplinäres Team bildete. Während also in der Praxis durchaus solche Teams an symbolischem Kapital gewinnen, wird dieser Gewinn durch eine personenprivilegierende ‚Hintergrundtheorie' eingeschränkt. In den Siebziger Jahren werden Fächer mit Teamorientierung (wie die Biologie) interdisziplinäre Ableger hervorbringen, die dann selbst einen festen Platz im Spektrum der Fächer einnehmen. Dass die interdisziplinären Forschergruppen, die von der deutschen Literaturwissenschaft ins Leben gerufen wurden, diese institutionelle Stabilität nicht erreicht haben, dürfte mit an der hier konstatierten engen Verkoppelung von Wissen und Fach in der Person des Wissenschaftlers gelegen haben.

Diese institutionelle Abdichtung schränkte auch den Spielraum ein, den ein Geltendmachen symbolischen Kapitals hätte haben können, das auf einem

97 Helmut Kreuzer: „‚Mathematik und Dichtung'. Zur Einleitung", in: ders./R. Grunzenhäuser (Hg.), Mathematik und Dichtung, S. 9-20, hier S. 18.

98 Ebd., S. 10.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

anderen institutionellen Feld gewonnen wurde. Daher ist es nicht verwunderlich, dass von den ‚jungen Talenten' aus den Gruppen von Fucks und Bense keines in der deutschen Literaturwissenschaft seinen Platz fand. Die Zirkel erfüllten dennoch die Funktion, soziales Kapital in Form von Beziehungen zu vermehren, und dass sie zugleich auch ihren Mitgliedern symbolisches Kapital verschafften, lässt sich an den Karrieren der Bense- und Fucksschüler ablesen. Die bei Fucks auf dem Germanistentag von 1968 beobachtbare Strategie, das symbolische Kapital aus seiner Disziplin gegen das kulturelle Kapital der Germanistik, genauer gesagt: gegen das Beharrungsvermögen des Wissens der deutschen Literaturwissenschaft, in Stellung zu bringen, dürfte nicht zuletzt deswegen einigermaßen fruchtlos geblieben sein, weil Fucks, anders als andere interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler wie die Soziologen, Psychologen oder Pädagogen, weder auf Personen- noch auf Teamebene eine ‚Fusion' seines disziplinären Wissens (der Physik) mit dem literaturwissenschaftlichen anstrebte, sondern der Literaturwissenschaft eine physikalische Hilfswissenschaft anempfahl. Im Sinne Borcks ließ sich das als Dialogangebot verstehen, im Sinne von Kesting, Dyck, Probst und anderen Kritikern als ‚feindlicher Übernahmeversuch'. Fucks' Ansatz passt zu gut in das Schema der Literaturwissenschaft, das eine Interdisziplinarität, wie sie Fucks vertritt, zu marginalisieren erlaubt.

Einen der wenigen Hinweise auf die zweite und wichtigere Variante der Strategie des Praxisbezugs enthält die Kesting-Kreuzer-Debatte. Hier trifft Kreuzers soziologisch erweiterter Begriff der Literaturwissenschaft, der die ‚Fusionsvariante' der Interdisziplinarität repräsentiert, auf eine Literaturwissenschaft, die sich über den ästhetischen Gegenstand definiert. Die Debatte ist eine kleine Momentaufnahme der Disziplin vor dem Auftreten einer Theorie, die beide Gegenstände, Text und Kontext, miteinander vermittelt: der Rezeptionsästhetik. Diese Vermittlung ermöglichte es den Literaturwissenschaften, ihr Interesse an Texten mit der Radikalisierung der Strategie des Praxisbezugs durch die Studenten von 68 zu verbinden. Gleichzeitig unterläuft die Rezeptionsästhetik die von den Studenten anvisierte Neuzuordnung symbolischen Kapitals durch Änderung der Verteilungsregeln, indem sie den Praxisbezug mit Verwissenschaftlichung vermittelt und damit das symbolische Kapital beider aneinander koppelt. Das ‚neue Selbstbewusstsein' der historischen Methoden äußert sich zaghaft bei Grosse 1967 und deutlich dann in Kalischs Verriss der Untersuchung Wickmanns aus dem Jahr 1970. Das Scheitern der 68er-Revolte, die Rückkehr der Studenten in die Universitäten und das Angebot der neuen Theorie, gesellschaftliche Praxis in Zusammenhang mit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zu konzipieren, schufen eine Situation, die der Änderung der Verteilungsregeln mit der Lockung (der Personen) durch symbolisches Kapital entgegentrat, das zwar nach den alten Regeln der Anerkennung von Wissenschaftlichkeit verteilt wurde, aber die ‚neue' marxistische Wissenschaft nicht ausschloss, sondern in ein übergreifendes Konzept eingliederte.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Die einzige Entwicklung, deren quasi gradliniger Verlauf sich an der Geschichte von ‚Mathematik und Dichtung' eindrücklich nachvollziehen lässt, ist die Ausdifferenzierung der Linguistik. Hier reicht der Bogen von der strategischen Zurückhaltung in Sachen Linguistierung im Jahre 1965 (Bierwisch, Baumgärtner) und 1966 (Grosse), die vielleicht noch 1968 plausibel erscheinen konnte (Baumgärtners Erfahrung geringer Resonanz auf dem Germanistentag), bis zum scheinbaren Widerspruch eines Desinteresses an einer solchen ‚feindlichen Übernahme' (Wunderlich, Altmann) und einer offen geforderten Linguistierung um 1970 (Ihwe). Der Widerspruch löst sich auf, wenn man bedenkt, dass diejenigen, die nun die Linguistierung betreiben, nicht Linguisten, sondern Literaturwissenschaftler sind – womit nicht bestritten werden soll, dass sie sich bei den Linguisten Unterstützung holten. Sie setzen nun die Linguistik an die Stelle der Mathematik als ‚Partnerdisziplin', exemplarisch nachweisbar am Übergang von ‚M+D II' zur ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik – LiLi'. Linguistierung, und nicht länger Mathematisierung, erscheint jetzt auch innerhalb der Literaturwissenschaft als Gegner, der eine Entwicklung blockieren kann, die man sich für diese Disziplin wünscht (Probst). Das disziplinäre Schema aber ist etabliert, die Mathematik im Weiteren für die Linguistik reserviert. Die Linguisten zeigen sich 1965 (Baumgärtner, Bierwisch) und 1967 (Grosse) an der Erarbeitung einer linguistischen Theorie interessiert und weniger an Modellen zur mathematischen Erfassung sprachlicher Realität; diese werden dann nach der Etablierung der Disziplin um 1970 bedeutsam und können jetzt auch dazu dienen, der Literaturwissenschaft einen Arbeitsbereich abzunehmen (Stilistik), der traditionell auf der Grenze zwischen Sprach- und Literaturwissenschaften gelegen war (Altmann). Sie stützen sich dabei auf eine anerkannte und hochentwickelte Theorie der Sprache, und wenn Stilistik wie von Fucks ohne deren Kenntnis betrieben wird, erfolgt umgehend die Rüge (Eppert). Durchgängig fordern die Linguisten sich selbst (Wunderlich gegen Fónagy - 1969) einen höheren Grad an formaler Strenge ab, als sie der Literaturwissenschaft zunächst (1965) zumuten (Bierwisch, Baumgärtner), später (1970) zutrauen wollen (Eppert, Altmann). Die Neigung zu exaktwissenschaftlicher Strenge äußert sich bereits 1965 in Baumgärtners Zurückweisung von Jakobsons strukturaler Literaturanalyse. Man könnte sagen, dass die Relation von symbolischem Kapital und Wissen, die Fucks 1965 empfiehlt, von Anfang an und unabhängig davon, wie Fucks sein Wissen fundiert und legitimiert, von der Linguistik akzeptiert und seine Durchsetzung nur in der Literaturwissenschaft auf dem Spiel gestanden hat, während gleichzeitig auf institutioneller Ebene die Linguistik diese Relation und damit sich selbst als Disziplin durchsetzen musste. Zuletzt bietet auch sie (bei Altmann) der Literaturwissenschaft die Hand in Gestalt eines gemeinsam gestaltbaren pragmatischen Kommunikationsmodells. Dass die Linguistik ihrerseits keine Disziplin mit einheitlichem Profil geworden ist, dürfte institutionelle Gründe haben. Einerseits hatte sie als Sprachwissenschaft auch traditionelle Ansätze zu integrieren, andererseits ist sie als Dienstleister bei der Deutschlehrerausbildung auf eine Nationalsprache bezo-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gen. Die Ausdifferenzierung der Linguistik jedoch ging von dem Ansatz aus, der sich der Untersuchung der ‚langue' verschrieben hatte.

Literaturverzeichnis

Altmann, Gabriele: „L. Dolezel, R.W. Bailey (Eds.), Statistics and Style [Rezension]", in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 81,4 (1971), S. 276-282.

Baumgärtner, Klaus: „Formale Erklärung poetischer Texte", in: Helmut Kreuzer/ Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967, S. 67-84.

Baumgärtner, Klaus: „Grammatik und Automatentheorie", in: Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 53-60.

Baumgart, Reinhard: „Was soll Germanistik heute? Vorschläge zur Reform", in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 7-15.

Bense, Max: „Zusammenfassende Grundlegung moderner Ästhetik", in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967, S. 313-332.

Blij, Frederik van der: „H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser (Hrsg.), Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: Foundations of Language. International Journal of Language and Philosophy 4 (1968), S. 97-100.

Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/Main 1996.

Borck, Karl Heinz: „Bericht", in: Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 9-12.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1987.

Bourdieu, Pierre: Homo Academicus, Frankfurt/Main 1988.

Bourdieu, Pierre: Language and symbolic power, Cambridge, Mass. 1991.

Closs, August: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: Modern Language Review 63 (1968), S. 532-533.

Dyck, Martin: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: The Germanic Review XLII,1 (1967), S. 240-246.

Ellis, Jeffrey: „Mathematik und Dichtung [Rezension]", in: German Life & Letters. A Quarterly Review XX (1966-1967), S. 270-272.

Eppert, Franz: „Wilhelm Fucks. Nach allen Regeln der Kunst [Rezension]", in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 80,2 (1970), S. 136-138.

Gärtner, Marcus: Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, Bielefeld 1997.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Fucks, Wilhelm: Mathematische Analyse von Sprachelementen, Sprachstil und Sprachen, Köln, Opladen 1955 (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 34a).

Fucks, Wilhelm: „Unterschied von Dichtern und Schriftstellern nach der mathematischen Stilanalyse“, in: Sprachforum 1,3/4 (1955), S. 234-244.

Fucks, Wilhelm: Zur Deutung einfachster mathematischer Sprachcharakteristiken, Köln, Opladen 1956 (= Forschungsberichte des Wirtschafts- und Verkehrsministeriums Nordrhein-Westfalen 344).

Fucks, Wilhelm/Lauter, Josef: „Mathematische Analyse des literarischen Stils“, in: Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967, S. 107-122.

Fucks, Wilhelm: Nach allen Regeln der Kunst. Diagnosen über Literatur, Musik, bildende Kunst – die Werke, ihre Autoren und Schöpfer, Stuttgart 1968.

Fucks, Wilhelm: „Analysen formaler Eigenschaften von Texten mit mathematischen Hilfsmitteln“, in: Der Berliner Germanistentag 1968, Vorträge und Berichte, hg. v. Karl Heinz Borck/Rudolf Henss, Heidelberg 1970, S. 42-52.

Geisenhanslüke, Achim/Müller, Oliver: „Linguistik als Gegendiskurs“, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 87-105.

Gessinger, Joachim: „Linguistik und Studentenbewegung“, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 31-54.

Grosse, Siegfried: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 1, 1967, S. 284-286.

Haß, Ulrike: Sprachmodell und Literatur in der Sprachgermanistik der 70er und 80er Jahre, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Christoph König/Ulrike Haß, Göttingen 2003, S. 257-269.

Jakobson, Roman: „Linguistics and poetics“, in: Thomas A. Sebeok (Hg.), Style in Language, Cambridge, Mass. 1960, S. 350-377.

Kaiser, Joachim: „Grenzen des modernen Dramas“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 235-246.

Kalisch, Erich: „Wickmann, Dieter. Eine mathematisch-statistische Methode zur Untersuchung der Verfasserfrage literarischer Texte [Rezension]“, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35.

Kesting, Marianne: „Die Quadratur des Kreises. Der vergebliche Flirt zwischen Dichtung und Mathematik [Rezension]“, in: Die ZEIT vom 07.10.1966, Nr. 41, S. 30.

Kesting, Marianne: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

Knauer, Karl: „Sprachwissenschaftliche Klangästhetik auf exakter Grundlage“, in: Helicon. Revue Internationale des Problemes Généraux de la Littérature, Bd. IV, 1942, 147-160.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Kneipp, Ulrich: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Literatur und Kritik, 1966, H.2, S. 59-60.

Kreuzer, Helmut: „Mathematik und Dichtung. Kontroverse über eine Rezension“, in: Die ZEIT vom 25.11.1966, Nr. 48.

Kreuzer, Helmut: „‚Mathematik und Dichtung‘. Zur Einleitung“, in: ders./Rul Gunzenhäuser (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967, S. 9-20.

Kreuzer, Helmut/Gunzenhäuser, Rul (Hg.): Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft, München 1967 (zuerst erschienen 1965).

Lämmert, Eberhard: „Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft“, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1973, S. 77-102.

Nyszkiewicz, Heinz: „Bense, Max. Einführung in die informationstheoretische Ästhetik“, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17,1 (1970), S. 35-36.

Probst, Gerhard F.: „Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft, 1969, S. 344-353.

Schmidt, Arno: Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe 1. Romane Erzählungen Gedichte Juvenilia, Bd. 2, S. 221-349, Die Gelehrtenrepublik, Zürich 1986.

Schwingel, Markus: Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg 2003.

Staiger, Emil: „Literatur und Öffentlichkeit“, in: Sprache im Technischen Zeitalter, 1967, H. 22, S. 90-97.

Swartz, David: Culture and Power. The Sociology of Pierre Bourdieu, Chicago, London 1997.

Theilmeier, Eberhard: „Bemerkungen zum Verlauf des Berliner Germanistentages“, in: Mitteilungen des deutschen Germanisten-Verbandes 15,4 (1968), S. 6-8.

Walther, Elisabeth: „Max Bense und die Kybernetik“ [Internet-Quelle: http://www.das-deutsche-handwerk.de/s/bensekybernetik.htm vom 09.01.2003, aus: Computer Art Faszination, 1999, S. 360.]

Wiese, Benno von: „Friedrich Schiller, Erbe und Aufgabe“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965, S. 65-87.

Wunderlich, Dieter: „Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser (eds.), Mathematik und Dichtung [Rezension]“, in: Lingua. International Review of General Linguistics 22 (1969), S. 101-116.

Brief: Beate Pinkerneil an Helmut Kreuzer, 30.10.1968, DLA Marbach, Bestand H. Kreuzer, Konvolut M+D, Briefe an Helmut Kreuzer.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ingrid Gilcher-Holtey

PIERRE BOURDIEU UND JÜRGEN HABERMAS ANGESICHTS DER EREIGNISSE VON 1968

Die Ereignisse haben alle Prognosen zunichte gemacht. Die Welle der Proteste, die 1968 kulminierte, war nicht vorauszusehen. Die größte Protestmobilisierung der Nachkriegszeit fand in Frankreich und in der Bundesrepublik Deutschland ohne Vor- und Frühwarnung der Sozialwissenschaften statt. Niemand hatte gedacht, dass die Bewegung, die auf den amerikanischen Campus begonnen hatte, den Atlantik überqueren und Widerhall in Europa finden würde: zunächst in den Universitäten und dann in der Gesellschaft insgesamt. Indes, konfrontiert mit der einzigartigen Dynamik einer Protestbewegung, welche die Institutionenordnung der westlichen Demokratien zu erschüttern drohte, das Repräsentationsmonopol der Parteien und intermediären Verbände in Frage stellte sowie grundlegende Annahmen der Gesellschaft der Nachkriegszeit kritisierte, nahmen zahlreiche Sozialwissenschaftler die Herausforderung an, die Ereignisse analytisch zu fassen und zu klassifizieren. Wie gingen sie vor? Welche Deutungen boten sie an? Aus der Vielzahl der Stellungnahmen, welche Sozialwissenschaftler in Reaktion auf die Protestbewegungen abgaben, greift dieser Beitrag zwei Deutungen heraus: Die Analysen von Pierre Bourdieu („Homo academicus“[1]) und von Jürgen Habermas („Protestbewegung und Hochschulreform“[2]). Gemeinsam ist den beiden Autoren, dass sie die Protestbewegung von 1968 nicht nur kommentiert und erklärt, sondern diese in gewissem Sinne durch ihre Studien – „Les héritiers“ (1964)[3] und „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962)[4] – auch inspiriert haben. Ihre Interventionen in den öffentlichen Raum während der Ereignisse ebenso wie ihre analytischen Überlegungen hinsichtlich der Ursachen und Ziele der Bewegung in Frankreich und in Deutschland sollen daher nachfolgend den Gegenstand einer vergleichenden Untersuchung bilden, die insbesondere versuchen wird, das Gewicht der nationalsozialistischen Vergangenheit als einen Unter-

1 Pierre Bourdieu: Homo academicus, Paris 1984 (dt. Übersetzung Frankfurt 1988.)
2 Jürgen Habermas: Protestbewegung und Hochschulreform, Frankfurt, 1969. Die Artikel dieses Buches sind wiederabgedruckt in: Jürgen Habermas, Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981.
3 Pierre Bourdieu: Les Héritiers, les étudiants et la culture, Paris 1964.
4 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt 1962.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schied zwischen den akademischen Feldern zu problematisieren, auf denen die beiden Autoren sich mit ihren Stellungnahmen platzierten.

I.

„Was uns vor allem trennte", stellte Bourdieu 1999 angesichts des siebzigsten Geburtstages von Habermas fest, „war die Geschichte unserer beiden Länder: Die politischen Probleme, mit denen sich 1945 ein junger Deutscher konfrontiert sah, waren nicht die unseren, wozu besonders das Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit gehört, die einem gelegentlich auch in Gestalt von Lehrern oder Kollegen entgegentrat".[5] Indem Bourdieu als ein Schlüsselelement, das beider Laufbahnen trennte, die Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Gestalt von Lehrern oder Kollegen unterstrich, wählte er als Ausgangspunkt seines Artikels für Habermas die Perspektive seiner Feldtheorie, die zur Erfassung der Stellung und Stellungnahmen eines Akteurs in einem akademischen Feld ein relationales Analyseverfahren vorschlägt. Um seine persönliche Beziehung zu Habermas zu definieren, verwandte er den Titel: „Vive le Streit".

Bourdieu hat Habermas, im Gegensatz zu Adorno, Horkheimer, Schelsky, König und Luhmann, die er nur durch die Lektüre ihrer Bücher kannte, zweimal getroffen. Die erste Begegnung fand in Frankfurt im Hause des Verlegers Siegfried Unseld statt, der im Suhrkamp Verlag 1970 einen ersten Band mit Übersetzungen von Studien Bourdieus herausgebracht hatte.[6] Zu dieser Zeit war Habermas einer der engsten Vertrauten Unselds[7] und der einzige Wissenschaftler im inneren Zirkel des Verlages, mit dem er einmal pro Woche zusammentraf, um die Strategien der Herausgabe zu diskutieren. Habermas verfügte damit über eine Position, die Bourdieu später in Verbindung mit Jérôme Lindon, dem Direktor der Editions Minuit (der von Nathalie Sarraute bis Robbe-Grillet alle Meister des „Noveau Roman" in seinem Verlag versammelt hatte), herstellte und bis zur Distanzierung und dem sich ihr anschließenden Bruch Anfang der 90er Jahre aufrecht hielt. Seit 1965 riet er Unseld, der seine Aufgabe vor allem als literarischer Verleger sah, sozialwissenschaftliche Bücher zu edieren und eine spezielle Reihe herauszugeben – Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft (stw). Es war diese Reihe, die seit den 70er Jahren die meisten Übersetzungen der Werke Bourdieus vereinen sollte. Das zweite Treffen fand – durch die Vermittlung von Hubert Dreyfus und Paul Rabinow – in Paris statt. Es war, wie Bourdieu in seinem letzten Buch „Ein soziologischer Selbstversuch" konstatierte, „sicherlich ein sehr freundliches Treffen", er behielt jedoch „eine ziemlich durchwachsene Erinnerung" daran.[8] Bourdieu beschreibt den Einfluss Habermas' auf seine Forschung als „unendlich weniger

5 Pierre Bourdieu: „Vive le Streit", in: Süddeutsche Zeitung vom 18.06.1999.
6 Pierre Bourdieu: Zur Soziologie symbolischer Formen, Frankfurt 1970.
7 Peter Michalzik: Unseld. Eine Biographie, Berlin 2002.
8 Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt 2002, S. 10-11.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gegenwärtig und bedeutend“ als denjenigen anderer Forscher wie Cicourd, Labov, Darnton und Tilly. Er betont, dass er immer versucht habe, „die Strategien eines doppelten Spiels und doppelten Gewinns all jener zu vermeiden, die sich gerne als ‚Soziologe und Philosoph‘ bezeichnen, ohne jedoch explizit Habermas‘ Namen zu nennen.“[9]

Zwei Jahre zuvor, in seinem Artikel zu Habermas’ Geburtstag 1999, hatte Bourdieu vor allem versucht, „die Grundlage gemeinsamer Fragestellungen“ herauszustellen: die Abgrenzung von der „damals triumphierenden“, von Talcott Parons, Paul Lazarsfeld und Robert Merton dominierten amerikanischen Sozialwissenschaft, aber auch die Rezeption von Georg Lukács, die kritische Reflexion der Werke Martin Heideggers sowie die Auseinandersetzung mit dem Marxismus. Als „geteilte Erfahrung“ stellte er zudem die „zweifellos sehr späte Entdekkung“ dar, „daß das universitäre Leben in Europa auf ziemlich arrogante Weise in geschlossenen Kreisen zirkulierte“, und drückte schließlich seine Bewunderung aus für die „logische und moralische Strenge“ der Stellungnahmen Habermas‘ zu Belangen der Öffentlichkeit. Ausdrücklich verwies er in diesem Zusammenhang auf Habermas‘ Auseinandersetzung mit der Studentenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland.[10] Habermas antwortet in seinem Artikel unmittelbar nach dem Tode Bourdieus, dass er „die Vitalität dieses Geistes, seine Bereitschaft, Konflikte auszuhalten bewundert“ habe. „Am tiefsten berührt“ habe ihn zudem, „dass sich der Analytiker und Forscher, der seine nächste akademische Umgebung aus exotischer Distanz beobachten konnte, in einen ganz altmodischen Humanisten verwandelte, sobald er sich erregte und die Perspektive des Beobachters zugunsten des leidenschaftlich Beteiligten aufgab.“[11] Diese gegenseitige Anerkennung der beiden Forscher fordert die Frage heraus, ob es, selbst wenn sie verschiedenen akademischen Feldern angehörten, Gemeinsamkeiten zwischen Habermas und Bourdieu in Bezug auf die universitäre Welt und ihre kritischen Stellungnahmen zu dieser Welt gab?

Der nachfolgende Beitrag wird daher im ersten Teil zunächst diejenigen Punkte in den Stellungnahmen Bourdieus’ und Habermas’ skizzieren, die beide Forscher verbinden, bevor in einem zweiten Teil die divergierenden Analysen der Protestbewegung von 1968 umrissen werden. Abschließend soll der Versuch unternommen werden, die unterschiedlichen Interventionspraktiken der beiden Forscher in den Mobilisierungsprozess der 68er-Bewegung durch eine – an Bourdieus Feldtheorie orientierte – Skizze des Feldes der Soziologie in der Bundesrepublik zu erklären.

9 Ebd., S. 88-89.

10 P. Bourdieu: Vive le Streit, a.a.O.

11 Jürgen Habermas: „Humaniste engagé“, in: Le Monde vom 26.01.2002, S. 19.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

II.

Geboren 1929 bzw. 1930, gehören Habermas und Bourdieu derselben Generation an. Sie haben ihre universitären Studien nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen, indem sie sich für die Philosophie entschieden haben, die zu jener Zeit die „Königsdisziplin" war, und haben sich – fast zur selben Zeit[12] – Ende der 50er Jahre zur Soziologie hin orientiert. Als Soziologen haben sich beide in ihren er'sten Forschungen mit der Soziologie der universitären Welt beschäftigt. Habermas evaluierte und kommentierte eine empirische Untersuchung über „den politischen Habitus" der Studenten in Deutschland gegen Ende der 50er Jahre[13], Bourdieu studierte die Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheiten durch das höhere Bildungswesen. War ihr Erkenntnisinteresse ebenso unterschiedlich wie ihre Forschungsmethode, lässt der Vergleich ihrer Studien jedoch eine gemeinsame Schlussfolgerung zu: Weder Habermas noch Bourdieu sahen die Studenten als wichtigen politischen Faktor an. Beide Forscher konzentrierten ihre Aufmerksamkeit vielmehr auf die staatlichen Initiativen, die Universitäten zu reformieren: auf die Pläne zur Demokratisierung der Universitäten (durch die Erweiterung des Zugangs zur höheren Bildung für die benachteiligten Klassen), in Frankreich eingeleitet, in Deutschland diskutiert seit dem Ende der 50er Jahre, sowie auf die technokratischen Versuche, die strukturelle Unfähigkeit der traditionellen Universität zu überwinden, sich durch eine umfassende Reform des Bildungssystems zur Massenuniversität zu entwickeln. Das gemeinsame Interesse der beiden Forscher richtete sich darauf, die Barrieren abzubauen, die der Beteiligung der benachteiligten Klassen am Bildungssystem entgegenstanden. Die Strategien und Mittel, die sie während der sechziger Jahre vorschlugen, um die Benachteiligung aufzuheben, sind vergleichbar. Habermas kritisierte den Plan zur Einrichtung einer „Förderstufe" als unzureichend und scheinobjektiv, solange dieser nicht von einer „Erziehung der Erzieher" begleitet wurde, die mit der Auslese der Schüler in der an die Grundschule anschließenden Förderstufe befasst waren.[14] Bourdieu, der die Auffassung teilte, dass die technokratischen Projekte der Bildungsreform die sozialen Mechanismen weiterbestehen ließen, die zum Ausschluss der benachteiligten Klassen führten, schlug seinerseits zur Überwindung der Ungleichheit von Kindern aus verschiedenen Milieus u.a. die Einführung von Sprachunterricht bereits in den Vorschulen vor, um das

12 Habermas 1956, als er Adornos Assistent in Frankfurt wurde, Bourdieu 1957 während seines Militärdienstes in Algerien.

13 Jürgen Habermas/Ludwig von Friedeburg/Christoph Oehler/Friedrich Weltz: Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein der Studenten, Neuwied 1961.

14 Jürgen Habermas: „Konservativer Geist – und die modernistischen Folgen (1959)", in: ders., Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981, S. 41-57, hier S. 43.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ungleiche verbale Ausdrucksvermögen abzubauen.[15] Retrospektiv betrachtet, erscheint es wie eine List der Vernunft, wenn Habermas, von Bourdieu als Philosoph der Sprache charakterisiert, in den sechziger Jahren anstrebt, die Auslesekriterien für die mit der Auslese Befassten zu verändern, Bourdieu hingegen, bekannt als Experte des Bildungswesens, darauf besteht, „verbalen Ausdrucksübungen" einen zentralen Platz im frühen Sozialisationsprozess von Kinder einzuräumen, um die Ungleichheit auf dem Gebiet von Erziehung und Bildung zu überwinden. Indes, es waren die technokratischen Pläne, die beide herausforderten, einzugreifen, Position zu beziehen und Stellungnahmen zu formulieren, die – wie später am Beispiel Habermas' präzisiert werden soll – durch die Stellung beeinflusst waren, die sie jeweils im akademischen Feld innehatten.

Eine weitere Übereinstimmung zwischen beiden existiert bei der angenommenen Notwendigkeit, das Zuteilungssystem staatlicher Unterstützungen zu verändern und eine nicht spezialisierte Bildung aufrechtzuerhalten und neu zu definieren: Habermas plädierte für ein „Studium generale", Bourdieu signierte einen Appell, der eine „wirklich kulturelle Bildung" forderte. Ihre Argumentationsstrukturen waren einander nah. Der von Bourdieu signierte Appell verknüpfte die reale Tragweite einer Veränderung des Schulsystems an den Grad, in dem es gelang, „die Effekte des Klassenerbes zu minimieren durch die Neubestimmung der vermittelten Inhalte".[16] Habermas setzte sich für eine „kritische Aneignung der geschichtlichen Zusammenhänge" ein, „aus denen unsere Gegenwart die Zukunft bestreiten muß"[17], um eine unkritische Wiederaneignung, Reproduktion und Vermittlung desjenigen kulturellen Erbes zu vermeiden, welches die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ermöglicht hatte. Bourdieu und Habermas waren und wollten „Anti-Hérétiers" (Anti-Erben) sein. Den Akzent, den Habermas in seinem Kampf gegen die unkritische Übernahme des historischen Erbes auf die Notwendigkeit einer Vergangenheitsbewältigung legte, spiegelte die spezifische Situation im Nachkriegsdeutschland wider, aber seine Stellungnahme schlug sich auch in einer wissenschaftlichen Tradition einer Kritik der Klassengesellschaft nieder. Der Widerspruch dieser Gesellschaft hatte, wie Habermas 1961 in seinem Vorwort zur Untersuchung über den Habitus der Studenten feststellte, mit dem Zurücktreten des offenen Klassenkonflikts seine Gestalt geändert. Er präsentierte sich jetzt als „Entpolitisierung der Massen bei fortschreitender Politisierung der Gesellschaft selbst".[18] Die Universität hatte, aus seiner Sicht, diesen Prozess der Entpolitisierung unterstützt. Die Orientierung des Bildungssystems auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Industrie, die die Reformpläne der Universi-

15 Pierre Bourdieu: „Einige Hinweise für eine Politik der Demokratisierung (1968)", in: ders., Interventionen 1961-2001. Sozialwissenschaft und politisches Handeln, 2 Bde., Hamburg 2003, Bd. I, S. 74-78, hier S. 76.

16 Pierre Bourdieu: „Aufruf zur Bildung von Generalständen in Unterricht und Forschung", in: ders., Interventionen, Bd. I, S. 67-74, hier S. 70.

17 J. Habermas: Konservativer Geist, S. 50.

18 J. Habermas u.a.: Student und Politik, S. 34.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

täten vorsahen, riskierte, diese Entpolitisierung noch zu verstärken in dem Maße, in dem sie versuchte, eine Art „historischer Unbildung“ zu etablieren.

III.

Als im Inneren der Universität die Spannungen und Krisen aufbrachen, die, bedingt durch das Anwachsen der Studentenzahlen sowie die strukturelle Unfähigkeit der Institution auf die technokratischen Reformplänen zu reagieren, einen Prozess der Protestmobilisierung unter den Studenten in Frankreich und Deutschland auslösten, waren Bourdieu und Habermas junge Professoren. Bourdieu war 1964 zum „directeur d'études“ der VI. Sektion des EPHE (heute die EHESS) gewählt worden, Habermas im selben Jahr Max Horkheimer auf den Lehrstuhl „Philosophie und Soziologie“ der Universität Frankfurt gefolgt, nachdem er zwischen 1962 und 1964 als Philosophieprofessor an der Universität Heidelberg gelehrt hatte. Gemeinsam war beiden jungen Professoren, eine Formierung als Assistenten bei Professoren erhalten zu haben, die während der Nazizeit emigriert waren (Adorno in die USA, Aron nach Großbritannien) und nach dem Krieg die Rolle von Intellektuellen im klassischen Sinne wahrnahmen, mithin sich einmischten in Dinge, die sie „nichts angehen“ (Sartre).[19] Adorno war im Radio und im Fernsehen präsent, Aron machte eine Karriere als Journalist und Herausgeber des „Figaro“, bevor er Ende der 50er Jahre an die Sorbonne berufen wurde. Dennoch mischte sich nur Habermas, als die Mobilisierung der Studentenbewegung begann, in diese Bewegung ein. Bourdieu blieb – abgesehen von seiner Partizipation am „Aufruf zur Bildung von Generalständen in Unterricht und Forschung“[20] – schweigsam. Warum?

Das Engagement von Habermas ist beeindruckend. Er schreibt 1964 das Vorwort eines analytischen und programmatischen Buches, das von Mitgliedern des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) verfasst wurde. Dieses Buch, „Hochschule in der Demokratie“, präsentiert die Vision einer Universitätsreform[21], die von Mitgliedern einer Gruppe erarbeitet worden ist, die sich als Teil einer intellektuellen Neuen Linken versteht, diese zu repräsentieren beansprucht und zur wichtigsten Trägergruppe der Studentenbewegung in Deutschland werden wird. Wie Wolfgang Abendroth, Professor für politische Wissenschaft an der Universität Marburg, ehemaliges Mitglied der KPD und „wohl der einzige offene und entschiedene sozialistische Professor an einer bundesrepublikanischen Hochschule“[22], hat Habermas, der sich bei Abendroth

19 Jean-Paul Sartre: „Plädoyer für die Intellektuellen“, in: ders., Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950-1973, Reinbek 1995, S. 90-149, hier S. 91.

20 P. Bourdieu: Aufruf zur Bildung von Generalständen in Unterricht und Forschung.

21 Wolfgang Nitsch/Ute Gerhard/Claus Offe/Ulrich K. Preuß: Hochschule in der Demokratie. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt 1965.

22 Rolf Wiggershaus: Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986, S. 617.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

habilitiert hatte, die Diskussion mit dieser Gruppe gesucht, die seit 1961 durch einen Unvereinbarkeitsbeschluss von der SPD getrennt war. Habermas hat als einfacher Kommentator oder als Debattenleiter an den Diskussions- und Arbeitskreisen des SDS teilgenommen. Er hat die Kritik des SDS an den Notstandsgesetzen auf den Kongressen „Notstand der Demokratie" (1966) und „Demokratie vor dem Notstand" (1967) geteilt und verstärkt.[23] Er hat im Rahmen des im Mai 1966 vom SDS organisierten Kongresses „Vietnam – Analyse eines Exempels" gegen den Vietnamkrieg Stellung genommen[24], nachdem er bereits zuvor – im November 1965 – als Mitglied einer Gruppe von Schriftstellern, Künstlern und Akademikern vehemente Kritik an der Unterstützung des Militärengagements der USA in Vietnam durch die Bundesregierung unter Kanzler Ludwig Erhard geübt hatte.[25] Ohne zu zögern, identifizierte er sich mit der Außerparlamentarischen Opposition, als diese sich Ende des Jahres 1966 parallel zur Bildung der „Großen Koalition" von SPD und CDU/ CSU formierte. „Wir haben Grund, die neue Regierung zu fürchten", argumentierte er in einem Manifest mit dem Titel: „Thesen gegen die Koalition der Unmutigen mit den Machthabern".[26] Mehrfach verteidigte er das Recht der Studenten auf politische Meinungsfreiheit in den Universitäten[27] und legte im Rechtsstreit um das „politische Mandat" der Studenten ein Gutachten „Zur politischen Verantwortung der Wissenschaftler" vor.[28] Seiner Meinung nach hatte der Siegeszug der positiven Einzelwissenschaften in den akademischen Disziplinen die praktisch-politische Bildung, welche durch die geistigen Väter der preußischen Universitätsreform als „Einbildung der Vernunft in das praktische Handeln mündiger Individuen" konzipiert war, von den wissenschaftlichen Lernprozessen abgespalten. Die Folge war eine „Entpolitisierung des Bildungsbegriffs" und die Entstehung eines ohne Zusammenhang mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung politisierten Fachmanns: des „für politische und gesellschaftliche Instanzen fungibel gewordenen Spezialisten."[29]

Versucht man eine Zwischenbilanz zu ziehen, so lassen sich drei Punkte akzentuieren:

Erstens: Die Abfolge seiner Stellungnahmen zeigt, dass Habermas bereits engagiert ist, bevor die Protestwelle im Mai 1968 ihren Höhepunkt erreicht.

23 Wolfgang Kraushaar: Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail, I: Chronik, II: Dokumente, III: Aufsätze und Register, Hamburg 1998, hier I, S. 200.

24 Ebd., S. 232.

25 Ebd., S. 226.

26 W. Kraushaar, Frankfurter Schule und Studentenbewegung II, S. 216-217.

27 Vgl. u.a. Jürgen Habermas: „Universität in der Demokratie – Demokratisierung der Universität auf den Universitätstagen in Berlin im Januar 1967", abgedruckt in: ders., Kleine politische Schriften, 134-156.

28 Vgl. dazu Jürgen Habermas/Albrecht Wellmer: „Zur politischen Verantwortung der Wissenschaftler", in: Ulrich K. Preuß, Das politische Mandat der Studentenschaft, Frankfurt 1969, S. 133-138.

29 Vgl. ebd., S.138.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Er ist eine Bezugsperson für die Studenten der intellektuellen Neuen Linken und handelt als autonomer junger Intellektueller in der Öffentlichkeit (seit den 50er Jahren). Er zieht junge Forscher an (wie Oskar Negt, Claus Offe, Ulrich Oevermann), mischt sich in politische Angelegenheiten ein und antwortet auf Anfragen und auf Sorgen der Studenten, indem er Stellungnahmen formuliert, die Analyse und orientierendes Nachdenken verbinden. Neben Adorno wird er – nachdem Horkheimer in den Ruhestand getreten ist – mehr und mehr als zentrales Mitglied der Frankfurter Schule wahrgenommen, und er bestärkt diese Position durch sein Engagement in dem von Adorno initiierten „Positivismusstreit".[30] Er verfügt somit bereits über ein bedeutendes „symbolisches Kapital" im deutschen akademischen Feld.

Zweitens: Das „Institut für Sozialforschung" in Frankfurt, das die Proteste nicht vorausgesehen hat, wird seit Beginn der Studentenbewegung zu einem Zentrum der Unruhe. Habermas ist umgeben von Studenten und aktiven Assistenten, die die Protestbewegung unterstützen. Während Bourdieu als „directeur d'études" an der VI. Sektion der EPHE in einer am Rande der Universität und der Probleme der Studenten gelegenen Einrichtung tätig und somit relativ weit vom Geschehen entfernt ist, befindet sich Habermas mittendrin. Er muss reagieren und er reagiert mehrere Male und auf mehreren Ebenen: auf der Ebene der Debatten

a) des Instituts für Sozialforschung der Universität Frankfurt (bei mehreren Treffen im großen Amphitheater),
b) der Stadt Frankfurt, die unter anderem den Sitz der Metallgewerkschaft IG-Metall beherbergt, deren Chefs Teil der Außerparlamentarischen Opposition sind, sowie
c) auf nationaler Ebene (Stellungnahmen auf Tagungen, Versammlungen an anderen Universitäten etc.) sowie
d) auf internationaler Ebene.[31] Während Adorno ein Flucht- oder Ausweichverhalten zeigt, d.h. direkte Konfrontationen mit den Studenten zu vermeiden sucht (auch wenn ihm das nicht immer gelingt), ergreift Habermas das Wort. Einer seiner Vorteile gegenüber anderen Soziologen in Deutschland ist die Tatsache, dass er über einen analytischen Rahmen verfügt, die Unruhe und die Aktionen der Studenten zu interpretieren, und über ein kulturelles Kapital, das er als Instrument der Analyse und der kognitiven Orientierung nutzen kann. Er bezieht sich auf die Kategorien seiner Habilitationsschrift „Strukturwandel der Öffentlichkeit".

Diese Schrift entfaltet den sozialen Struktur- und politischen Funktionswandel der Öffentlichkeit, die nicht länger durch die Kommunikation autonomer

30 Theodor W. Adorno u.a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, München 1968.

31 Vgl. Jürgen Habermas: „Studentenproteste in der Bundesrepublik (Vortrag im Goethe Institut in New York)", in: Kleine politische Schriften, S. 217-238.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Staatsbürger konstituiert, sondern lediglich temporär erzeugt (z.B. durch Wahlen) sowie demonstrativ und manipulativ beeinflusst wird durch organisierte Interessen (Verbände, Parteien) sowie durch die Massenmedien, die das Bewusstsein der Bevölkerung auf private Vorgänge und personalisierte Beziehungen lenken. Die Interessen breiter Schichten auf den Privatbereich ablenkend, ist die entpolitisierte Öffentlichkeit, aus seiner Sicht, die funktionsnotwendige Grundlage einer die Stabilität des Wachstums sichernden Politik, welche die praktisch folgenreichen Fragen der politischen Diskussion entzog. Ausgehend von dieser Analyse weist Habermas den Studenten die Funktion eines Störfaktors in einer Demokratie zu, deren Kontrollmechanismen „nicht oder nicht zureichend arbeiten".[32] Die Studenten reagieren, aus seiner Sicht, auf „pragmatische Unterlassungen" und mithin „kompensatorisch" auf Versäumnisse der Parteien, der Presse und der Regierung. Sie bringen dergestalt zu Bewusstsein, „was die offiziellen Instanzen absichtslos oder auch mit Vorsatz aus dem politischen Bewußtsein ihre Bürger aussperren und vielleicht sogar aus ihrem eigenen Bewußtsein verdrängen".[33] Gegen „Verschleierung" aufbegehrend, rücken sie politische Ereignisse in eine theoretische Perspektive, ohne die sie als politische Ereignisse gar nicht begriffen werden können.[34] Das Ziel, das die Studenten mit ihren Aktionen verfolgen, ist, aus seiner Sicht: die „Politisierung der Öffentlichkeit".[35]

Drittens: Habermas sieht sich als Mitglied der Außerparlamentarischen Opposition, die in Deutschland in Form dreier interagierender Teilbewegungen in Erscheinung tritt: der Studentenbewegung, der Kampagne für Abrüstung (Ostermarschbewegung) und der Opposition gegen die Notstandsgesetze. Erst nach den Ereignissen vom 2. Juni 67 (in deren Kontext Habermas den Begriff „Linksfaschismus" prägte[36]) und nach seiner Stellungnahme mit dem Titel „Die Scheinrevolution und ihre Kinder" (Pfingsten 68) distanzieren sich die Studentenbewegung und seine eigenen Assistenten von ihm.[37] Habermas gerät „zwischen zwei Stühle". Er verteidigt die Protestbewegung gegen die Unterdrückung des Staates und unterstreicht die „neue Sensibilität" der Studentenproteste, die, aus seiner Sicht, an „Systemproblemen" rühren, sowie „die phantasiereiche Erfindung neuer Demonstrationstechniken", die es erlauben, Kritik wirksamer auszudrücken.[38] Zugleich markiert er jedoch klar die

32 Jürgen Habermas: „Rede über die politische Rolle der Studentenschaft auf dem Kongreß ‚Hochschule und Demokratie' (1967)", in: ders., Kleine politische Schriften IV, 205-212, hier 208.

33 Ebd., S. 207.

34 Ebd., S. 208.

35 Vgl. dazu Jürgen Habermas: „Die Scheinrevolution und ihre Kinder", in: ders., Kleine politische Schriften, S. 249-260, hier S. 250-251.

36 Vgl. Jürgen Habermas: „Diskussionsbeiträge (1967)", in: ders., Kleine politische Schriften, S. 213-214.

37 Vgl. dazu Oskar Negt (Hg.): Die Linke antwortet Jürgen Habermas, Frankfurt 1968.

38 J. Habermas, Die Scheinrevolution und ihre Kinder, S. 253, 251.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Grenzen der Demonstrationstechniken, indem er davor warnt, „die sublime Gewalt der Institutionen durch Herausforderung in manifeste Gewalt umzuwandeln“.[39]

Provokative Aktionen, die das Risiko der Menschenverletzung in Kauf nehmen, bedeuten für ihn ein Spiel mit dem „Terror“, bei dem die Studentenopposition nur unterliegen und ihren Bewegungsspielraum verlieren kann. In einer Situation, die weder vor- noch nachrevolutionär sei, willentlich die manifeste Gewalt herauszufordern, komme so seine These, einer „voluntaristischen Ideologie“ gleich, die man 1848 utopischen Sozialismus genannt habe, unter den gegenwärtig gegebenen Umständen aber „linken Faschismus“ nennen müsse.[40] Zwar modifiziert er diese Stellungnahme später – am 13. Mai 68 –, aber immer hebt er hervor, dass keine Rede sein könne von einem „Sturm auf die Bastille“.[41] Wenn man die Frankfurter Schule als Feld innerhalb des Feldes der Soziologie betrachtet, positionierte sich Habermas mit dieser Stellungnahme zwischen Horkheimer und Adorno auf der einen und Marcuse auf der anderen Seite.

Viertens: Die Differenz zwischen Habermas und Marcuse, auf die sich dieser Beitrag konzentriert, um die Kämpfe innerhalb des Subfeldes und die Besonderheit der Stellungnahmen Habermas‘ zu charakterisieren, erklärt sich

a) aus unterschiedlichen Einstellungen zur Gewalt, die im Mobilisierungsprozess der Studentenbewegung diskutiert und angewandt wurde, sowie
b) durch unterschiedliche „negative Bezugsereignisse“, die ihre jeweilige Wahrnehmung der Bewegung beeinflussten. Ausgehend von seinem Buch „Der eindimensionale Mensch“, in dem er die „große Weigerung“, die Verneinung der universellen Gesellschaft, als Ursache und treibende Kraft der Studentenbewegung ansah, unterschied Marcuse zwischen repressiver und progressiver Gewalt und legitimierte letztere; während Habermas gewaltsame Aktionen jeder Art als Gefährdung des Handlungsspielraumes der Protestbewegung sowie der Freiheiten, welche die demokratische Verfassung im Nachkriegsdeutschland garantiert, kritisierte und ablehnte.

Unterschiedliche „negative Bezugsereignisse“ nehmen entscheidenden Einfluss auf die Wahrnehmung der Handlungsmöglichkeiten der Protestbewegungen. Marcuses Sichtweise der Ereignisse wird beeinflusst durch die, aus seiner Sicht, nicht vollendete, stecken gebliebene Revolution von 1918/19, an der er als Mitglied des Soldatenrates von Berlin-Reinickendorf mitwirkte. Warum die Revolution scheiterte, bildete eine zentrale Frage seiner Forschungen; eine Frage, die er mehr und mehr auf die psychischen Bedingungen der Revo-

39 J. Habermas, Diskussionsbeiträge, S. 213, 215.
40 Ebd., S. 214.
41 Ebd., S. 215-216.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lution zuspitzte und die er schließlich in „Der eindimensionale Mensch“ umfassend beantwortet zu haben glaubte. Sein Credo war, dass die Kritische Theorie die Tendenzen einer anderen Gesellschaft zeichnen und darüber hinaus in Aktion umschlagen konnte. Den Punkt, wo es galt praktische Konsequenzen aus der theoretischen Erkenntnis zu ziehen, wollte er erleben und aktiv mitgestalten. „Wir wissen (und sie – die Studenten – wissen)“, schrieb er an Adorno, „daß die Situation keine revolutionäre ist. Aber die Situation ist so grauenhaft, so erstickend und erniedrigend, daß die Rebellion gegen sie zu einer biologischen, psychologischen Reaktion zwingt: man kann es nicht mehr ertragen, man erstickt und muß sich Luft machen. Und diese frische Luft ist nicht die ‚eines linken Faschismus‘ (contradictio in adjecto), es ist die Luft, die wir (wenigstens ich) einmal atmen möchten.“[42]

Wird Marcuses Blick auf die Ereignisse durch die Anfänge der Weimarer Republik geleitet, ist Habermas’ Sicht durch den Zusammenbruch der Weimarer Republik infolge der nicht verteidigten verfassungsrechtlichen Grundlagen der ersten deutschen Demokratie geprägt. Seine Stellungnahmen (welche mögliche Reaktionen der Regierungsinstanzen auf die Protestbewegung antizipierten) werden jedoch auch durch seine Erinnerung an den Nationalsozialismus beeinflusst, an dem er als Mitglied der Hitlerjugend teilnahm, sowie durch seine Erfahrung der Befreiung vom Nationalsozialismus. „Ich selbst“, erklärte er in einem Interview 1979,

„bin ein Produkt der ‚reeducation‘, und ich hoffe kein negatives. Ich möchte sagen, daß wir damals gelernt haben, daß der bürgerliche Verfassungsstaat in seiner französischen oder amerikanischen oder englischen Ausprägung eine historische Errungenschaft ist. Das ist ein wichtiger biographischer Unterschied zwischen denen, die miterlebt haben, wozu eine halbherzige bürgerliche Republik, wie die Weimarer Republik, führen kann und denjenigen, die ihr politisches Bewußtsein erst später gebildet haben.“[43]

Er brachte damit noch einmal auf den Begriff, was ihn 1967/68 von Teilen der studentischen Protestbewegung trennte: die Verteidigung der „historischen Errungenschaft“ des Verfassungsstaates, die „Respektierung der immer noch Freiheit und Recht garantierenden Verfassungsinstitutionen“. Von einer „Pseudo-Demokratie“ zu sprechen, wie Marcuse, vermochte er – auch in Kenntnis der Defizite und Schwächen der politischen Demokratie in der Bundesrepublik – nicht.

Diese politische Orientierung wurde von vielen anderen Soziologen in Deutschland geteilt, die, zwischen 1928 und 1930 geboren und häufig der sog. „Flakhelfergeneration“ subsumiert, Anfang der 60er Jahre Professoren geworden waren. Wie Habermas kämpften sie, konfrontiert mit den Studentenpro-

42 Marcuse an Adorno, Brief vom 5. April l969, in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 18, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1996, S. 718-720, hier S. 719.

43 Interview mit Jürgen Habermas in: Detlef Horster, Habermas zu Einführung, Hamburg l990, S. 101.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

testen, in den Universitäten gegen die studentische Kritik an der Universität, traten sie in Diskussionen mit den Studenten ein, vermochten aber nicht, öffentliche Stellungnahmen auf vergleichbare Weise zu formulieren und unmittelbare Analysen der Unruhen zu liefern. Um die besondere Rolle der Frankfurter Schule und vor allem diejenige Habermas' angesichts der Ereignisse von 68 zu erklären, ist es daher notwendig, den Blickwinkel und die Untersuchungsperspektive nochmals zu verändern und die Situation innerhalb des Feldes der deutschen Soziologie (die Beziehungen zwischen den konkurrierenden Positionen) in die Analyse einzubeziehen.

IV.

Die Skizze des Feldes der Soziologie kann in diesem Zusammenhang nur partieller Natur sein.[44] Sie kann nur Fragmente des Zustandes der Kräfteverhältnisse zwischen den Akteuren sichtbar machen, die die Struktur des Feldes definieren. Versucht werden soll daher lediglich, die konkurrierenden Akteure dieser Disziplin und die Spannungen zu erfassen, die einen Machtkampf um die Definition der Soziologie auslösen, sowie den Einfluss der Mobilisierung der 68er Bewegung auf das soziologische Feld darzustellen, um die Besonderheit der Rolle von Habermas zu erklären.

Die Akteure: Anfang der 60er Jahre können drei Akteurstypen unterschieden werden. Zunächst die Gruppe der Soziologieprofessoren, die während des Nationalsozialismus in Deutschland gelebt und mehr oder weniger am System des Nationalsozialismus teilgenommen haben, woher der Name der „alten Nazis"[45] kommt, der ihnen oft gegeben wurde – wie Helmut Schelsky, Wilhelm E. Mühlmann, Gerhard Mackenroth. Neben ihnen gibt es die Gruppe der Emigranten (wie René König, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno) und schließlich die „jungen Türken", die Professoren der Flakhelfergeneration, die ihr Studium erst nach dem Krieg begannen und durch die amerikanische Soziologie beeinflusst wurden (wie Erwin K. Scheuch, Ralf Dahrendorf und M. Rainer Lepsius). Die Spannungen zwischen den drei Gruppen vermischten sich mit internen Konflikten zwischen den Emigranten. Die Mitglieder des „Instituts für Sozialforschung" in Frankfurt, „die Heilige Familie" genannt,

44 Einen Gesamtüberblick über die Entwicklung bietet Rainer M. Lepsius: „Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1967", in: Günther Lüschen (Hg.), Deutsche Soziologie seit 1945. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS) 1979. Für biografische Informationen siehe auch zwei Bücher, die autobiografische Skizzen deutscher Soziologen enthalten: Karl Martin Bolte: Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration, (Sonderheft 11 von Soziale Welt) Baden-Baden 1998; Christian Fleck: Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen, Opladen 1996.

45 Vgl. Ralf Dahrendorf: Über Grenzen. Lebenserinnerungen, München 2002, S. 175.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sprachen nicht mit dem Emigranten René König, Professor für Soziologie in Köln und Herausgeber der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie", den sie als „Positivisten" einstuften. König sprach seinerseits niemals mit Schelsky aufgrund dessen Nazivergangenheit.[46] Obwohl durch verschiedene Methoden und Laufbahnen getrennt, waren Schelsky, Horkheimer/Adorno und König als Wortführer der konkurrierenden Gruppen vereint durch den gemeinsamen Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus. Alle drei wollten durch ihre Forschung über die soziale Welt dazu beitragen, die Strukturen zu überwinden, die das Naziregime ermöglicht hatten, und sie forderten in ihrem Kampf für die öffentliche Anerkennung der Soziologie als Sozialforschung für ihre Disziplin praktisch-politische Kompetenzen.[47]

Spannungen und Machtkämpfe um die Definition der Soziologie: Das Institut für Sozialforschung in Frankfurt unterschied sich einerseits von den rein „soziologisch-empirischen" Forschungen Königs, die es als „positivistisch" klassifizierte, und andererseits von der „neuen Metaphysik" Schelskys, der die Soziologie, aus Sicht der Frankfurter Gruppe, in eine „Planungswissenschaft" verwandeln wollte, die sich in Kooperation mit der Verwaltung darauf beschränkte, die Grenzen der Planung aufzuzeigen und „das Gesollte" mit „dem Erreichten" zu identifizieren. Die Definition der Soziologie, die das Frankfurter Institut im Gegensatz dazu durchsetzen wollte, ging von einer Verbindung zwischen der Soziologie und der Philosophie, d.h. zwischen den amerikanisch-empirischen Methoden und denjenigen der deutschen Philosophie, aus. Es vertrat die Auffassung, dass eine „kritische Soziologie" sich nicht damit zufrieden geben könne, „sichtbar zu machen, was sowieso geschieht und was gar nicht zu ändern ist". Vielmehr müsste sie, wie Habermas ausführte, „am Bestehenden" sichtbar machen, „was es nicht ist".[48] Diese Position unterschied sich von derjenigen, die den Ausgangspunkt der Ende der 20er Jahre gegründeten Forschergruppe gebildet hatte. Tatsächlich hatten Horkheimer und Adorno „die Vorstellung von einer besseren Gesellschaft" aufgegeben sowie die Überzeugung, dass die Wissenschaft eine Antwort auf die Fragen geben könne, was eine gute Gesellschaft sei und warum man sie erstreben sollte. Die „neue kritische Theorie", von Horkheimer Anfang der 40er Jahre proklamiert, trat nicht mehr ein für die Revolution, und gab den Standpunkt auf, dass allein eine bessere Gesellschaft die Bedingung für wahres Denkens herstellen kann.[49] Wissenschaft, so Horkheimers Credo, konnte nicht be-

46 Ebd.

47 Vgl. dazu Clemens Albrecht/Günter C. Behrmann/Michael Bock: Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt 1999, S. 176 ff.

48 Jürgen Habermas: „Kritische und konservative Aufgaben der Soziologie (1962)", in: ders., Theorie und Praxis, Frankfurt 1978, S. 290-306, hier S. 301-303.

49 Vgl. Max Horkheimer: „Kritische Theorie gestern und heute", in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 8, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1985, S. 336-357.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

stimmen, was richtig sei, sondern lediglich aufzeigen, was „falsch" war.[50] Revolutionen würden zu einem neuen Terrorismus führen. In einer Gesellschaft, die sich zu einer total verwalteten Welt entwickelt hatte, galt es daher, wie er bereits Ende der dreißiger Jahre erkannt hatte, „zu bewahren, was positiv zu bewerten wahr: die Autonomie der einzelnen Person, die Bedeutung des einzelnen, seine differenzierte Psychologie, gewisse Momente der Kultur".[51] An dieser Position hielt er auch in der Nachkriegszeit fest. Dennoch waren die Differenzen, die die Frankfurter Schule von anderen Gruppen der Disziplin trennten, sehr ausgeprägt als Anfang der 60er Jahre Macht- und Konkurrenzkämpfe begannen, die, unter dem Titel der „Positivismusstreit", die Notwendigkeit einer empirische Studien orientierenden Theorie problematisierten.

Einfluss der Mobilisierung: Eine der Folgen der Transformation der „kritischen Theorie" in die „neue kritische Theorie" bestand darin, dass Horkheimer und Adorno die Werke der ersten Periode des Instituts für Sozialforschung nicht veröffentlicht hatten. Selbst die Bände der „Zeitschrift für Sozialforschung" (1932-1941), die das Institut während der Emigration veröffentlicht hatte, wurden nach dem Krieg nicht aus dem Keller des neuen Institutsgebäudes in Frankfurt, in dem sie deponiert worden waren, herausgeholt. Erst während des Mobilisierungsprozesses einer intellektuellen Neuen Linken in der Bundesrepublik Deutschland – parallel zum „Positivismusstreit" – fand eine Wiederentdeckung dieser Texte durch Studenten statt, die zu den Trägergruppen der 68er Bewegung gehörten. Theoretische Elemente dieser Texte sowie zwei neue Bücher von Marcuse – „Der eindimensionale Mensch" und „Kritik der reinen Toleranz" – trugen zur kognitiven Orientierung der Studentenbewegung bei.[52] Die verspätete Wiederentdeckung der frühen Texte des Instituts für Sozialforschung, als Raubdrucke reproduziert und von einer Minderheit verteilt, die mehr und mehr als zentraler Faktor eines neuen Mobilisierungsprozesses anerkannt wurde, hatte zwei Folgen. Erstens: Etablierte Verlage reagierten und publizierten autorisierte Fassungen der Schriften, so dass die Kritische Theorie verstärkte Verbreitung fand. Zweitens: Die Veröffentlichung der Texte des jungen Horkheimer und des jungen Adorno konfrontierte das Institut für Sozialforschung, das zu einem der entscheidenden Vektoren im Prozess der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland geworden war, mit seiner eigenen Vergangenheit. Während der „Positivismusstreit", unterstützt durch die Studenten, der die Hörsäle eroberte und die Position des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt bestärkte, sah dieses sich daher mit divergierenden Standpunkten seiner eigenen Tradition konfrontiert. Der interne Streit über die Frage, welches die „wahre" Theorie der Frankfurter Schule sei, wurde

50 Max Horkheimer: Zur Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft, ebd., S. 324-335, hier 331.

51 M. Horkheimer: Kritische Theorie gestern und heute, S. 341.

52 Vgl. Ingrid Gilcher-Holtey: „Kritische Theorie und Neue Linke", in: dies., 1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft (Sonderheft 17 von Geschichte und Gesellschaft), Göttingen 1998, S. 168-187.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

intensiviert und dramatisiert durch die Texte und Erklärungen von Marcuse, der die Neudefinition der kritischen Theorie nie geteilt hatte.

Horkheimer und Adorno hatten ihrerseits Marcuse nie, wie dieser erhofft hatte, eine Anstellung am Institut angeboten.[53] Ihre Haltung gegenüber Marcuse resultierte einerseits aus einer „gewissen Reserviertheit" gegenüber der Heidegger-Vergangenheit Marcuses[54], andererseits aus methodischen Differenzen. Weder Horkheimer noch Adorno hatten jemals Marcuses Annahme geteilt, dass die Elemente der neuen Form der bestehenden Gesellschaft innewohnten und damit deren Transformation in eine freie Gesellschaft vorbereiteten.[55] Dieser philosophische Dissens wurde überlagert durch politische Differenzen, die ihren Ursprung in der Ost-West-Polarisierung der Nachkriegszeit, dem Kalten Krieg und insbesondere in der Einschätzung der Rolle der USA hatten.[56] Von den Studenten als Professor der Neuen Linken bewundert, wurde Marcuse durch Horkheimer vehement kritisiert, der das Buch „Der eindimensionale Mensch" als eine Art Mischung von „Marx und Jesajah"[57] kommentierte und dem Autor „Pseudoradikalismus" und Verantwortungslosigkeit vorwarf.[58]

Habermas' Rolle: Es war Habermas, der sich in diesen internen Konflikt einschaltete, um die Gruppe wieder zusammenzuführen. Zwar teilte auch er „den existentialistischen Moment" nicht, den Marcuses Theorie enthielt, sah aber in Marcuses Werk „Der eindimensionale Mensch" den Versuch, „jene Analysen der spätkapitalistischen Gesellschaft, die dem spezifischen Ansatz der Frankfurter Soziologie folgen, in einen systematische Zusammenhang zu bringen".[59] Es stellte mithin, aus seiner Sicht, eine konsequente Weiterentwicklung der Kritischen Theorie dar. Indem er eine „Anti-Festschrift" mit Beiträgen organisierte, die sich mit Marcuses Werk auseinander setzten[60], verband er sich mit Marcuse im Streit um die Rolle und Aufgabe der Kritischen Theorie. Die Anerkennung des Beitrages von Marcuse zur Entwicklung der Kritischen Theorie kam einer verspäteten Konsekration gleich und zeigte zugleich Habermas' Autonomie im Verhältnis zu Horkheimer und Adorno, die keinen Beitrag im Rahmen der „Anti-Festschrift", „Antworten an Herbert Marcuse", veröffentlichten. Habermas' autonome Rolle innerhalb der Frank-

53 Vgl. dazu R. Wiggershaus: Die Frankfurter Schule, S. 515-518.
54 Marcuse war zwischen 1928 und 1932 an der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg Heideggers Assistent.
55 R. Wiggershaus: Die Frankfurter Schule, S. 561.
56 Ebd.
57 Max Horkheimer, „‚Das Reich der Freiheit' (Oktober 1967)", in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 14: Nachgelassene Schriften 1949-1972, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1988, S. 443.
58 Max Horkheimer: „Die Pseudoradikalen (Juni 1967)", in: ebd., S. 413.
59 Ebd.
60 Jürgen Habermas (Hg.): Antworten an Herbert Marcuse, Frankfurt 1969.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

furter Schule spiegelt sich auch in seinen Stellungnahmen zu politischen Themen wider, beispielsweise zum Vietnamkrieg.[61]

Versucht man zusammenzufassen, kann man feststellen, dass sich Habermas in den 60er Jahren nicht nur formell, als Nachfolger auf dem Lehrstuhl Horkheimers, in die Tradition des Instituts für Sozialforschung einschreibt, sondern als jemand, der, seine Unabhängigkeit gegenüber den Gründern wahrend, die Besonderheit dieses Ansatzes verteidigt und entwickelt. Was er von der Tradition des Instituts fortschreibt, ist zudem das intellektuelle Engagement: das vom Institut in der Nachkriegszeit beanspruchte Mandat, sich in politische Angelegenheiten einzumischen, um den unpolitischen Habitus zu überwinden, der die meisten Hochschullehrer angesichts des Nationalsozialismus ausgezeichnet hatte. Stellt man in Rechnung, dass sich die Ereignisse von 68 in Deutschland in einer Situation abspielten, in der die Anhänger der Protestbewegung neofaschistische Tendenzen aufkeimen sahen und die Kritiker der Bewegung die Trägergruppen mit den Faschisten verglichen, kann man sagen, dass es diese (dramatische/dramatisierte) Situation war, die Habermas zur Stellungnahme zwang. Indes, es war seine Position in der Gesamtheit des Feldes, die seine Stellungnahmen im Subfeld, welches die Frankfurter Schule bildete, sowie im soziologischen Feld allgemein prägte. Es war sein – im Laufe des „Positivismusstreits" gewonnenes und mit seinem Lehrstuhl verbundenes – symbolisches Kapital sowie sein kulturelles Kapital als Autor von „Strukturwandel der Öffentlichkeit", das er in den Auseinandersetzungen einsetzte.

Und die anderen Soziologen? Habermas verfügte – und das unterschied ihn von den „jungen Türken", die sich um die Industriesoziologie gruppierten – über eine spezielle Kompetenz in Form eines Interpretationsschemas der Unruhen. Unter den Soziologen seiner Generation reagierte nur Erwin K. Scheuch direkt auf die Protestbewegung mit der Herausgabe des Buches „Die Wiedertäufer der Wohlfahrtsgesellschaft".[62] Scheuch konzentrierte sich in seinem Beitrag zu diesem Buch auf eine Kritik der Ideologie der Neuen Linken, die er als „junge Leute von rechts" bezeichnete. Mario Rainer Lepsius entwickelte in dem von Scheuch edierten Band eine Kritik der „institutionalisierten Trägheit" der Soziologie" vor drängenden Gegenwartsfragen, um daran eine Ursache des Unbehagens der Studenten an dieser Disziplin festzumachen, die im Prozess ihrer Expansion seit 1960 viele Erwartungen geweckt hatten.[63] Ralf Dahrendorf, der in seiner Autobiographie feststellt, dass er viele Standpunkte und Stellungnahmen von Habermas geteilt habe, verzichtete 1968 auf seine wissenschaftliche Arbeit, um sich in der FDP zu engagieren und für einen Sitz im Parlament zu kandidieren. Dahrendorf, der im Nachhi-

61 Jürgen Habermas: „Zum Geleit", in: J. Habermas (Hg.), Antworten an Herbert Marcuse, S. 9-16.

62 Erwin K. Scheuch: Die Wiedertäufer der Wohlfahrtsgesellschaft, Köln 1968.

63 R. M. Lepsius: „Zum Mißverständnis der Soziologie durch die ‚Neue Linke'", in: Erwin K. Scheuch, Die Wiedertäufer der Wohlfahrtsgesellschaft, Köln 1968, S. 189-193.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nein beanspruchen wird, den „Schritt eines politischen Intellektuellen zu einem intellektuellen Politiker“ gemacht zu haben, suchte im Laufe seiner Wahlkampagne die Debatte mit den Vertretern der Außerparlamentarischen Opposition. König reagierte mit seiner „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologieforschung“ erst Anfang der 70er Jahre mit Untersuchungen über die Protestbewegung. Die „alten Nazis“, die – wie Mühlmann seit 1964 durch Studenten – angegriffen wurden, antworteten nicht unmittelbar.

Fazit: Die Rolle, die von Habermas eingenommen wird im Feld der Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, ist einzigartig. Es sind seine Zugehörigkeit zur Tradition der Frankfurter Schule, sein kulturelles und symbolisches Kapital sowie die politische Situation – ein Parlament ohne Opposition infolge der „Großen Koalition“, eine Debatte über die Verabschiedung von Notstandsgesetzen in diesem Parlament, ein durch die Kugel eines Polizisten getöteter Student, von Habermas als Zeichen eines von der Polizei ausgeübten „Terrors“ und als gewaltsame Repression einer spontanen Protestbewegung gedeutet – die erklären, warum Habermas als Vertreter der Frankfurter Schule und als Staatsbürger (dessen „negatives Bezugsereignis“ der Fall der Weimarer Demokratie war) mehrmals das Wort ergreift, um die Ereignisse von 68 zu analysieren und zu kommentieren.

V.

Bourdieu ist in keiner vergleichbaren Situation. Die französische Soziologie und die politischen Verhältnisse in Frankreich sind anders. Der Mobilisierungsprozess der Protestbewegung ist kürzer. Ein in Deutschland entscheidender Faktor – die Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit – spielt im Mai 68 keine große Rolle in Frankreich: der Gegner, General de Gaulle, seit zehn Jahren im Amt, verkörpert die Tradition des Widerstandes – eines Widerstandes, bei dem man noch nicht wahrgenommen hat, dass er den Franzosen bei der Befreiung geholfen hat zu vergessen, dass eine Mehrheit das Vichy-Regime akzeptiert hatte. Zweifellos haben die Bedingungen der Rückkehr de Gaulles zur Macht im Jahre 1958 auf die politische Sozialisation jener, die zehn Jahre später dreißig Jahre alt sind, eingewirkt. Für Letztere wurde der Algerienkrieg zur Schule ihres Engagements: ein Krieg, über den sich Bourdieu zu diesem Zeitpunkt nur wenig geäußert hat, während sein Algerienaufenthalt hingegen entscheidenden Einfluss auf seine intellektuelle Entwicklung nahm, auf seine ersten Forschungen und auf seine Wahl, Soziologe zu sein, Soziologie zu betreiben und dieser Disziplin sein Leben zu widmen. Dies genügt jedoch nicht, sein Schweigen im Jahre 1968 zu erklären.

Es lässt sich eine gewisse Verachtung Bourdieus für diejenigen seiner Kollegen und seiner soziologischen Lehrer feststellen, die sich mit der Protestbewegung verbunden haben, um dort den Status eines Sektenchefs oder Gurus zu suchen. Aber man muss sein veröffentlichtes Werk in Rechnung stellen, zunächst „Les Héritiers“ (*Die Erben*), ein Buch, das ihn in eine kriti-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sche Position bringt, als die Bewegung beginnt. Diese Position verbietet ihm, unmittelbar auf die Ereignisse zu reagieren. Zur selben Zeit – und wie eine Art von Reaktion hierauf – lenkt ihn das Konzept der Soziologie, das er entwickelt und das eine enge Verbindung von Soziologie und Philosophie ablehnt, auf die empirische Forschung, innerhalb derer er innerhalb der 70er Jahre in Frankreich zu einer zentralen, die Entwicklung vorantreibenden Instanz wird. Erst im Laufe eines langen Weges, und tatsächlich erst in den 90er Jahren nach der großen Wende von 89, in einem ganz anderem Umfeld, in dem die langen Jahre der sozialistischen Regierung und die Wahlniederlage der kommunistischen Partei nach links ein Vakuum bilden, findet Bourdieu einen Weg zu einem politischen Engagement, das als Zurückweisung der Ideologien und Praktiken der Parteien an der Macht sowie als Unterstützung aller Ausgeschlossenen der Gesellschaften konzipiert ist. Nach Sartres Tod und dem Scheitern der neuen Philosophen ist die Szene leer: er wird sie besetzen.

Bourdieu entwickelte seine Analyse des Mai 68 in Frankreich in seinem Werk „Homo academicus", das im Jahre 1984 erschien. Das Buch ist einzigartig, es existieren keine vergleichbaren Studien für Deutschland, für Italien oder die Vereinigten Staaten. Sein Modell des „kritischen Ereignisses" und des „kritischen Moments", das im fünften Kapitel entwickelt wird, versucht, die allgemeine Krise, die Frankreich im Mai 68 erfasste, als „Koinzidenz der Auswirkungen einer Vielzahl latenter Krisen" zu erklären.[64] Das Modell, das den „kritischen Ereignissen" eine innovative Bedeutung und Funktion zuweist, hebt den Gegensatz zwischen Struktur- und Ereignisgeschichte auf[65] und kann auf „jede andere Krise (oder Revolution)"[66] ausgedehnt werden. Die Analyse des akademischen Gebietes geht von der Frage aus, welche die ganzen Überlegungen Bourdieus leitet: „Wie können Verhaltensweisen geregelt sein, ohne daß ihnen eine Befolgung von Regeln zugrunde liegt?"[67] Obwohl er bei seinen vorherigen Untersuchungen die sozialen Mechanismen unterstrichen hat, die benachteiligte soziale Gruppen, vermittelt über den Habitus, zu Komplizen der über sie ausgeübten Zwänge machen, legt Bourdieu in „Homo academicus" den Schwerpunkt auf eine andere Frage: Warum können Diskurse und Protestdemonstrationen die doxische Beziehung zur sozialen Welt brechen, die die Folge der Wechselwirkung zwischen den objektiven und inkorporierten Strukturen ist. Er erklärt die Formen der magischen Verneinung der realen sozialen Beziehungen, die Zeremonien der symbolischen Verbrüderung sowie deren Folgen: die Untergrabung des Platzierungssinns, d.h. des Sinns für den eigenen sozialen Standort und für die Realitäten sowie die sogenann-

64 P. Bourdieu: Homo academicus, S. 258.

65 Vgl. dazu Ingrid Gilcher-Holtey: „‚Kritische Ereignisse' und ‚kritischer Moment': Pierre Bourdieus Modell der Vermittlung von Ereignis und Struktur", in: Andreas Suter/Manfred Hettling, Struktur und Ereignis (Sonderheft 19 von Geschichte und Gesellschaft), Göttingen 2001, S. 120-137.

66 P. Bourdieu: Homo academicus, S. 258.

67 Pierre Bourdieu: „Von der Strategie zur Regel", in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/Main 1992, S. 79-99, hier S. 86.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ten vernünftigen Möglichkeiten im Augenblick der allgemeinen Krise, dem „kritischen Moment", „in dem – gegen die alltägliche Erfahrung der Zeit als bloßer Weiterführung der Vergangenheit oder einer im Vergangenen angelegten Zukunft – alles möglich wird (oder doch scheint), in dem die Zukunft wirklich kontingent, das Kommende wirklich unbestimmt, der Augenblick wirklich als solcher erscheint – in der Schwebe, abgehoben, ohne vorhergesehene noch vorhersehbare Folgen."[68] Folgt man Bourdieu, bewirkt die in die objektive Wirklichkeit selbst eingeführte Ungewissheit der Zukunft, „daß sich bei allen der Glaube festsetzen kann, die Reproduktionsprozesse seien für einen Moment aufgehoben, und alles sei für alle möglich."[69]

Bourdieus Perspektive auf den Mai 68, geprägt durch die Anwendung seiner Feldtheorie und seines Habitus-Konzepts auf den Wandel der universitären Welt der 60er Jahre, unterscheidet sich von der Analyse Habermas'. Gegen „alle Formen des rationalistischen Absolutismus" – als dessen aufgeklärtester Vertreter ihm Habermas erschien[70] – konzentrierte sich Bourdieu auf „die Erforschung des Unbewussten"[71], die inkorporierten Strukturen der Akteure sowie auf die „objektiven Relationen, die 'unabhängig vom Bewußtsein und Willen der Individuen' bestehen".[72] Er teilte weder die Annahme der „Theorie des kommunikativen Handelns", nach der die Kraft eines guten Argumentes einen Konsens herstellen und zu sozialem Handeln beitragen kann, noch das Mandat des „allgemeinen Intellektuellen", das Habermas in Anspruch nahm.[73] Er entwarf die Konzeption eines „kollektiven Intellektuellen", der sich auf der Basis eines spezifischen Wissens engagiert.[74] Dennoch stellte er im Gespräch mit Axel Honneth – in einer Passage des unter dem Titel „Fieldwork in philosophy" (1984) bekannt gewordenen Interviews, die nicht in der französischen Ausgabe des Textes veröffentlicht wurde – fest, dass man es fertig bringen müsse, „Wissenschaft und Militarismus" zu versöhnen, den Intellektuellen die Rolle der „Militanten der Vernunft" wiederzugeben, die sie etwa im 18. Jahrhundert innehatten, um ihre Ohnmacht zu überwinden.[75] Auf dieser Ebene fanden die beiden außergewöhnlichen Vertreter der Soziologie,

68 P. Bourdieu : Homo academicus, S. 287.

69 Ebd.

70 Pierre Bourdieu: „Les murs mentaux", in: ders., Interventions 1961-2001. Science sociale et action politique, Marseille 2002, S. 271-277, hier S. 271-272.

71 L'analyse de l'Université dans sa structure et son histoire est ainsi la plus féconde des explorations de l'inconscient. Pierre Bourdieu: Choses dites, Paris 1987, S. 45.

72 Vgl. Pierre Bourdieu/Loïc J.D. Wacquant: Reflexive Anthropologie, Frankfurt, 1996, S. 126-27.

73 Vgl. Jürgen Habermas: „Heinrich Heine und die Intellektuellen in Deutschland", in: Merkur 40,6 (1986), S. 453-468.

74 Pierre Bourdieu: „Der Korporativismus des Universellen. Die Rolle des Intellektuellen in der modernen Welt", in: ders., Die Intellektuellen und die Macht, hg. v. Irene Dölling, Hamburg 1991, S. 41-65.

75 Pierre Bourdieu: „„Fieldwork in Philosophy'", in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/Main 1992, S. 15-49, hier S. 48-49.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

die divergierende analytische Ansätze verfolgten, einen existentiellen gemeinsamen Bezugspunkt für ihre Interventionen in das politischen Feld. Dieser Bezugspunkt und die Widerstände, mit denen die praktische Umsetzung der Rolle eines „militanten Vertreters der Vernunft“ die beiden Forscher konfrontierte, können erklären und verständlich machen, warum Habermas am 23. Januar 2002 schrieb: dass ihm die Nachricht vom Tode Bourdieus „einen Stich ins Herz“ versetzt habe.[76]

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. u.a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, München 1968.

Albrecht, Clemens/Behrmann, Günter C./Bock, Michael: Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt 1999.

Bolte, Karl Martin: Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration, (Sonderheft 11 von Soziale Welt) Baden-Baden 1998.

Bourdieu, Pierre: Les Héritiers, les étudiants et la culture, Paris 1964.

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie symbolischer Formen, Frankfurt 1970.

Bourdieu, Pierre: Choses dites, Paris 1987.

Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Paris 1984 (dt. Übersetzung Frankfurt 1988).

Bourdieu, Pierre: „Der Korporativismus des Universellen. Die Rolle des Intellektuellen in der modernen Welt“, in: ders., Die Intellektuellen und die Macht, hg. v. Irene Dölling, Hamburg 1991, S. 41-65.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D.: Reflexive Anthropologie, Frankfurt, 1996.

Bourdieu, Pierre: „Vive le Streit“, in: Süddeutsche Zeitung vom 18.06.1999.

Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt 2002, S. 10-11.

Bourdieu, Pierre: „Les murs mentaux“, in: ders., Interventions 1961-2001. Science sociale et action politique, Marseille 2002, S. 271-277.

Bourdieu, Pierre: „Einige Hinweise für eine Politik der Demokratisierung (1968)“, in: ders., Interventionen 1961-2001. Sozialwissenschaft und politisches Handeln, 2 Bde, Hamburg 2003, Bd. I, S. 74-78.

Bourdieu, Pierre: „Aufruf zur Bildung von Generalständen in Unterricht und Forschung (1968)“, in: ders., Interventionen 1961-2001. Sozialwissenschaft und politisches Handeln, 2 Bde, Hamburg 2003, Bd. I, S. 67-74.

Bourdieu, Pierre: „Von der Strategie zur Regel“, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/ Main 1992, S. 79-99.

76 J. Habermas: Humaniste engagé, S.19.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Bourdieu, Pierre: „„Fieldwork in Philosophy"", in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/Main 1992, S. 15-49.

Dahrendorf, Ralf: Über Grenzen. Lebenserinnerungen, München 2002.

Fleck, Christian: Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen, Opladen 1996.

Gilcher-Holtey, Ingrid: „Kritische Theorie und Neue Linke", in: dies., 1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft (Sonderheft 17 von Geschichte und Gesellschaft), Göttingen 1998, S. 168-187.

Gilcher-Holtey, Ingrid: „„Kritische Ereignisse' und ‚kritischer Moment': Pierre Bourdieus Modell der Vermittlung von Ereignis und Struktur", in: Andreas Suter/Manfred Hettling, Struktur und Ereignis (Sonderheft 19 von Geschichte und Gesellschaft, Göttingen 2001, S. 120-137.

Habermas, Jürgen/Friedeburg, Ludwig von/Oehler, Christoph/Weltz, Friedrich: Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein der Studenten, Neuwied 1961.

Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt 1962.

Habermas, Jürgen (Hg.): Antworten an Herbert Marcuse, Frankfurt 1969.

Habermas, Jürgen: „Zum Geleit", in: ders., Antworten an Herbert Marcuse, Frankfurt 1969, S. 9-16.

Habermas, Jürgen/Wellmer, Albrecht: „Zur politischen Verantwortung der Wissenschaftler", in: Ulrich K. Preuß, Das politische Mandat der Studentenschaft, Frankfurt 1969, S. 133-138.

Habermas, Jürgen: „Kritische und konservative Aufgaben der Soziologie (1962)", in: ders., Theorie und Praxis, Frankfurt 1978, S. 290-306.

Habermas, Jürgen: „Die Scheinrevolution und ihre Kinder", in: ders., Kleine politische Schriften IV, Frankfurt 1981, S. 249-260.

Habermas, Jürgen: „Diskussionsbeiträge (1967)", in: ders., Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981, S. 213-214.

Habermas, Jürgen: „Konservativer Geist - und die modernistischen Folgen (1959)", in: ders., Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981, S. 41-57.

Habermas, Jürgen: „Protestbewegung und Hochschulreform, Frankfurt, 1969". Die Artikel dieses Buches sind wiederabgedruckt in: Jürgen Habermas, Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981.

Habermas, Jürgen: „Rede über die politische Rolle der Studentenschaft auf dem Kongreß ‚Hochschule und Demokratie' (1967)", in: ders., Kleine politische Schriften IV, Frankfurt 1981, S. 205-212.

Habermas, Jürgen: „Studentenproteste in der Bundesrepublik (Vortrag im Goethe Institut in New York)", in: Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981, S. 217-238.

Habermas, Jürgen: „Universität in der Demokratie – Demokratisierung der Universität auf den Universitätstagen in Berlin im Januar 1967", in: ders., Kleine politische Schriften I-IV, Frankfurt 1981, 134-156.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Habermas, Jürgen: „Heinrich Heine und die Intellektuellen in Deutschland“, in: Merkur 40,6 (1986), S. 453-468.

Habermas, Jürgen: „Humaniste engagé“, in: Le Monde vom 26.01.2002, S. 19.

Horkheimer, Max: „Kritische Theorie gestern und heute“, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 8, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1985, S. 336-357.

Horkheimer, Max: „Zur Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft“, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 8, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1985, S. 324-335.

Horkheimer, Max, „‚Das Reich der Freiheit‘ (Oktober l967)“, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 14: Nachgelassene Schriften 1949-1972, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1988, S. 443.

Horkheimer, Max: „Die Pseudoradikalen (Juni l967)“, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 14: Nachgelassene Schriften 1949-1972, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1988, S. 413.

Horster, Detlef: Habermas zur Einführung, Hamburg l990.

Kraushaar, Wolfgang: Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail, I: Chronik, II: Dokumente, III: Aufsätze und Register, Hamburg 1998.

Lepsius, Rainer M.: „Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1967“, in: Günther Lüschen (Hg.), Deutsche Soziologie seit 1945. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS) 1979.

Lepsius, Rainer M.: R. M. Lepsius: „Zum Mißverständnis der Soziologie durch die ‚Neue Linke‘“, in: Erwin K. Scheuch, Die Wiedertäufer der Wohlfahrtsgesellschaft, Köln 1968, S. 189-193.

Marcuse an Adorno, Brief vom 5. April l969, in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 18, hg. v. Gunzelin Schmid-Noerr, Frankfurt 1996, S. 718-720.

Michalzik, Peter: Unseld. Eine Biographie, Berlin 2002.

Negt, Oskar (Hg.): Die Linke antwortet Jürgen Habermas, Frankfurt 1968.

Nitsch, Wolfgang/Gerhard, Ute/Offe, Claus/Preuß, Ulrich K.: Hochschule in der Demokratie. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt 1965.

Sartre, Jean-Paul: „Plädoyer für die Intellektuellen“, in: ders., Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950-1973, Reinbek 1995, S. 90-149.

Scheuch, Erwin K.: Die Wiedertäufer der Wohlfahrtsgesellschaft, Köln 1968.

Wiggershaus, Rolf: Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Annina Klappert

ERNSTER COMIC, KOMISCHE WISSENSCHAFT. ART SPIEGELMANS *MAUS*

Abbildung 1: Ignatz Maus in *Krazy Kat*, 1916

I. Der diskursive Ausschluss von Comics

I.1 Der Ernst deutscher Literaturwissenschaft

Seriosität nimmt in den Selbst- und Fremdzuschreibungen von Wissenschaft einen sehr hohen Stellenwert ein. Dieser gründet im engen Zusammenhang, der zwischen Ernsthaftigkeit und Wissenschaftlichkeit gesehen wird, wie für das Beispiel der Germanistik an deren Gründerdiskursen gezeigt werden kann. Besondere Legitimierungszwänge im Blick auf die gesellschaftliche Akzeptanz kennzeichnen, das zeigen die Ausführungen Rainer Kolks, den Beginn dieser Disziplin.[1] Hierbei spielt nach Kolk vor allem die Reflexion des Selbstverständnisses eine Rolle, die zu einer eigenen Berufsethik, dem philologischen Ethos, führt. Moral und Wissenschaftlichkeit finden hier im ‚ernsten wissenschaftlichen Sinn' eine so enge Verbindung, dass es möglich wird, Dilettanten als „charakterlich fragwürdig" aus dem „Bereich seriöser Wissenschaft" auszugrenzen und den philologischen Zugriff als alleinige wissenschaftlich akzeptable Methode gelten zu lassen.[2] Wer von den disziplinären Regeln abweicht, riskiert den eigenen Status, da sich mit deren Etablierung auch abzeichnet, dass „die Erzeugung disziplinärer Subkulturen eine Gefahr

1 Vgl. Rainer Kolk: „Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert", in: IASL 14,1 (1989), S. 50-73, hier S. 51.
2 Ebd., S. 54.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

für die eigene Position bedeuten könnte“.[3] Die Regeln im neuen „Sozialsystem der Germanistik“[4] wirken sich auch auf die Wahl der Gegenstände aus. Philologie, so zeigt Jürgen Fohrmann an philologischen Autobiographien des 19. und 20. Jahrhunderts, versteht sich als Teilhabe am Bedeutenden, das heißt, „am Rechten teilzuhaben“ und „das eigene Leben in den Dienst des Bedeutenden zu stellen“.[5] Der gebildete Raum sei dabei über große und bedeutende Leute sowie Gegenstände kodiert, deren Glanz gleichsam auf die Philologen abstrahle. Fohrmann beschreibt, wie auf diese Weise unter dem Etikett der ‚Bildung‘ der soziale Aspekt in den Vordergrund rückt: „‚Bildung‘ wird damit zu jenem *sozialen Komparativ*, der die intellektuellen Auseinandersetzungen zu Sekundärphänomenen des ‚Betriebes‘ gerinnen läßt.“[6]

Abbildung 2: Comic der Wissenschaft I: Jacob Grimm[7]

Das Image des Comics als Medium der Antibildung und der unernsten Gegenstände widerspricht so sehr dem philologischen Ethos und seinen ‚moralischen Bedingungen‘ für Wissenschaftlichkeit, dass er als Reputation verspre-

3 Ebd., S. 71.
4 Ebd., S. 73.
5 Jürgen Fohrmann: „Die autobiographische Tätigkeit und die Autobiographie von Germanisten“, in: Petra Boden/Holger Dainat (Hg.), Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert, Berlin 1997, S. 1-12, hier S. 2.
6 Ebd., S. 11.
7 McCloud definiert Comics folgendermaßen: „Juxtaposed pictorial and other images in deliberate sequence, intended to convey information and/or to produce an aesthetic response in the viewer.“ (Scott McCloud: Understanding Comics, Northhampton 1993, S. 9:5.) Zur Zitation von Comic-Panels bezeichne ich mit der ersten Zahl die Seite, mit der Zahl hinter dem Doppelpunkt das Panel auf dieser Seite.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

chender Gegenstand undenkbar erscheint. Die sozialen Kodierungen prägen das germanistische Verständnis von Wissenschaftlichkeit seit den Anfängen der Disziplin und sind, wie das Beispiel der Comicforschung besonders überzeugend zeigt, auch heute noch ein stark regulierender Faktor für die Wahl von Forschungsthemen. Es wundert daher nicht, dass sich der Comic als Gegenstand der Deutschen Literaturwissenschaft nicht gleich und dann auch nie ganz hat etablieren können und sogar von einer wissenschaftlichen Zensur gesprochen werden kann.

Das belegen zum einen die Zahlen der Forschungspublikationen zum Thema. So kommt Clemens Schwenders quantitative Auswertung zu dem Fazit, „daß weder die germanistische Literaturwissenschaft noch die Massenkommunikationsforschung sich intensiv mit dem Comic befaßt.“[8] Vier Phasen der germanistischen Comic-Forschung lassen sich unterscheiden. So führt die Vehemenz der moralische Debatten 1955 zu einem ersten Höhepunkt der Veröffentlichungsdichte.[9] Nach einem Tiefstand 1960 beginnt eine zweite Phase mit einer hohen Publikationsdichte um 1970, die zunächst anhält.[10] Eine dritte Phase beginnt mit den 1980er Jahren, in denen der Comic mittlerweile als Kunstform anerkannt ist, aber auf wenig Interesse in der Wissenschaft stößt.[11] In der *Internationalen Germanistischen Bibliographie* etwa, die mit der großen Anzahl verzeichneter Veröffentlichungen wirbt, stellt der Anteil der Literatur zum Comic 1982 mit 11 Publikationen nur 0,048 % aller verzeichneten Artikel.[12] Trotz einer zunehmenden Anerkennung des Comics in der Forschung insgesamt, muss das Forschungsengagement im Vergleich zu anderen Themen immer noch als „verschwindend gering“ bezeichnet werden[13], und es

8 Clemens Schwender: „Aspekte der Comic-Diskussion in Zeitschriftenaufsätzen in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1985“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 47-71, hier S. 53.

9 Vgl. Clemens Schwender: „Qualitative Auswertung verschiedener Stichproben aus Zeitschriftenartikeln 1945-1985“, in: F. Knilli/S. Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, S. 75-86, hier S. 79.

10 Vgl. Clemens Schwender: „Aspekte der Comic-Diskussion“, S. 55, 64f. Für 1970 nennt Schwender 73 Titel. Viele dieser Publikationen gehen allerdings weniger auf innerdisziplinäre Arbeiten als auf Comicliebhaber zurück (vgl. Dietrich Grünewald: Comics, Tübingen 2000 (= Grundlagen der Medienkommunikation 8), S. 76). Vgl. auch für den Zeitraum von 1950-1970 den Forschungsüberblick von Bernd Dolle-Weinkauff: Comics. Geschichte einer populären Literaturform in Deutschland seit 1945, Weinheim, Basel 1990.

11 Vgl. C. Schwender: Qualitative Auswertung, S. 85.

12 Vgl. C. Schwender: Aspekte der Comic-Diskussion, S. 52.

13 Vgl. ebd.; Bernd Dolle-Weinkauff gelangt zum gleichen Ergebnis am Bsp. der Monographien über Comics, vgl. ders.: „Praxis der Serienanalyse. Methoden und Ergebnisse“, in: F. Knilli/S. Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, S. 87-104. Ebenso D. Grünewald: Comics, S. 69.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

kann allenfalls von kurzfristigen Booms gesprochen werden.[14] Eine vierte Phase seit 1990 ist von Versuchen geprägt, die Forschung zu systematisieren und auf eine kontinuierliche Basis zu stellen. Grünewald hebt in seinem Forschungs-Überblick die Arbeitsstelle für Graphische Literatur[15], das Frankfurter Institut für Jugendbuchforschung[16] und die Arbeiten von Hans-Jürgen Kagelmann in München hervor.[17] In ihrem Resümee zur jüngsten Comic-Forschung zeigen Michael Hein, Michael Hüners und Torsten Michaelsen, dass darüber hinaus die ästhetischen oder formtheoretischen Aspekte von Comics in keiner der thematisch naheliegenden Forschungsunternehmungen auf wissenschaftliches Interesse gestoßen sind: nicht innerhalb der Medienwissenschaft, nicht in der Kunst- oder Kulturwissenschaft, nicht in Ausstellungen über die Bedeutung des Verbalen, nicht in Arbeiten zu graphisch gestalteten Texten und der konkreten Poesie und auch nicht in Arbeiten über das Verhältnis von Bild und Schrift in der Moderne.[18] Dies ist, so bemerken sie zu Recht, umso erstaunlicher, wenn man sich den Umfang etwa der Filmforschung vor Augen führt.

Angesichts der diskursiven Abwertung von Comics in der Wissenschaft und deren Konsequenzen für das Sozialsystem der Wissenschaft wird der Rechtfertigungszwang jener Forscher verständlich, die sich dennoch mit dem Thema Comic beschäftigen. In den meisten Einleitungen noch in den 1990er Jahren finden sich Stellungnahmen zum Thema in Form von Apologien oder übertriebenen Plädoyers, die auf den Klärungsbedarf verweisen, den ein Medium, das der *low culture* zugeordnet wird, im System der *high science* auslöst. Die Positionsbestimmungen des Comics in den Einleitungen sind daher

14 „The findings of this analysis show that during these years in the Federal Republic of Germany research on comics worthy of this title did not in fact take place. [The publications] appeared after the fashion of a boom and disappeared just as quickly from the scene." (Friedrich Knilli u.a.: „Quantitative Entwicklung der Comicforschung", in: F. Knilli/S. Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, S. 13-46, hier S. 33.)

15 Die ArGL hat sich 1990 als Zentrum gegründet, das gemeinsam Fachforschung betreibt, kontinuierlich eine Spezialbibliothek für Comics und Comicforschung aufbaut und mit seinen Erkenntnissen über Publikationen in Presse und Fachzeitschriften, Mitarbeit an Ausstellungen sowie über Vorträge an die Öffentlichkeit tritt. Vgl. http://www.slm.uni-hamburg.de/berichte97_00/argl.html vom 30.10.03. Die ArGL initiierte mit der internationalen Tagung zur Ästhetik des Comics in Hamburg 1994 eine der sehr wenigen Tagungen zu Comics im deutschsprachigen Raum.

16 Die Arbeit des Instituts konnte im Rahmen eines DFG-Projektes ab 1983 finanziert werden und ist verbunden mit dem Namen Dolle-Weinkauffs. In Frankfurt am Main fand 1982 eine Tagung zu deutschsprachigen Comics und ihren Einfluss auf junge Leser statt.

17 Hans-Jürgen Kagelmann startete z.B. die Herausgabe eines Jahrbuchs: Comics anno. Jahrbuch der Forschung zu populär-visuellen Medien, München, Wien 1991.

18 Michael Hein/Michael Hüners/Torsten Michaelsen: „Einleitung", in: dies. (Hg.), Ästhetik des Comic, Berlin 2000, S. 9-15.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

als eine nicht abbrechende Auseinandersetzung darüber zu verstehen, welche Gegenstände innerhalb der Literaturwissenschaft als legitim zu gelten haben. Dabei geht es auch um die Sicherung des eigenen Status im Sozialsystem der Germanistik und damit den eigenen wissenschaftlichen Ruf, denn es hat, wie es in einer Einleitung heißt, „die genannte wertende Behandlung der Comic-Forschung solche Untersuchungen [der politischen Relevanz von Comics] nicht gerade ermutigt; wissenschaftliche Respektabilität war (und ist) mit ihnen nicht zu erreichen (gewesen).“[19] Der Comic kann hierbei als ein Beispiel für die Wirkung diskursiver Prozesse in der Wissenschaft allgemein gelten, denn die Problematik seiner mangelnden Akzeptanz im wissenschaftlichen Bereich verweist, wie Pierre Bourdieu gezeigt hat, auf die soziale Funktion von Forschungsgegenständen überhaupt: „Die Hierarchie der Forschungsobjekte dürfte einer der wichtigsten Gegenstände einer Soziologie der Erkenntnis sein. Denn diese Hierarchie der für erforschungswürdig bzw. -unwürdig gehaltenen Objekte ist einer der Kanäle, über die die soziale Zensur wirkt.“[20] Welches sind aber die Ausschlusskriterien, die den Comic in Diskredit bringen, und wie sind die Phasen intensiverer Forschung zu erklären, die sich dennoch eingestellt haben?

I.2 Erstes Ausschlusskriterium: Comics sind nicht ernsthaft

Insofern die deutsche Literaturwissenschaft seit ihren Anfängen Wissenschaftlichkeit gerade auch nach der Unterscheidung von ernst und komisch bewertet, ist das Image des Comics als eines Komischen und Kindgerechten ein erstes Ausschlusskriterium. Interessanterweise markiert der Begriff ‚ernst‘ nach dem Grimmschen Wörterbuch im Mittelhochdeutschen den Status einer sozialen Auseinandersetzung, den „wirklichen Streit und Kampf“ „*und so stellen sich* ërnst *und* spil*, ernster kampf, wo es ans leben geht, und* spil*, bloszes ritterspiel, turnier einander oft entgegen*“.[21] Im Neuhochdeutschen wird der Begriff zwar allgemeiner verwendet, kennzeichnet aber immer noch das Wahre oder Wahrhaftige, denn „ernst *bezeichnet immer das wirklich gemeinte, wahre, feste und eifrige, den gegensatz von scherz und spasz:* es ist mein rechter ernst.“[22] Die Semantik des Begriffs ‚ernst‘, der im Konzept des philologischen Ethos eine so große Rolle spielt, verweist demnach auf zwei Ebenen im Selbstverständnis des ernsthaften Wissenschaftlers: Die Wahrhaftigkeit von Gegenstand und Person und die Verankerung des Wahrhaftigen in einem Raum der Auseinandersetzung, in dem der soziale Status als eines Wahrhaftigen auf dem Spiel steht.

19 Thomas Hausmanninger/Hans-Jürgen Kagelmann (Hg.): Comics zwischen Zeitgeschehen und Politik, München, Wien 1994, S. 7.

20 Pierre Bourdieu: Soziologische Fragen, aus d. Franz. v. Hella Beister und Bernd Schwibs, Frankfurt/Main 1993, S. 187.

21 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 3, Gütersloh, Wien 1991, Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe von 1862, S. 923f.

22 Ebd., S. 925.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

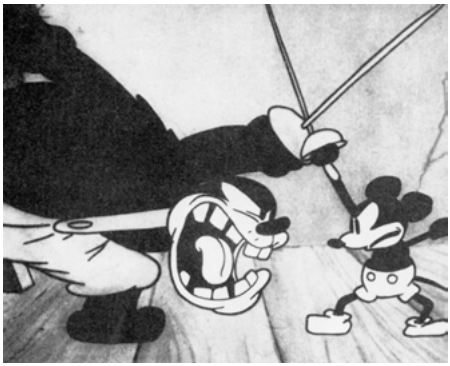

Abbildung 3: Mickey Mouse in *The Gallopin' Gaucho*, 1928

Der Begriff ‚Comic' führt dagegen in das Bedeutungsfeld des ‚Komischen'. Komisch kann dabei einmal im Gegensatz zu tragisch verstanden werden, aber auch gattungsunspezifisch im Sinne von lustig: „Aiming at a humorous or ridiculous effect: applied to literary compositions, songs, journals, etc., which have it as their express aim to excite mirth; burlesce, funny."[23] Comics sind dann „short for *comic paper* [...]. A children's paper"[24], also mit dem Kindlichen assoziiert, und *Comic strips* werden im *Brockhaus* dementsprechend auch als „drollige Streifen"[25] übersetzt. Auch wenn Bernd Dolle-Weinkauff im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* einen dankenswert differenzierten Blick auf Comics anbietet und von einer Loslösung des Begriffs vom ‚Komischen' seit den 1930er Jahren spricht[26], zeigen doch die anderen Lexikoneinträge, dass sich das Image des Comics als eines unernsthaften Mediums, auch angesichts des hohen Bekanntheitsgrades der lustigen Comic-Strips in der Presse, nicht so einfach auflösen lässt. Eine andere Bedeutungsfärbung erhält das ‚Komische' darüber hinaus im Sinne von ‚komischem Verhalten', also nach dem Grimmschen Wörterbuch „*komisch* [...]*, das jetzt so fest und verbreitet ist, sogar gleich närrisch, wunderlich* (ein komischer mensch, komisches betragen *sind beleidigend*)".[27] Die Wertung eines komischen Menschen oder Betragens als „beleidigend" zeigt, dass das Komische in diesem zweiten Sinne im Deutschen eine soziale Kategorie ist, die die

23 The Oxford english dictionary, hg. v. John A. Simpson u. Edmund S.C. Weiner, Bd. 3, Oxford 2000, S. 536.

24 Ebd.

25 Brockhaus/Wahrig: Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden, Bd. 2, hg. v. Gerhard Wahrig u.a., Wiesbaden, Stuttgart 1981, S. 116.

26 Bernd Dolle-Weinkauff: „Comic", in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar u.a., Berlin, New York 1997, S. 312-315, hier S. 312.

27 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 11, bearb. v. Dr. Rudolf Hildebrand, Gütersloh, Wien 1991, Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe von 1873, S. 1652.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sozial nicht akzeptierten Verhaltensweisen definiert. Vom semantischen Befund der Begriffe ‚komisch' und ‚ernst' könnte also der Comic als Gegenstand der Literaturwissenschaft kaum weiter von deren Anliegen entfernt sein.

Dies betrifft auch die Einschätzung des Comics als Kindermedium. Comics haben dabei, so Thierry Groensteen, einen zweifachen Nachteil. Sie werden in die Kinderstube abgeschoben und gleichzeitig als schädlich für sie erklärt: „[D]eprived of their adult audience, comics were confined to the ghetto of youth magazines and reserved for children, but comics' massive introduction into these magazines provoked the hostility of educators".[28] Das Klima des kultur-pädagogischen Kampfes gegen Comics bewirkt, dass Comics als Gegenstand auch im wissenschaftlichen Bereich ernst genommen werden, allerdings nur im Interesse des Jugendschutzes. Die deutschsprachige Comic-Forschung etabliert sich daher als Jugendbuchforschung, die pädagogisch orientiert ist und ihre Geschichte als ‚Schmutz- und Schund-Debatte' begründet.[29] Die Intensivierung der Comic-Forschung in den 1950er Jahre resultiert daher weniger aus einem Interesse an der Ästhetik oder Medialität des Comics, sondern vor allem aus dem Glauben an die ernst zu nehmende Bedrohung, die er für die Kinder darstellt, und übrigens auch für die Literaturwissenschaft selbst und ihren ‚eigentlichen' Gegenstand: „Was die Atombombe der Welt antun kann, nämlich ihr Ende herbeiführen, das kann das Comicbook der Welt der Literatur antun – nämlich das Lesen ausrotten."[30]

Im Laufe der Forschungsgeschichte werden Comics vermehrt dann rezipiert, wenn sie sich ‚ernsten' Themen zuwenden oder ‚ernsthafte' experimentelle Ambitionen zeigen. Dies zeigt die zunehmende Forschungsaktivität um 1970, die unter anderem auch auf die thematischen und formalen Innovationen durch die amerikanischen Underground-Comics seit 1967 reagiert, die mit der Enttabuisierung politischer und sexueller Inhalte bewusst auf Erwachsene als Publikum abzielen. Groensteen beschreibt dies als die Rückeroberung der Erwachsenen als Leserschaft, die der Comic im 19. Jahrhundert ursprünglich angesprochen hatte, die aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts praktisch ganz vernachlässigt worden sei.[31] Das Forschungsinteresse regt sich auch Mitte der 1980er Jahre, in denen eine Reihe von Comics, an die Underground-Comics anknüpfend, unter dem Namen New Comics bekannt gemacht werden und

28 Thierry Groensteen: „Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?", in: Anne Magnussen/Hans-Christian Christiansen (Hg.), Comics & Culture. Analytical and Theoretical Approaches to Comics, Kopenhagen 2000, S. 29-41, hier S. 31.

29 Vgl. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker: „Vorwort", in: F. Knilli/S. Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, S. 7-10, hier S. 7; vgl. auch D. Grünewald: Comics, S. 67.

30 Das Zitat ist entnommen aus: „Comics", in: Jugendliteratur 2,7 (1956), S. 349 (zit. n. C. Schwender: Qualitative Auswertung, S. 75).

31 T. Groensteen: Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 30.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

speziell Erwachsenen-Themen behandeln.[32] Eine breitere öffentliche und wissenschaftliche Resonanz zeigt sich diesmal allerdings nur für Art Spiegelmans *Maus*, was, wie später gezeigt werden wird, als symptomatisch für den Comic-Diskurs gelten darf.

Abbildung 4: Comic der Wissenschaft II: Friedrich Theodor Vischer

I.3 Zweites Ausschlusskriterium: Comics sind *nicht* Kunst

In den USA entsteht eine große und weit reichende Comic-Industrie in den 1930er Jahren, die das Image von Comics auch international nachhaltig prägt. In den deutschsprachigen Kulturen treten Comics nun als Vertreter einer Massenkultur in Erscheinung, die noch ungewohnt und auch als Angriff auf die ‚echten Bücher' mit vagen Ängsten verbunden ist.[33] Eine erste Veränderung in der öffentlichen Wahrnehmung bewirken 1962 Pop-Künstler wie Andy Warhol und Roy Lichtenstein, die in ihren Arbeiten auf die bekannte Weise Comics zitieren. Durch das nobilitierende Zitat eines anerkannten Kunst-Mediums avancieren so auch Comics zu Kunst: „Über den Umweg der Male-

32 Themen sind hier z.B. erste sexuelle Erfahrungen (Chester Brown: Yummy Fur, 1986), Feminismus und lesbische Beziehungen (Roberta Gregory: Naughty Bits, 1991), Beziehungsprobleme und Katholizismus (Joe Matt 1992: Peep Show), Kulturkritik (Daniel Clowes: Lloyd Llesellyn, 1985), Homosexualität (Jaime und Gilbert Hernandez: Love & Rockets, 1981) und familiäre Alltäglichkeit (Peter Bagge: Neat Stuff, 1985). Vgl. Andreas C. Knigge: Comics. Vom Massenblatt ins multimediale Abenteuer, Hamburg 1996, S. 172.

33 Groensteen diagnostiziert dies für Frankreich, gleiches lässt sich aber auch für den deutschsprachigen Kulturkreis annehmen (vgl. Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 32).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

rei haben hier Comic-Figuren Einzug in die höhere Kultur gehalten."[34] Eine zweite Veränderung des Comic-Images bewirken die Underground- und Autorencomics seit 1967, die sich bewusst von der Massenproduktion distanzieren: „Comic-Werke, die [...] als autonome Alben und Bücher abgeschlossene Erzählungen mit inhaltlich und grafischem Anspruch vorlegen."[35] Groensteen konstatiert hier einen doppelten Formwandel zwischen Buch und Konsumware in der Geschichte des Comics, nachdem sie im 19. Jahrhundert ursprünglich in Buchform angetreten, dann aber 1879 zu einem Phänomen der Presse geworden sind. 1970 sei nun die Produktion von Alben exponential gewachsen, so dass von einem Wiedereintritt des Comics in die Bücherwelt die Rede sein könne: „[A]fter having won back its adult readership, comic art operates a return to its original form, the book."[36] Eine dritte Veränderung der öffentlichen Wahrnehmung von Comics bewirken reputierliche Ausstellungen, die mit der Akzentverschiebung vom Gebrauchswert zum Ausstellungswert den Status von Comics als legitimer Kunst markieren.[37] Diese Entwicklungen gehen nicht unbemerkt an der Wissenschaft vorbei: Eine Ausstellung der französischen *Societé civile d'Etudes et de Recherches des Litérature Dessinées* (*SOCERLID*) in Berlin 1969/70 stößt eine Reihe von Veröffentlichungen an, die sich um eine Überwindung der pejorisierenden Behandlung von Comics bemühen.[38] Es ist die Zeit des zweiten Publikations-Höhepunkts, der diesmal unter positiveren Vorzeichen stattfindet.[39] Damit einhergehend sind erste Zeichen einer beginnenden Comic-Kultur und einer Fan- und Sammlerszene zu beobachten, die für die Forschung als Informations- und Materialquelle von großer Bedeutung ist.[40] In Bezug auf die universitäre Rezeption zieht Grünewald für diesen Zeitraum dennoch ein negatives Resümee: „Außerhalb der Fan-Szene änderte sich die skeptische Einstellung zu Comics kaum."[41] Einen Grund hierfür sehen Thomas Hausmanninger und Hans-Jürgen Kagelmann in

34 C. Schwender: Qualitative Auswertung, S. 80; vgl. auch S. Zielinski/R. Matzker: Vorwort, S. 7f.

35 D. Grünewald: Comics, S. 2.

36 T. Groensteen: Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 30.

37 Vgl. Stefan Wolfinger: Von Karl Marx bis Carl Barks. Comics und Geschichte, Wien 1999 (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 15), S. 50.

38 Vgl. D. Grünewald: Comics, S. 71 und C. Schwender: Qualitative Auswertung, S. 81.

39 Die Statistik der zwischen 1965 und 1982 erschienenen deutschen Publikationen zu Comics vermerkt zwar nur 9% an Publikationen, die sich mit dem Thema Comic und Kunst befassen, was nach den Kommentatoren aber dennoch bedeutet, dass Comics nun immerhin Kunstfähigkeit zugesprochen wird (vgl. S. Zielinski/R. Matzker: Vorwort, S. 8).

40 Die bekanntesten Interessengemeinschaften sind INCOS (vgl. http://www.incos-ev.de vom 04.11.03) und ICOM (vgl. http://www.comic-i.com vom 04.11.03).

41 D. Grünewald: Comics, S. 71.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

der geisteswissenschaftlichen Rezeption der Kritischen Theorie und ihrem Kulturindustrietheorem.[42] Währenddessen entwickelt sich die Comic-Kunst international weiter. Mitte der 1980er Jahre kristallisiert sich mit den New Comics ein neuer Versuch heraus, der Massenproduktion durch Kunst zu begegnen: „Seit Mitte der 80er Jahre ist eine Entwicklung von der Comic-Massenware zur ‚grafic art' oder „sequentiellen Kunst" – wie es Will Eisner nennt – zu konstatieren."[43] Man dachte, so Spiegelman, Comics würden nun im Buchladen verkauft: „So they all created this buzz in New York publishing circels that graphic novels were where it was at."[44] Die New Comics lösen sich von der Massenproduktion und deren inhaltlichen wie formalen Vorgaben ab und erreichen nur Auflagen von 20.000.[45] Auch deutsche Verlage stellen ihre Strategie um und betonen den Kunstwert von Comics. Ausdruck dessen ist der erste Internationale Comicsalon in Erlangen 1984, mit dem die Comic-Verlage den Anspruch zeigen, „als ‚ernsthafte' Kunstform – ergo ernsthaftes verlegerisches Wirken – in der Öffentlichkeit anerkannt zu werden."[46]

Tatsächlich stellt die Massenproduktion von Comics für Comic-Künstler ein Problem dar. Während die großen Comicverlage Marvel und DC Auflagen von fünf Tausend bis zu einer Million haben, werden nach Spiegelman gerade die besten Comics nur in einer Auflage von drei bis vier Tausend produziert; darüber hinaus seien sie für eine nicht speziell an Comics interessierte Leserschaft in der Nische der Comic-Kultur und ihren Fachläden richtiggehend versteckt.[47] „[The] best comic books", so bemerkt auch Groth, „have a built-in inaccessibility to the mass market".[48] Vom ökonomischen Standpunkt aus gesehen wird der Erfolg eines Comics ohnehin in ganz anderen Größenordnungen gemessen als Buch-Literatur: „A lot of literary novels sell 10,000 copies and are considered well entrenched in the culture, not marginal like a comic that reaches only 10,000 copies."[49] Während man auf diese Weise, sehr verkürzt gesagt, auf amerikanischer Seite über die Probleme und Optimierungsmöglichkeiten der Produktion künstlerisch ambitionierter Comics nachdenkt, arbeitet man in Deutschland immer noch mit Comic-Börsen, Ausstellungen

42 Vgl. T. Hausmanninger/H.-J. Kagelmann (Hg.): Comics zwischen Zeitgeschehen und Politik, S. 7f.

43 Gerald Munier: Geschichte im Comic. Aufklärung durch Fiktion? Über Möglichkeiten und Grenzen des historisierenden Autorencomic der Gegenwart, Hannover 2000, S. 32.

44 Art Spiegelman/Gary Groth: „Art Spiegelman Interview", in: The Comics Journal 180 (1995), S. 52-114, hier S. 75. Der zweite Teil des Interviews befindet sich in: The Comics Journal 181 (1995), S. 97-139.

45 Vgl. zu den New Comics den informativen Aufsatz von Dirk Rehm: „New Comics. Von Chester Brown bis Carol Swain", in: Reddition 21 (1993), S. 44-60. Vgl. auch A.C. Knigge: Comics, S. 171.

46 G. Munier: Geschichte im Comic, S. 8.

47 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 60.

48 Ebd., S. 63.

49 Ebd., S. 66.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

und Zeitschriften an einer wohlwollenderen Rezeption.[50] In dieser stabil gewordenen Comic-Kultur wird über Comics als Kunst geredet, allerdings kommen die Spezialisten in diesem Gebiet nur in seltenen Fällen aus dem universitären Raum und so konstatiert Ole Frahm: „Eine Comicwissenschaft existiert nicht."[51]

I.4 Die Streichung des Comics von der Liste wissenschaftlicher Gegenstände

Die Einschätzung des Comics als eines potentiellen Forschungsgegenstands ist also zum einen davon abhängig, wie Wissenschaftlichkeit definiert wird, und zum anderen davon, wie der Comic in Bezug zu dieser Definition gesetzt wird. Wo Wissenschaftlichkeit über die Unterscheidung von komisch und ernst definiert und der Comic auf der Seite des ‚Komischen' oder ‚Kindlichen' eingetragen wird, etabliert er sich als Forschungsgegenstand, wie die 1950er Jahre gezeigt haben, allenfalls im Zeichen diskursiver Abwehrreaktionen. Auch wo Wissenschaftlichkeit über die Unterscheidung von Masse und Kunst bzw. Exklusivität definiert wird und der Comic als Massen- und Unterhaltungskunst wahrgenommen wird, wird er nicht auf größeres Forschungsinteresse stoßen. Die Thematisierung von Comics in der Germanistik ist also abhängig von den Kriterien der Ernsthaftigkeit und des Kunstwerts.[52] Dass in Bezug auf die deutschsprachige Forschung über Comics nicht von einer Comicwissenschaft, sondern nur von kürzeren Phasen intensiverer Forschung die Rede sein kann, hängt damit zusammen, dass es, anders als im Fall von Lyrik etwa, keinen *grundsätzlichen* Eintrag in den literaturwissenschaftlichen Themenkanon gibt. Sowie ein Comic-Phänomen aber nach diesen Parametern zu einem potentiellen wissenschaftlichen Gegenstand wird, kann es sogar zeitweise zu einem beträchtlichen Interesse kommen. Eine Erklärung hierfür liefert, wie Wolfinger zeigt, Bourdieus Soziologie des Geschmacks, wie er sie in *Die feinen Unterschiede* entwickelt hat.[53] Bourdieu unterscheidet die Rezeptionsweise der Unterschicht, die vor allem auf Verständlichkeit und Identifikationsmöglichkeiten Wert legt, von jener der Oberschicht, deren Priorität auf

50 Im zweiten Halbjahr 1993 werben zirka zehn deutsche Mittel- und Großstädte mit Comic-Ausstellungen (vgl. Munier: Geschichte im Comic, S. 8, Anm. 8). Vgl. die Zeitschriften: *Rraah!*, *Comic Speedline* und *Comic Forum*.

51 Ole Frahm: „Weird Signs. Zur parodistischen Ästhetik der Comics", in: M. Hein/M. Hüners/T. Michaelsen (Hg.), Ästhetik des Comic, S. 201-216, hier S. 201.

52 Vgl. auch die hilfreiche Differenzierung in vier „handicaps" des Comics von Groensteen: die Hybridizität, sein Status als Sub-Literatur, seine Nähe zur Karikatur und der Link zur Kindheit (vgl. Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 35). An dieser Stelle arbeite ich nur mit den genannten zwei Kriterien, wobei das Kriterium des ‚Komischen' und ‚Kindlichen' im Gegensatz zum Ernsthaften Groensteens dritten und vierten Aspekt zusammenfasst.

53 Vgl. S. Wolfinger: Von Karl Marx bis Carl Barks, S. 50-55.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der Dekodierung des Werkes durch klassenspezifische Vorbildung liegt. Wolfinger zeigt am Beispiel der positiven Rezeption von Comics in den 1960er Jahren, dass die Pop-Art einen solchen nötigen Verweis auf den Bildungsvorrat des Betrachters lieferte. Je mehr bildungsbedingte Voraussetzungen demnach in einem Comic zu finden seien, desto mehr Gültigkeit habe er als zum guten Geschmack gehöriges Produkt.[54] Bourdieus Unterscheidung gibt so einen Hinweis auf die Bedingungen der Möglichkeit, dass Comics eher als ernstzunehmender Kunstgegenstand und damit auch eher als legitimer Gegenstand der Wissenschaft gelten können. Denn der gute Geschmack hat im wissenschaftlichen Raum viel Gewicht, weil dieser seit seinen Anfängen ein, wie Kolk und Fohrmann etwa für die Germanistik gezeigt haben, sozialer Raum ist.

II. Gegendiskurse

II.1 Gegen jeden Medienessentialismus: die Untersuchung der *uses*

Die einfachen Unterscheidungen von komisch und ernst sowie von Masse und Kunst und deren Anwendung zur Distinktion von Comic und Wissenschaft, die dann zur geringen Respektabilität des Comic-Themas in der Wissenschaft führt, funktioniert nur bei einer medienessentialistischen Herangehensweise. Diese begleitet den Comic seit den Anfängen seiner Erforschung in den 1950er Jahren: „In den fünfziger Jahren aber suchte man zu einem großen Teil alles in Comics augenfällig Dumme, Schlechte und Triviale dem Grundmuster des Mediums selbst [...] zuzuschreiben.“[55] Die Forschung neigt seitdem dazu, nicht nach inhaltlichen und formalen Merkmalen zu differenzieren, sondern die Disqualifizierung von Comics mit deren ‚Sosein‘ zu begründen.[56] Ich möchte hier aber nicht nur gegen den abwertenden Medienessentialismus argumentieren, sondern auch gegen den ‚aufwertenden‘. So heißt es etwa, die Popularität des Mediums ermögliche neue Reichweiten der Kommunikation und habe dadurch demokratisierende[57] und emanzipatorische Kraft.[58] Eine

54 Dies begründet übrigens auch mit den Erfolg von *Maus*; siehe hierzu Kapitel III.

55 S. Zielinski/R. Matzker: Vorwort, S. 7.

56 Vgl. zu den Argumentationen S. Wolfinger: Von Karl Marx bis Carl Barks, S. 60; Andreas C. Knigge: Comic Jahrbuch 1987, Frankfurt/Main 1987, S. 59; D. Grünewald: Comics; T. Groensteen: „It is rather surprising, for example, that the aesthetics of comic art should be systematically condemned as a whole, as if they were a single entity!“ (Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 33.)

57 „‚America needs a truly democratic high art. Armerica needs the round comic strip!‘“ (Zit. n. Miles Orvell: „Writing Post-historically. Krazy Kat, Maus, and the Contemporary Fiction Cartoon”, in: American Literary History 4,1 (1992), S. 110-128, hier S. 115.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sehr differenzierte Variante dieser Position findet sich bei Frahm, der die Ablehnung des Comics im Bereich der Wissenschaft mit seiner Modernität begründet, die sich in seiner ‚parodistischen Ästhetik' äußere.[59] Die Nähe von Comic und Parodie besteht, so Frahm, in der Gleichzeitigkeit von stabilisierender und destabilisierender Wiederholung, die zu Verunsicherung führe: „Die Ambivalenz zwischen der banalen, materialen Oberfläche der Zeichen und der durch ihre Wiederholung entstehenden Überdetermination des weißen Raumes, kurz: ihre Unentschiedenheit zwischen Identität und Differenz, erweckt wenig Vertrauen. So sieht kein seriöser wissenschaftlicher Gegenstand aus."[60]

Ich schätze Frahms Ansatz, der seine parodistische Ästhetik unifizierenden Ästhetiken wie etwa jener Scott McClouds entgegensetzt, aber es scheint mir nicht haltbar, dass diese als „strukturelle Parodie" zum Paradigma des Comics gemacht wird. Wirklich vielversprechend scheint mir die angebotene Verbindung von Parodie und Medienästhetik dagegen als Lektürehinsicht für spezifische Formen verschiedener Medien zu sein. Denn sonst wäre ja, auch wenn Frahm eine Aufwertung beabsichtigt, wieder am Comic etwas ‚falsch', der Comic wäre ‚genuin' oder ‚essentiell' parodistisch und würde seine mangelnde Beachtung durch sein, diesmal als hochwertig eingestuftes, strukturelles ‚Sosein' verschulden. Der Austausch der Vorzeichen führt aber, so meine ich, nicht weiter, weil eine Subsumierung aller Comic-Phänomene unter ein ‚wesentliches' Prinzip, sei es positiv oder negativ kodiert, nicht gelingen kann. Die Comics ‚an sich' sind demnach nicht der Grund für ihren Ausschluss, allein schon, weil Comics ‚an sich' nicht beobachtbar sind.

Beobachtbar sind dagegen die *uses* des Comics, also die Umgangsweisen, die sich mit der Comicform herausgebildet haben.[61] Es ist daher zu fragen, welche *uses* des Comics eine wissenschaftliche Betrachtung abschrecken und

58 Vgl. hierzu Umberto Eco: Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt/Main 1984, S. 44; vgl. auch Thomas Wörtche: „Populäre Formen – binäres Denken? Anmerkungen zu Crime & Comic", in: Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik 37,1 (1992), S. 33-43, hier S. 43.

59 Vgl. O. Frahm: Weird Signs.

60 Ebd., S. 214.

61 Leschke beschreibt diesen medientheoretischen Standpunkt z.B. so, "dass Medien nicht als mehr oder minder statische Entitäten aufzufassen sind, die ontologische Qualitäten, und sei es auch nur solche technischer Natur, aufweisen, sondern als historische Komplexe, die über kein anderes Wesen verfügen als dasjenige, das die jeweiligen historischen Repräsentationen und ihr Gebrauch ihnen zugesteht" (Rainer Leschke: „‚Zwischenraum, um Durchzuschaun'. Anmerkungen zur Paradigmenbildung der Medientheorie", in: LiLi 31, 123 (2001), S. 85-103, hier S. 98). Für die Filmtheorie formuliert auch Carroll: "Thus, this brand of film theory becomes mired in arguments about the nature of the medium when it may be more advisable to discuss the reasons and grounds underlying different uses of the medium." (Noël Carroll: Philosophical Problems of Classical Film Theory, Princeton 1988, S. 261.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

welche ihr Interesse wecken. Es ist zweitens zu fragen, warum man im wissenschaftlichen Diskurs die Möglichkeiten des Comic-Mediums auf seine auffälligsten *uses* reduziert. McCloud verweist gleich zu Beginn seiner Comic-Theorie darauf, dass die *uses* eines Mediums nicht mit seinen Potentialen gleichgesetzt werden können: „Sure, I realized that comic books were usually crude, poorly drawn, semiliterate, cheap, disposable, kiddie fare -- -- but – they don't have to be!"[62] Betrachtet man das Verhältnis von Medium und Mediengebrauch aus dieser Perspektive, ist es einerseits möglich, die negativen Urteile gelten zu lassen, die auf einen großen Teil der Comics zutreffen mögen. Andererseits erhält man die Chance, das Medium nicht *nur* aufgrund der aktuell verbreitetsten Gebrauchsformen zu bewerten, sondern auch auf seine Potentiale hin zu befragen. Dies ist umso bemerkenswerter, als die kulturellen Unterschiede in der Comic-Rezeption zeigen, dass eine Wechselwirkung zwischen Diskurs und Mediengebrauch besteht, das heißt, dass ein positiver Diskurs über Comics auch einen qualitativ besseren *use* des Mediums produziert. Spiegelman beschreibt, wie die kulturelle Abwertung des Comics qualitativ bessere *uses* verhindert, weil die Künstler Anerkennung suchen:

„The sad thing for comics is not so much that they're considered ‚low' culture; it's just that as a result there's a smaller percentage of great artists who devoted themselves to comics than to other media. That may be because of the artificial distinction between high and low, and as a result of that distinction, people who are aware of certain capacities in themselves will go for the brass ring – to either were the money is, like movies, or where the glory is, which might be something like painting. As a result, there's a kind of natural selection that pulls people away from devoting first-rate skills to a medium that's considered second-rate."[63]

Kulturelle und wissenschaftliche Diskurse hängen dabei zusammen, das heißt, dass sich in anderen Kulturen auch andere Kulturen der Wissenschaft abzeichnen. Im anglo-amerikanischen und im franko-belgischen Kontext gibt es zunächst zwar auch Widerstände gegen die Akzeptanz von Comics, doch gehen von hier anders als vom deutschsprachigen Raum schon früh Impulse aus, die ein besseres Klima auch für die Comicforschung herstellen.[64] Frankreich nimmt hierbei die Vorreiterrolle ein in Bezug auf künstlerische Produkte, eine aktive Fanszene und die institutionelle Verankerung von Comic-Kultur und –Forschung durch die Gründung des *Centre d'Etude des Litératures d'Expression Graphique* (*CELEG*) 1962 und der *SOCERLID* 1964.

Im Wechselspiel von Diskurs und Comic-Produktion ist ein comic-freundliches Diskursklima ebenso ausschlaggebend wie es die künstlerischen Impulse sind: „Sicherlich würden gründliche pädagogische Überlegungen ein besseres Klima schaffen für die Produktion anspruchsvollerer Inhalte und die Expansion des Mediums. Aber wie können Comics auf eine ernsthafte Betrach-

62 S. McCloud: Understanding Comics, S. 3, 4-5.

63 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 58.

64 Zur internationalen Comicforschung vgl. Anne Magnussen/Hans-Christian Christiansen: „Introduction", in: dies. (Hg.), Comics & Culture, S. 7-25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

tung hoffen, solange sie sich nicht zuerst Themen von größerer Bedeutung zuwenden?“[65]

Sicher ist jedenfalls: Während sich in vielen europäischen Ländern eine rege Comic-Kultur herausbildet[66], findet diese Entwicklung in deutschsprachigen Ländern sowohl in Bezug auf die Comicforschung als auch auf die Ausbildung von Künstlern sehr verzögert und begrenzt statt.[67] Da man die Potentiale des Comic-Mediums nicht am Comic ‚an sich‘ zeigen kann, ist der interkulturelle Vergleich seiner *uses* umso wertvoller, da er deutlich macht, dass in deutschsprachigen Kulturen mögliche Potentiale des Comics diskursiv unterdrückt werden, dass etwa „Deutschland in Sachen Comic – verglichen mit anderen Ländern – ein ‚Entwicklungsland‘ ist.“[68] Dies äußert sich in den wenig anspruchsvollen deutschen Produktionen von Anfang an, nach Grünewald ein Erfolg des Schund-und-Schmutz-Kampfes: „Engagierte Verlage, Autoren und Zeichner mit künstlerischem Anspruch hielten sich von Comics fern. Entsprechend sah das Angebot aus.“[69] Die schlecht entwickelte Comic-Kultur ist also seit den 1950er Jahren selbstverordnet und auch noch heute bestreiten bei den deutschen Comic-Verlagen ausländische Lizenzen 95% der Neuerscheinungen.[70] Als der Carlsen-Verlag im Sommer 1990 ausschließlich deutsche Zeichner und Autoren präsentiert, hofft man schon, Deutschland schließe bald an die französischen Zustände an, was sich allerdings als Fehlschluss erweist, „vor allem auch, da es etlichen vielversprechenden Künstlern an professionellem Selbstverständnis fehlte.“[71] Mit der fehlenden kulturellen Akzeptanz ist dem Comic in Deutschland das Potential für mehr Professionalität verwehrt worden, und zwar das von Künstlern ebenso wie das von Wissenschaftlern. Das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet, denn wenn das Machen von und

65 Will Eisner: Mit Bildern erzählen. Comics & Sequential Art, Wimmelbach 1995, S. 5.

66 Das französische Beispiel hat Auswirkungen auf Italien, Spanien, Belgien, Holland und Schweden, wo sich Comic-Interessierte zusammen schließen; vgl. D. Grünewald: Comics, S. 68 und G. Munier: Geschichte im Comic, S. 31.

67 Einen Sonderfall stellt zumal das Verhältnis der DDR zu Comics dar, da hier Comics aus ideologischen Gründen mit dem Vorfwurf des Anti-Amerikanismus bis auf wenige Ausnahmen, die sozialistischen Bildergeschichten, verboten waren. Vgl. Gerd Lettkemann/Michael F. Scholz: „Schuldig ist schließlich jeder ... der Comics besitzt, verbreitet oder nicht einziehen läßt“. Comics in der DDR – Die Geschichte eines ungeliebten Mediums (1945/49-1990), Berlin 1994.

68 Dietrich Grünewald: Vom Umgang mit Comics, hg. v. Hannelore Prosche, Berlin 1996, S. 9f.

69 Ebd., S. 8f.

70 Vgl. G. Munier: Geschichte im Comic, S. 32. Nach Knigge haben deutschsprachige Comics vor allem im humoristischen Bereich, etwa von Autoren wie Gerhard Seyfried, Rötger Feldmann alias Brösel, Ralf König oder Walter Moers, am meisten Erfolg (vgl. Comics, S. 309f.), also dort, wo sie dem Namen und Image nach hinzugehören scheinen.

71 A.C. Knigge: Comics, S. 309.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

das Reden über Comics disqualifiziert wird, wird gleichzeitig nicht nur der Diskurs über das Wertvolle an Comics und über die Entwicklung seiner Formen unterbunden[72], sondern auch die künstlerische Professionalität.

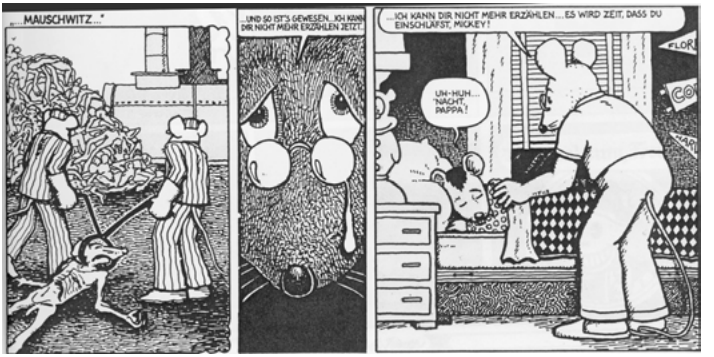

Abbildung 5: Erste Version von Art Spiegelmans *Maus* in *Raw*, 1972

II.2 Die diskursive Aufwertung des Comics

Um die Qualität des wissenschaftlichen Diskurses über Comics zu steigern, muss es also darum gehen, diskursiv auf die einseitigen Zuschreibungen einzuwirken. Viele Ansätze innerhalb der Comic-Forschung zielen genau darauf ab. Ich will im Folgenden den Versuch unternehmen, sie zu explizieren und zu systematisieren.

Um den Comic in Bezug auf das Kriterium der Ernsthaftigkeit aufzuwerten, sind zwei Strategien denkbar. Die erste Strategie zielt darauf ab, den Comic in die Form der Wissenschaft einzutragen, also auf die Seriosität des Forschungsgegenstands ‚Comic' zu verweisen. Eisner bemüht sich etwa um einen solchen grundsätzlichen Eintrag: „Der Ansatz dieses Buches ist, daß die besondere Natur der Bild-Erzählung eine ernsthafte Betrachtung sowohl durch den Kritiker als auch durch den Künstler verdient."[73] Oft wird auch der Nutzen des Gegenstands für die Wissenschaft herausgestellt, etwa sein soziologischer Wert als Spiegel der Alltagskultur und damit als Quelle[74] oder seine Be-

72 Hausmanninger und Kagelmann konstatieren, dass die Qualität des wissenschaftlichen Diskurses oftmals unter der Abwertung der Comics leidet, denn es hat „dort, wo dennoch Untersuchungen angestellt wurden, wiederholt zu einer wenig achtsamen Behandlung des Forschungsgegenstands geführt – als mindere und triviale Literaturform schienen die Comics auch keinen übermäßig aufmerksamen Analyseblick zu verdienen." (T. Hausmanninger/H.-J. Kagelmann (Hg.): Comics zwischen Zeitgeschehen und Politik, S. 7f.)

73 W. Eisner: Mit Bildern erzählen, S. 5.

74 Vgl. z. B. S. Wolfinger: Von Karl Marx bis Carl Barks, S. 13 und D. Grünewald: Comics, S. 11.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

deutung für die Geschichtswissenschaft.[75] Hein/Hüners/Michaelsen weisen auf den Mangel eines ganzen Forschungsfeldes hin, das Comics unter ästhetischen und formtheoretischen Aspekten betrachten müsste und für das sie eine umfassende Zusammenfassung möglicher und nötiger Forschungsfragen liefern.[76] Sie schärfen dabei den Blick für die interdisziplinären Verknüpfungsmöglichkeiten, ohne die eine gemischte Form wie der Comic gar nicht auskäme.[77] Verweist man das Comic-Thema in die Interdisziplinarität, stellt dies auch eine Öffnung des Wissenschaftsfeldes für Comics dar, denn jede angesprochene Disziplin kann ihre Hinsicht auf das Thema und Verknüpfungsmöglichkeiten aus ihrer Perspektive entwickeln und bearbeiten.[78] Die genannte diskursive Stärkung des Comics durch seinen Eintrag in wissenschaftliche Fragestellungen ist die effektivste Diskursstrategie, da sie sich an den Selbstzuschreibungen der Wissenschaft orientiert. Es ist aber im Auge zu behalten, dass dabei die Zuordnung von Wissenschaftlichkeit und Ernsthaftigkeit selbst aufrecht erhalten wird.

Es wird umgekehrt eher selten auf die Möglichkeit verwiesen, dass Wissenschaft ‚komisch' oder ‚witzig' sein kann oder sein darf. Eine zweite Strategie besteht also darin, die Form der Wissenschaft selbst zu verändern. Es wäre dann zu hinterfragen, was am Komischen oder Kindlichen eigentlich so bedrohlich für Wissenschaft und Kultur ist. Groensteen geht einen Schritt in diese Richtung: „Many adults, in particular those who occupy a dominant position in the world of culture, take themselves very seriously..."[79] Die Wissenschaft, nähme sie sich selbst nicht so ernst, könnte ihre Darstellungsformen, so wie sie das im Fall von Film und Computer getan hat, um die Form des Comics erweitern, also auch in der Form des Comics selbst erscheinen. Ein Beispiel für diese Möglichkeit hat McCloud mit *Understanding Comics* geliefert, einem Comic-Buch, das im wissenschaftlichen Diskurs über Comics unhinterfragt als wissenschaftlich rezipiert wird, was sicher auch an der deutlichen Referenz auf wissenschaftliche Verfahren liegt.[80]

75 Vgl. z. B. G. Munier: Geschichte im Comic und S. Wolfinger: Von Karl Marx bis Carl Barks, S. 7.

76 Vgl. M. Hein/M. Hüners/T. Michaelsen: Einleitung.

77 Als interdisziplinäre Zugänge nennen sie den semiologischen Ansatz der Zeichentheorie und die strukturalistische Narrationsforschung (vgl. ebd., S. 11.).

78 Spezifische Fragestellungen können aus der Literaturwissenschaft, der Linguistik, der Kunstgeschichte, der Medienwissenschaft und der Kulturwissenschaft kommen.

79 T. Groensteen: Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 40.

80 Zu nennen wäre das Verfahren der Definition, des didaktischen Gesprächs, der historischen Verortung, der Klassifikation (S. 52-57), des mediengeschichtlichen (Kap. VI), wahrnehmungstheoretischen (S. 24-49) und narrationstheoretischen (Kap. III, IV) Ansatzes, sowie der interkulturellen Perspektive (S. 77-82).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Abbildung 6: Eine systemkritische Maus *Die Abenteuer von Red Rat*, 1984

Um den Comic als Kunst-Gegenstand aufzuwerten, greifen ähnliche Strategien. Eine mögliche Strategie besteht nochmals darin, den Comic in die Form der Wissenschaft einzutragen, indem diesmal auf den Kunstwert von Comics verwiesen wird. Dies funktioniert z.B. durch den Anschluss an Kunst-Traditionen wie die Bildgeschichten-Tradition des 19. Jahrhunderts[81] oder auch, wie bei McCloud, durch den Verweis auf Werke des 20. Jahrhunderts, die als Kunst rezipiert werden, aber seinem Verständnis nach unentdeckte Comic-Beispiele darstellen.[82] Zudem werden spezielle Formen im Comic aufgewertet, indem etwa von Groensteen dem Angriff von Erziehern auf die Sprechblasen mit dem Hinweis begegnet wird, dass diese seit dem Mittelalter in Gebrauch sind, und er die Kritiker der einfachen Dialoge an deren Entsprechungen in Theater und Kino erinnert.[83] Drittens werden Comics an die langen Traditionen der in ihnen integrierten Zeichensysteme Schrift und Bild angeschlossen, indem sie z.B. als „erfolgreiche Kreuzung von Literatur und Illustration“ bezeichnet werden.[84] Diese Strategie zur diskursiven Aufwertung des Comics ist sehr effektiv, sie erhält allerdings die Unterscheidung von niedriger und hoher Kunst selbst aufrecht, die zum Eintrag des Comics in die niedrigen und damit nicht von der Wissenschaft beachteten Künste führt. Eine weitere Strategie sollte daher sein, Kunst nicht nach den Begriffen von *high* und *low* zu unterscheiden. Spiegelman betont die Nutzlosigkeit dieser Differenz: „I’m aware of the distinction certainly [...]. But it’s not a really meaning-

81 Vgl. z.B. D. Grünewald: Comics, S. 70; M. Hein/M. Hüners/T. Michaelsen: Einleitung; McCloud verweist über die ‚modernen Comics‘ des 19. Jahrhunderts hinaus auf die ägyptische Malerei seit 1300 v.C., den Teppich von Bayeux von 1066, ein präkolumbianisches Bild-Manuskript von 1519 und William Hogarths *A Harlot´s progress* von 1731 (Vgl. Understanding Comics, S. 12-16.).

82 McCloud nennt Werke von Lynd Ward und Frans Masereel (Understanding Comics, S. 19).

83 Vgl. T. Groensteen: Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 33f.

84 Vgl. W. Eisner: Mit Bildern erzählen, S. 10.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ful distinction for me because there's stuff that is art, and there's stuff that isn't. The stuff that is art, I don't care of it has balloons or not. That's a useless distinction."[85] Die Nutzlosigkeit bezieht sich dabei nicht nur auf den üblichen Ausschluss von Comics aus dem Bereich ‚hoher Kunst', sondern auch auf den Ausschluss ‚hoher Kunst' aus dem Comic-Kontext, wie folgendes Zitat zeigt:

„Then one day Ken Jacobs said, ‚Look, this Picasso stuff that your're sneering at,' he was dragging me towards it, ‚think of it as a big comic book panel. Don't think of him as a famous artist, just think of him as a guy who's jacking off in his room and working the same way you're working on your stuff and don't put him on any pedestal. [...]' Then it was possible to start looking at it and thinking about it in ways that were useful to me. ‚O.K., if he's a comic book artist, I can swipe from him!'"[86]

Verabschiedet man sich von der Unterscheidung in höhere und minderwertige Kunst und ihre typischen Zuschreibungen, werden die verschiedenen Bereiche innerhalb von Kunst ineinander übersetzbar. Eine solche Übersetzung stellen die Comic-Zitate der Pop-Art dar, eine andere die Picasso-Zitate Spiegelmans: „It was a way of re-translating Picasso so that he wasn't part of some alien culture. Forget this high/low shit."[87]

Die Gegendiskurse mit ihrer strategischen Flexibilisierung der selbstverständlich gewordenen Zuschreibungen führen demnach, so lässt sich zusammenfassend sagen, zu einer Öffnung des Forschungs- und Kunstfeldes für Comics. Die Bereiche hängen dabei zusammen, denn wenn Comics ein Potential für Kunst zugesprochen wird, dann ist auch ihre Rezeption in der Wissenschaft erleichtert; wenn Comics umgekehrt ein Potential für Ernsthaftigkeit zugesprochen wird, dann wird auch eher nach ihrem Kunstwert gefragt. Es sei dennoch eine Diskursstrategie genannt, die an beiden Feldern zugleich ansetzt: die Veränderung des Labels. Das negative Image des Comics hat sich in Deutschland in besonderer Weise unter diesem Namen im kulturellen Gedächtnis festgesetzt, während die „Bildgeschichte" des 19. Jahrhunderts noch nicht dieser breiten Ablehnung ausgesetzt war.[88] Auch das französische *bande dessinée* löst andere Assoziationen aus, etwa die der Zeichenfolge (*bande*)[89] oder der graphischen Repräsentation (*dessinée*).[90] Um die Kodierungen im Deutschen erneut zu ändern, ist es daher sinnvoll, die Rede über Comics zu

85 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 58.
86 Ebd., S. 57.
87 Ebd.
88 Das Leipziger *Lexikon der Kunst* von 1987 spricht z.B. auch von Bildgeschichte, vgl. D. Grünewald: Vom Umgang mit Comics, S. 7.
89 Das französische *bande* bedeutet ursprünglich „Rand", „Waldrand", „Randstreifen" (Emil Gamillscheg: Ethymologisches Wörterbuch der französischen Sprache, Bd. 1, Heidelberg 1997, S. 79).
90 Das französische *dessin* wird folgendermaßen definiert: „Répresentation ou suggestion graphique des objects sur une surface; œvre (d´art) qui en découle." (Le Robert méthodique. Dictionnaire méthodique du français actuel, 2. Auflage, hg. v. Josette Rey-debore, Paris 1994, S. 393.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

verändern und mit diesem Wechsel die Möglichkeit anderer *uses* zu markieren. Die Arbeitsstelle für Graphische Literatur in Hamburg hat ganz bewusst diese Strategie gewählt.[91] Sie orientiert sich dabei wohl auch aus idiomatischen Gründen (die Übersetzung ‚gezeichnete Streifen' berührt im Deutschen eher abwegige Assoziationsfelder) weniger am französischen Begriff als am englischen Pendant *graphic novel*, das für Erzählungen in Comicform benutzt wird und das auch im englischsprachigen wissenschaftlichen Kontext einer Aufwertung des Gegenstandes dient.[92] Der Begriff des Graphischen ist dabei nicht nur mit angesehener Kunst und technischer Fertigkeit assoziiert, sondern verweist darüber hinaus durch seinen Wortkörper auch auf ein Comicspezifikum, da das griechische γράφειν noch schreiben und malen zugleich bezeichnet.[93] Die Strategie besteht also mit anderen Worten darin, dem deutschen Wissenschaftler zu geben, was er braucht: *ein ernsthaftes Etikett*. Dies ist durchaus sinnvoll, um die Diskussionen um graphische Literatur auf ein anderes Gleis zu lenken. Die Potentiale, die dieses andere Gleis bereithält, sind dann im Interesse von Wissenschaft *und* Kunst.

III. Seit *Maus* sind Comics nicht mehr komisch

Der US-amerikanische Comic *Maus*[94] von Art Spiegelman erscheint 1986 und 1991 in zwei Bänden, die bald auch in deutscher Übersetzung vorliegen (1989/1992). Er erzählt die Geschichte der Verfolgung des polnischen Juden Vladek Spiegelman bis nach Auschwitz und die seines Überlebens, wobei diese Erzählung in ihre eigene Entstehungsgeschichte, die sich um die Interviews des Vaters Vladek durch seinen Sohn Art dreht, eingebettet und von ihr unterbrochen ist. *Maus* markiert einen Wendepunkt in verschiedenen geisteswissenschaftlichen Diskursen: man unterscheidet die Zeit vor und nach *Maus*.[95] Ein Grund hierfür ist, dass die Wissenschaftler mit *Maus* in Bezug auf graphische Literatur gleich in zweifacher Hinsicht bekommen haben, was sie brauchen: eine Darreichungsform mit seriösem Image, ein Buch, und vor allem: *ein ernsthaftes Thema*. Aus Sicht mancher deutscher Geisteswissenschaftler

91 Auch die Zeitschrift *Reddition* betont übrigens mit ihrem Untertitel *Zeitschrift für graphische Literatur* den Wert von Comics für Kunst und Wissenschaft.

92 Vgl. z.B. die Tagung in Leuven vom 12./13.5.2000, die unter dem Titel *The graphic novel* abgehalten wurde.

93 Vgl. T. Groensteen: Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?, S. 36.

94 Art Spiegelman: Maus. A Survivor's Tale, Bd. 1: My Father Bleeds History, New York 1986, Nachdruck 1991, Bd. 2: And Here My Troubles Began, New York 1991.

95 „Art after MAUS, Kunst nach MAUS, sollte eine Ausstellung mit neuerer Kunst zum Holocaust im New Yorker Jewish Museum ursprünglich heißen." (Ole Frahm: „Kunst nach MAUS? Art Spiegelmans Arbeit an der Gedächtniskultur", in: Frankfurter Rundschau vom 27.09.2003, Nr. 226, S. 15.)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

scheint das im ersten Moment weniger ein Glück als eine Schwierigkeit. Mit dem Erscheinen von *Maus* treffen zwei problembehaftete Themen aufeinander, der Comic und die Darstellung der Shoah, die auf eine ganz spezifisch deutsche Problematik verweisen und deren Zusammentreffen ein drittes Problem generieren muss, „the absolute shock of an oxymoron", wie Spiegelman es formuliert.[96] Erste Reaktionen auf *Maus* sind ein Ausdruck für diesen Schock, der in einem scheinbar unauflöslichen Widerspruch zwischen der Trivialität der Form und der Erhabenheit des Inhalts gesehen wird:

„In gewisser Weise hat Spiegelman das absolute Gegenmodell zum Werk [Celans] geliefert: die kostbare, traditionell höchste Gattung der Kunst auf der einen Seite – die schäbigste [...] auf der anderen: die Hermetik von Celans Sprache, ins Verstummen reichend, auf heilige Texte sich beziehend – das Populäre der Cartoons, das Infantile der Funnies, als Abfall der Kulturindustrie angesehen, auf *Micky Maus* sich beziehend..."[97]

Das Problem, das sich dann aber stattdessen gestellt hat, war, dass es kein Problem gab. Die ablehnenden Stimmen verebbten schnell.[98] *Maus* hat der Kritik sowohl im Blick auf das Thema als auch auf die formale Gestaltung standgehalten und damit nicht nur ein Tabu in der Diskussion um die Repräsentation der Shoah, sondern auch um den Comic als Gegenstand der Geisteswissenschaften gebrochen.

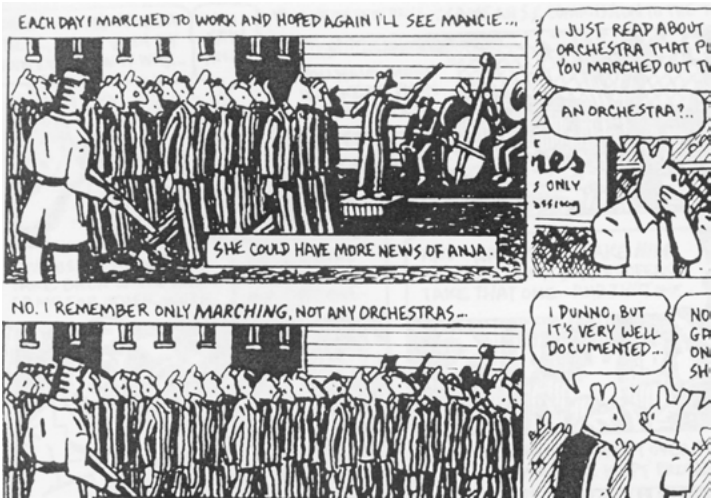

Abbildung 7: Art Spiegelman: *Maus II*, 1991

96 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 76.

97 Kurt Scheel: „Mauschwitz? Art Spiegelmans ‚Geschichte eines Überlebenden'", in: Merkur 5 (1988), S. 435-438, hier S. 437.

98 Vgl. Kai-Steffen Schwarz: „Vom Aufmucken und Verstummen der Kritiker. Die Diskussion um Art Spiegelmans *Maus*", in: Joachim Kaps (Hg.), Comic Almanach 1993, Wimmelbach 1993, S. 107-111.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

In der Tat ist *Maus* nicht nur ein ästhetisch anspruchsvoller Comic, sondern auch ein Beispiel für eine reflektierte und selbstkritische Shoah-Repräsentation. Die Form graphischer Literatur gestaltet dabei nicht nur das narrativ Erforderliche, in der Form selbst äußern sich Selbstreflexivität und Verantwortlichkeit dem Thema gegenüber durch comic-spezifische Techniken, die den historischen Abstand zwischen Erzählen und Erzähltem markieren, die Balance zwischen Nichtzeigen und Zeigen der Shoah bewerkstelligen, eine Rhetorik des Tatsächlichen nicht nur umgehen, sondern explizit in Frage stellen und schließlich die Entstehung und Dekonstruktion von Feind- und Freund-Bildern über den Wechsel von Metapher und Maske vermitteln. Ich werde mich hier nicht weiter in die Diskussion um die Darstellbarkeit der Shoah auf das Terrain von Ethik und Ästhetik begeben, sondern auf die Bewegung konzentrieren, die *Maus* in das feste geisteswissenschaftliche Kategorien- und Wertgefüge gebracht hat. Zwei Fragen schienen plötzlich im Raum zu stehen, mit denen der diskursive Status von Comics neu zu überdenken war.

III.1 Wollen wir das glauben: Comics können Kunst sein?

Maus ist aufgrund seiner beständig konstatierten Qualität und seines Themas Shoah immer wieder auf seine Medialität hin befragt worden, denn das, was hohen ethischen *und* ästhetischen Maßstäben genügt, kann kein Comic sein oder muss der erste gute Comic sein. *Maus*, so heißt es daher, ist wohl eher „a serious form of pictorial literature“[99], ein „Bilder-Roman“ oder ein „Tragic“[100]. Im Versuch, *Maus* in etwas anderes umzutaufen, vollzieht sich ein Etikettenschwindel, da die Umbenennung meist nicht affirmativ, sondern aus jeweils verschieden begründeten Vorbehalten heraus geschieht. Der Loslösung von *Maus* aus seinem medialen Kontext liegt der einseitige Eintrag des Comics in den Bereich des Komischen und der Nicht-Kunst zugrunde, der zu zwei verschiedenen argumentativen Schlüssen in Bezug auf *Maus* führt:

1. Comics sind dem erhabenen Thema formal unangemessen; *Maus* dagegen ist formal und thematisch hochwertig und also *kein* Comic.
2. *Maus ist* ein Comic, aber der erste, der Qualität bewiesen hat. Beide Argumentationen sind nicht haltbar.

1. *Maus* ist ein Comic. Kein Medium, also auch nicht der Comic, kann per se trivial sein. Es ist richtig, dass die Distanzierung des Comic-Themas aus den Diskursen um Kunst und die Marktorientierung von Comics etwa schematisierte Darstellungsverfahren gefördert haben. Dies betrifft aber vor allem die Massenware aus den Verlagshäusern Marvel und DC und ist nicht auf Comics insgesamt zu übertragen. Eine medienessentialistische Festschreibung verein-

99 Lawrence Langer: „A Fable of the Holocaust“, in: New York Times Book Review vom 03.11.1991, S. 35-36, hier S. 35.

100 Vgl. zu den Zitaten K.-S. Schwarz: Vom Aufmucken und Verstummen der Kritiker, S. 107

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

seitigt hier nur und berücksichtigt nicht die unterschiedlichen Gebrauchsformen, die von einem Medium gemacht werden können. Es ist daher nicht nur so, dass *Maus* ästhetisch hochwertig sein kann, *obwohl* es ein Comic ist, von *Maus* muss sogar im Gegenteil gesagt werden, dass es ästhetisch hochwertig ist, *weil* es ein Comic ist. Spiegelman ist selbst davon überzeugt, dass ein Grund für den Erfolg von *Maus* gerade in der Form zu finden sei. *Maus* profitiere von den experimentellen Comics, die er in den Jahren zuvor gemacht habe. Auch wenn die formalen Experimente jetzt weniger in den Vordergrund gestellt seien als die Geschichte seines Vaters und daher weniger ins Auge fielen, stünden sie ebenso im Zentrum und trügen zum Erfolg von *Maus* bei.[101] Die zentrale Bedeutung der Form in *Maus*, die im übrigen von vielen Analysen bestätigt wird, zeigt nicht nur, dass die Comicform ästhetische Qualität vermitteln kann, sondern weist umgekehrt jenen Leuten Unkenntnis nach, die das um jeden Preis abstreiten wollen: „‚Art Spiegelman doesn't draw comics'. This means that anyone who draws comics of literary value does not draw comics. [...] This is the stuffy cant of the dilettante who knows nothing of comics, doesn't respect the form, and must therefore immediately divorce a work from its own medium."[102]

2. *Maus* ist nicht der einzige ‚gute' Comic. *Maus* steht in der Tradition des Comics als Kunstform und deren Erzählverfahren und ist aus diesem Kontext schlichtweg nicht zu lösen. Dass vielen eine comicspezifische Qualität *vor Maus* nicht in den Sinn kommt, liegt einmal mehr an den bereits erwähnten medienessentialistischen Zuschreibungen. Eine Replik Gary Groths auf einen Artikel von Ethan Mordden im *New Yorker* zeigt, wie undifferenziert der Blick auf Comics sein kann.[103] Dieser hatte betont, *Maus* sei der erste hochwertige Comic, denn diese hätten bisher weder anspruchsvollere Stilelemente entwickelt noch (auto)biographisch geschrieben oder einen ironischen Stil gewählt. Groth attestiert in einer Antwort Morddens Artikel eine „ignorance of comics history and aesthetics"[104], da dessen einziger Bezugspunkt Super-Hero-Comics zu sein scheinen. Es habe nicht nur eine Comic-Tradition vor Spiegelman gegeben, die den Comic als ästhetische Form entwickelt habe und auf deren Grundlage Spiegelman überhaupt erst *Maus* habe machen können, sondern es gebe auch in der Gegenwart zahlreiche andere, begabte Comiczeichner/innen, die von den Medien jedoch vernachlässigt würden. Morddens exklusives Lob von *Maus* schließe jene anderen aber aus: „[He] used *Maus* as a battering ram to exclude other work of equivalent or superior merit."[105] Ein langes Interview von Groth mit Spiegelman beschäftigt sich mit Comic-

101 Vgl. A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 76.
102 Gary Groth: „The Maus Fallacy", in: The Comics Journal 147 (1991), S. 3-4, hier S. 4.
103 Vgl. Gary Groth: „A Case of Complex Ignorance", in: The Comics Journal 150 (1992), S. 3-4.
104 Ebd., S. 3.
105 Ebd., S. 4.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Ästhetik, -Strömungen, und -Autorschaft und liefert nicht zuletzt auch die ausgeschlossenen Namen nach.[106]

III.2 Wollen wir das glauben: Comics können ernsthaft sein?

Das Thema Shoah, das, im statischen Modell hoher und niedriger Kunst gedacht, *mindestens* im Rahmen eines Gedichts repräsentiert werden muss, wurde mit *Maus* im Rahmen der Comic-Kultur aufgearbeitet. Munier beschreibt den Tabubruch als „Frage, ob der Comic überhaupt ein akzeptables Medium für die Publikation so ernsthafter Themen" sei.[107] Die Frage verweist auf den einseitigen Eintrag graphischer Literatur in das Paradigma des ‚Komischen'. Symptomatisch hierfür ist auch die überschwängliche Reaktion, dass die Shoah-Repräsentation nach *Maus* nur noch in Form von Comics erfolgen dürfe: „‚[...] der Holocaust als Comicstrip' – darf man so was machen? Geht es denn so? Vermutlich geht es nur noch so."[108] Die Gründe dafür, dass *Maus* als legitime, weil ernsthafte Shoah-Bearbeitung rezipiert worden ist, liegen neben dem schon erwähnten Kunstwert an der Seriosität des Autors: „Art Spiegelman's engagement is not only allowed, it is deemed necessary, because of his position as the child of a survivor.Yet this too raises a question: what reception would a comic-book on the Holocaust have received had it been written and drawn by an individual without such ‚credentials'?"[109]

Hinzu kommt die Glaubwürdigkeit, dass Spiegelman ein ernstes Ziel verfolgt, „a seriousness of purpose that goes against the essential lightness of the cartoon mode, for both are attempting a literature that bridges the political and the personal and establishes an exemplary posture toward twentieth-century history."[110] Was meist vergessen wird ist, dass Spiegelmans Projekt nur gelingen konnte, weil er sein eigenes Medium ernst nimmt. Dies zeigt besonders gut der Vergleich mit dem in etwa zeitgleich erscheinenden deutschen Comic *Hitler* von Dieter Kalenbach und Friedemann Bedürftig.[111] Spiegelmans Blick auf diesen Comic ist so erhellend wie erfrischend:

„*Hitler* was the story of the Third Reich in comics, and it was being developed to be used in schools to teach these German kids about what happened, because the given is that kids can't read any more, kids can't think any more, so let's at least give them comic books to give them some sense of what's going on in the world. They developed hundreds of pages of supplementary material [...]. It was all incredibly well-intentioned, incredibly stupid, and it was a very German, methodical way of trying

106 Vgl. A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview.
107 G. Munier: Geschichte im Comic, S. 47.
108 Henry M. Broder: „Mauschwitz", in: Die Zeit vom 07.07.1989, Nr. 28, S. 47.
109 Gillian Banner: Holocaust literature. Schulz, Levi, Spiegelman and the memory of the offence, London 2000 (= Parkes-Wiener series on Jewish studies 8), S. 2.
110 M. Orvell: Writing Posthistorically, S. 111.
111 Dieter Kalenbach/Friedemann Bedürftig: Hitler, Bd. 1: Die Machtergreifung; Bd. 2: Der Völkermörder, Hamburg 1992.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

to get something across with hundreds of pages of text to supplement the comic book.“[112]

Ein Comic, das Schüler mit einem ernsthaften Thema vertraut machen soll, braucht in Deutschland ein Supplement, wobei eine Ironie darin liegt, dass die Intention *dieses* Comics ohne Zusatzmaterial aufgrund des Einsatzes schematisierter Rollenbilder, der einseitigen Einstellung auf die Täterperspektive, des Mangels an Selbstreflexion in Bezug auf den eigenen Authentizitätsstatus und des Mangels an historischer Selbstpositionierung tatsächlich missverständlich ist.[113] Die Autoren Bedürftig und Kalenbach, die sich des Mediums nur ausnahmsweise bedienen, können lediglich die einfachen Comicschemata wiederholen, indem von ihnen „die Ausdrucksmittel des Comics, die eingesetzt werden, vor allem Denk- und Sprechblasen, ohne Verstand für die Wechselwirkung der Elemente im einzelnen genutzt werden: ihre Möglichkeiten werden verschenkt.“[114] Dadurch dass Spiegelman ein affirmatives Verhältnis zu Comics hat, weiß er die Form zu nutzen und präsentiert statt eines Adventure- und Heldencomics eine ehrgeizige Modifikation seines Mediums. Es ist daher interessant, wie sich die *scientific community* in Deutschland selbst ausgetrickst hat: erst entzieht man dem Medium den diskursiven Rahmen, in dem es sich produktiv entwickeln kann, nimmt dann aber einen Beitrag zur Shoah-Repräsentation wie *Maus* mit Freuden auf.[115]

III.3 Der Eintritt von *Maus* in Kunst und Wissenschaft

Maus kreuzt die gängigen medienessentialistischen Zuschreibungen zu Comics gleich doppelt. Zum einen gilt *Maus* als einer der wenigen Comics, die auch in weiteren Leserkreisen als Kunst bzw. Literatur geschätzt werden.[116] Tatsächlich war es das ausgemachte Ziel schon von Françoise Moulys und Spiegelmans Zeitschrift *Raw*, wo *Maus* ja zunächst erschien, Comics den Eintritt in andere kulturelle Bereiche zu schaffen, also jene Leute anzusprechen

112 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 54.

113 Vgl. Annina Klappert: „Comics und Kulturpolitik. Der *Hitler*-Comic als Hitler-Denkmal“, in: Susanne Düwell/Matthias Schmidt (Hg.), Narrative der Shoah. Repräsentationen der Vergangenheit in Historiographie, Kunst und Politik, Paderborn 2002, S. 143-169.

114 Ole Frahm/Michael Hein: „Hilflose Täter. Was Auschwitz in einigen Comic-Geschichten verloren hat“, in: Joachim Kaps (Hg.), Comic Almanach 1993, Wimmelbach 1993, S. 90-105, hier S. 97.

115 Zu anderen Comics zur NS-Zeit vgl. G. Munier: Geschichte im Comic, S. 48.

116 Es gibt viele Kommentare zum Literaturwert von *Maus*: als bislang ungesehene Fusion von Comic und Roman (vgl. M. Orvell: Writing Posthistorically, S. 111.), als „Höhepunkt graphischen Erzählens“ (Andreas Platthaus: Im Comic vereint. Eine Geschichte der Bildgeschichte, Frankfurt/Main, Leipzig 2000, S. 294) und als, exzeptionell für Comics, „Literatur und Kunst“ (Hans-Jürgen Kagelmann: „Hintergründiges Katz-und-Maus-Spiel“, in: Süddeutsche Zeitung vom 07.07.1989.).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

„who don't go into comics specialty shops, don't browse underground comics racks, and aren't already predisposed to comics but could be if the right material were presented to them".[117] Dass *Maus* später in gebundener Form erscheint ist also kein Zufall, sondern das Resultat der geschickten Verkaufsstrategie, mit anderen Gebrauchsformen auch andere Leute anzusprechen. Einen weiteren Grund für seinen Erfolg sieht Spiegelman außerdem im narrativen Schwerpunkt von *Maus*: „*Maus* works in bookstores because it was intentionally made for readers, in that the engine in *Maus* is my father's narrative, a verbal construct. [...] [I]t's just that the inner needs of *Maus* made something that allowed the word-oriented people to move towards letting these pictures have an effect on them... ."[118]

Darüber hinaus ist noch einmal auf Spiegelmans Kunst zu verweisen, comicspezifische Mittel für eine reflektierte und selbstreflektierte Darstellung zu entwickeln. Das Fazit der Öffnung ins Feld der Kunst bleibt jedenfalls: „Mit *Maus* hat er den Comics die vielleicht wichtigste Tür zur Literatur geöffnet, weitere Zeichner sind inzwischen in seine Fußtapfen getreten".[119] Dennoch kann der Kunstwert und die Vermarktungsstrategie von *Maus* noch nicht der einzige Grund für seinen Erfolg sein, da die genannten Zeichner nicht annähernd so stark rezipiert worden sind. Es braucht also mehr, es braucht das Thema Shoah. *Maus* hat gerade an einem so ernsthaften Thema wie der Shoah gezeigt, dass Comics ernsthaft sein können und zieht einen Teil des Erfolges sicher auch aus dem gerade in Deutschland umstrittenen Thema der Shoah-Repräsentation. Für Groth ist *Maus* ein Beispiel dafür, wie sich ein Comic durch thematische ‚Hochwertigkeit' diskursiv durchsetzen kann: „The holocaust is intellectually ‚current' in a way that stories of an analogous literary quality about young women in an LA punk milieu or a graphic novel of depression-era hoboes are not."[120] Positiv ist immerhin die Wahrnehmung des Comics durch weitere Leserkreise, die *Maus* bewirkt hat: „*Maus* certainly has moved through other circles than most comics have, and the result is that I find people who have discovered comics through *Maus*."[121] Die Diagnose Groths bleibt dennoch richtig: Das Thema von *Maus* kann als diskursive Rechtfertigung für die ‚ernsthafte' Beschäftigung mit Comics dienen. *Maus* hat den Comic zumindest kurzfristig salonfähig gemacht. Der Eintritt des Comics in den wissenschaftlichen Diskurs ist möglich geworden, weil keine soziale Ausgrenzung droht: man ist, wenn man sich mit *Maus* beschäftigt, nicht ‚komisch'.

117 Françoise Mouly/Art Spiegelman, zit. n. M. Orvell: Writing Posthistorically, S. 123.
118 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 65f.
119 A.C. Knigge: Comics, S. 170. Knigge nennt David Mazzuchelli, Harvey Pekar, Jason Lutes und Howard Cruse.
120 G. Groth: The Maus Fallacy, S. 3.
121 A. Spiegelman/G. Groth: Art Spiegelman Interview, S. 60.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

III.4 Der Eintritt der Wissenschaft in die Comic-Szene

Maus hat es also geschafft: Dieser Comic wird nicht nur als Kunst oder Literatur, sondern auch als wissenschaftlicher Gegenstand ernstgenommen. In diesem Sinne ist die Einteilung in die Zeit vor und nach *Maus* sogar gerechtfertigt. Diese Differenz bezieht sich dann aber nicht auf die Qualität graphischer Literatur selbst, sondern vor allem auf den selten glamourösen Eintritt des Comic-Gegenstands in die Geisteswissenschaften. Die Frage ist daher nun, ob diese mehr als nur zu reagieren vermögen: Wie verhält sich die Wissenschaft nach *Maus*? Produziert *Maus* nur einen der kurzlebigen Booms, wie sie die Statistik über die Comic-Forschung verzeichnet, oder wird es eine kontinuierliche Forschung geben? Die kulturellen Widerstände sprechen für einen kurzfristigen Boom, der zudem sehr an *Maus* gebunden ist. Schließlich werden die medienessentialistischen Argumente gegen graphische Literatur genutzt, um sozial relevante Diskurspositionen zu stärken; es gibt also einen Mechanismus, der so schnell nicht aufzulösen ist. Die Entwicklung kann wahrscheinlich auch weiterhin nur in Wellen oder Schüben stattfinden. Dafür braucht es einerseits immer wieder neue oder neu entdeckte graphische Literatur, die sich auch außerhalb der üblichen Leserschaft Gehör verschaffen kann. *Maus* hat eine gute Strategie gefunden, die Leserschaft auszuweiten. Einige Strategien, die für wissenschaftliche Diskurse gewählt wurden, um ihren Gegenstandsbereich auszuweiten und ihren Eintritt in die Comic-Szene zu schaffen, wurden oben genannt. Diese Strategien sind zum einen wichtig, weil Wissenschaft Kultur mit gestaltet, d.h. bestimmte kulturelle Formen ermöglicht oder unterdrückt. Eine ‚ernsthafte' Beschäftigung der ‚ernsthaften' Instanz Wissenschaft mit graphischer Literatur und ein wissenschaftlicher Blick auf Kunst würde schließlich nicht nur dem Image graphischer Literatur aufhelfen, sondern auch Fragestellungen herausarbeiten können, die die Unterschiede innerhalb des Mediums greifbar und auf diese Weise seine professionelle Weiterentwicklung möglich macht. Umgekehrt könnte eine Offenheit des wissenschaftlichen Interesses für nicht etablierte Formen der Forschung selbst nutzen, die sich durch Voreingenommenheit und dem Festhalten an den gegebenen Diskursformen auch selbst einschränkt. Ein Highlight in einer solchen Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses wäre dann das momentan schwer Vorstellbare: die Gelehrten-Autobiographie in Comicform.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

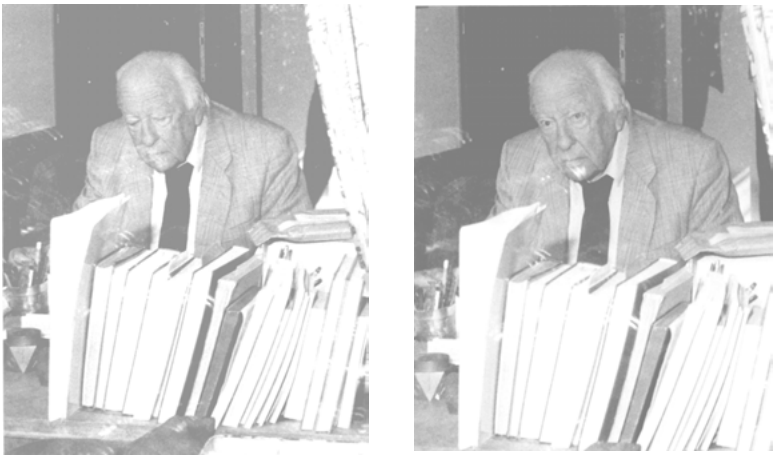

Abbildung 8: Comic der Wissenschaft III: Hans-Georg Gadamer

Literaturverzeichnis

Banner, Gillian: Holocaust literature. Schulz, Levi, Spiegelman and the memory of the offence, London 2000 (= Parkes-Wiener series on Jewish studies 8).

Bourdieu, Pierre: Soziologische Fragen, aus d. Franz. v. Hella Beister und Bernd Schwibs, Frankfurt/Main 1993.

Brockhaus/Wahrig: Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden, hg. v. Gerhard Wahrig u.a., 2. Bd., Wiesbaden, Stuttgart 1981.

Broder, Henry M.: „Mauschwitz“, in: Die Zeit vom 7.7.1989, Nr. 28, S. 47.

Carroll, Noël: Philosophical Problems of Classical Film Theory, Princeton 1988.

Dolle-Weinkauff, Bernd: „Praxis der Serienanalyse. Methoden und Ergebnisse“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.): Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 87-104.

Dolle-Weinkauff, Bernd: Comics. Geschichte einer populären Literaturform in Deutschland seit 1945, Weinheim, Basel 1990.

Dolle-Weinkauff, Bernd: „Comic“, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar u.a., Berlin, New York 1997, S. 312-315.

Eco, Umberto: Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt/Main 1984.

Eisner, Will: Mit Bildern erzählen. Comics & Sequential Art, Wimmelbach 1995.

Fohrmann, Jürgen: „Die autobiographische Tätigkeit und die Autobiographie von Germanisten“, in: Petra Boden/Holger Dainat (Hg.), Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert, Berlin 1997, S. 1-12.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Frahm, Ole/Hein, Michael: „Hilflose Täter. Was Auschwitz in einigen Comic-Geschichten verloren hat“, in: Joachim Kaps (Hg.), Comic Almanach 1993, Wimmelbach 1993, S. 90-105.

Frahm, Ole: „Weird Signs. Zur parodistischen Ästhetik der Comics“, in: Michael Hein/Michael Hüners/Torsten Michaelsen (Hg.): Ästhetik des Comic, Berlin 2002, S. 201-216.

Frahm, Ole: „Kunst nach MAUS? Art Spiegelmans Arbeit an der Gedächtniskultur“, in: Frankfurter Rundschau vom 27.09.2003, Nr. 226, S. 15.

Gamillscheg, Emil: Ethymologisches Wörterbuch der französischen Sprache, Bd. 1, Heidelberg 1997.

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 3, Gütersloh, Wien 1991, Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe von 1862.

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 11, bearb. v. Dr. Rudolf Hildebrand, Gütersloh, Wien 1991, Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe von 1873.

Groensteen, Thierry: „Why are Comics Still in Search of Cultural Legitimization?“, in: Anne Magnussen/Hans-Christian Christiansen (Hg.), Comics & Culture. Analytical and Theoretical Approaches to Comics, Kopenhagen 2000, S. 29-41.

Groth, Gary: „The Maus Fallacy“, in: The Comics Journal 147 (1991), S. 3-4.

Groth, Gary: „A Case of Complex Ignorance“, in: The Comics Journal 150 (1992), S. 3-4.

Grünewald, Dietrich: Vom Umgang mit Comics, hg. v. Hannelore Prosche, Berlin 1996.

Grünewald, Dietrich: Comics, Tübingen 2000 (= Grundlagen der Medienkommunikation 8).

Hausmanninger, Thomas/Kagelmann, Hans-Jürgen (Hg.): Comics zwischen Zeitgeschehen und Politik, München, Wien 1994.

Hein, Michael/Hüners, Michael/Michaelsen, Torsten (Hg.): Ästhetik des Comic, Berlin 2002.

Hein, Michael/Hüners, Michael/Michaelsen, Torsten: Einleitung, in: dies. (Hg.), Ästhetik des Comic, Berlin 2002, S. 9-15.

Kagelmann, Hans-Jürgen: „Hintergründiges Katz-und-Maus-Spiel“, in: Süddeutsche Zeitung vom 07.07.1989.

Kagelmann, Hans-Jürgen: Comics Anno. Jahrbuch der Forschung zu populär-visuellen Medien, Bd. 1, München, Wien 1991.

Kalenbach, Dieter/Bedürftig, Friedemann: Hitler, Bd. 1: Die Machtergreifung; Bd. 2: Der Völkermörder, Hamburg 1992.

Klappert, Annina: „Comics und Kulturpolitik. Der *Hitler*-Comic als Hitler-Denkmal“, in: Susanne Düwell/Matthias Schmidt (Hg.), Narrative der Shoah. Repräsentationen der Vergangenheit in Historiographie, Kunst und Politik, Paderborn 2002, S. 143-169.

Knigge, Andreas C.: Comic Jahrbuch 1987, Frankfurt/Main 1987.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Knigge, Andreas C.: Comics. Vom Massenblatt ins multimediale Abenteuer, Hamburg 1996.

Knilli, Friedrich u.a.: „Quantitative Entwicklung der Comicforschung“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 13-46.

Knilli, Friedrich/Zielinski, Siegfried (Hg.): Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989.

Kolk, Rainer: „Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert“, in: IASL 14.1 (1989), S. 50-73.

Langer, Lawrence: „A Fable of the Holocaust“, in: New York Times Book Review vom 03.11.1991, S. 35-36.

Leschke, Rainer: „‚Zwischenraum, um Durchzuschaun’. Anmerkungen zur Paradigmenbildung der Medientheorie“, in: LiLi 31,123 (2001), S. 85-103.

Lettkemann, Gerd/Scholz, Michael F.: „Schuldig ist schließlich jeder ... der Comics besitzt, verbreitet oder nicht einziehen läßt“. Comics in der DDR – Die Geschichte eines ungeliebten Mediums (1945/49-1990), Berlin 1994.

Magnussen, Anne/Christiansen, Hans-Christian (Hg.): Comics & Culture. Analytical and Theoretical Approaches to Comics, Kopenhagen 2000.

Magnussen, Anne/Christiansen, Hans-Christian: „Introduction“, in: dies. (Hg.), Comics & Culture, Analytical and Theoretical Approaches to Comics, Kopenhagen 2000, S. 7-25.

McCloud, Scott: Understanding Comics, Northhampton 1993.

Munier, Gerald: Geschichte im Comic. Aufklärung durch Fiktion? Über Möglichkeiten und Grenzen des historisierenden Autorencomic der Gegenwart, Hannover 2000.

Orvell, Miles: „Writing Posthistorically. Crazy Kat, Maus, and the Contemporary Fiction Cartoon“, in: American Literary History 4.1 (1992), S. 110-128.

The Oxford english dictionary, Bd. 3, hg. v. John A. Simpson/Edmund S.C. Weiner, Oxford 2000.

Rehm, Dirk: „New Comics. Von Chester Brown bis Carol Swain“, in: Reddition 21 (1993), S. 44-60.

Le Robert méthodique. Dictionnaire méthodique du français actuel, hg. v. Josette Rey-debore, Paris 1994.

Scheel, Kurt: „Mauschwitz? Art Spiegelmans ‚Geschichte eines Überlebenden‘“, in: Merkur 5 (1988), S. 435-438.

Schwarz, Kai-Steffen: „Vom Aufmucken und Verstummen der Kritiker. Die Diskussion um Art Spiegelmans *Maus*“, in: Joachim Kaps (Hg.), Comic Almanach 1993, Wimmelbach 1993, S. 107-111.

Schwender, Clemens: „Aspekte der Comic-Diskussion in Zeitschriftenaufsätzen in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1985“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundes-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

republik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 47-71.

Schwender, Clemens: „Qualitative Auswertung verschiedener Stichproben aus Zeitschriftenartikeln 1945-1985“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 75-86.

Spiegelman, Art: Maus. A Survivor's Tale, Bd. 1: My Father Bleeds History, New York 1986, Nachdruck 1991, Bd. 2: And Here My Troubles Began, New York 1991.

Spiegelman, Art/Groth, Gary: „Art Spiegelman Interview“, in: The Comics Journal 180 (1995), S. 52-114. Der zweite Teil des Interviews befindet sich in: The Comics Journal 181 (1995), S. 97-139.

Wörtche, Thomas: „Populäre Formen – binäres Denken? Anmerkungen zu Crime & Comic“, in: Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik 37,1 (1992), S. 33-43.

Wolfinger, Stefan: Von Karl Marx bis Carl Barks. Comics und Geschichte, Wien 1999 (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 15).

Zielinski, Siegfried/Matzker, Rainer: „Vorwort“, in: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski (Hg.), Germanistische Medienwissenschaft, Bd. 3: Comicforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1984, hg. v. Siegfried Zielinski/Rainer Matzker, Bern u.a. 1989, S. 7-10.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:
Untertitel: Ignatz Maus in *Krazy Kat*, 1916
Nachweis: George Herriman: Krazy Kat, Bd. 1, 1916, Wien 1991, o.S. (Comic-Strip vom 12. November 1916).

Abbildung 2:
Untertitel: Comic der Wissenschaft I: Jacob Grimm
Nachweis: Unbekannter Fotograf: Jacob Grimm, 1860 und Firma Philipp Graff: Jacob Grimm, 1862, zit. n.: Jahrbuch der Brüder-Grimm-Gesellschaft 6, hg. v. Hartmut Kugler u.a., Kassel 1996, S. 77.

Abbildung 3:
Untertitel: Mickey Mouse in *The Gallopin‘ Gaucho*, 1928
Nachweis: „The Gallopin‘ Gaucho, 1928“, in: Walt Disneys Mickey Mouse. My Life in Pictures as told to his good friend Russell Schroeder, New York 1997, S. 11.

Abbildung 4:
Untertitel: Comic der Wissenschaft II: Friedrich Theodor Vischer
Nachweis: Camilla Zach-Dorn: Bleistiftzeichnung, 1885, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Hs.-Abt. Nr. 18238. Bildvorlage Deutsches Literaturarchiv Marbach.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abbildung 5:
Untertitel: Erste Version von Art Spiegelmans *Maus* in *Raw*, 1972
Nachweis: Art Spiegelman: „Maus“, in: Breakdowns. Gesammelte Comic Strips von Art Spiegelman, Roter Stern: Frankfurt/Main, Basel 1980, o.S. [1972].

Abbildung 6:
Untertitel: Eine systemkritische Maus *Die Abenteuer von Red Rat*, 1984
Nachweis: Die Abenteuer von Red Rat, Bd. 1, hg. v. Michael Kuper und Theo Butterhoff, Übersetzung und Design v. Ralf G. Landmesser, Berlin 1984, S. 24:1.

Abbildung 7:
Untertitel: Art Spiegelman: *Maus II*, 1991
Nachweis: Art Spiegelman: Maus. A Survivor's Tale, Bd. 2: And Here My Troubles Began, New York 1991, S. 54:1-4.

Abbildung 8:
Untertitel: Comic der Wissenschaft III: Hans-Georg Gadamer
Nachweis: Mathias Michaelis: Foto von Hans Georg Gadamer, Heidelberg im August 1996. Bildvorlage Deutsches Literaturarchiv Marbach.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Franziska Schößler

ZEIT UND RAUM IN DRAMEN DER 90ER JAHRE – ELFRIEDE JELINEK, RAINALD GOETZ UND MARLENE STREERUWITZ

In den 90er Jahren lässt sich die Tendenz feststellen, die Raumkategorie zur zentralen Organisationsidee, zur Leitvorstellung wissenschaftlicher wie künstlerischer Aussagen zu machen. In der Prosa beispielsweise, die vielfach im Zeichen von Erinnerung steht, ist eine Verräumlichung von Geschichte festzustellen; Memorialgegenstände wie -räume speichern die Geschichte, so bei Wolfgang Hilbig oder auch Jochen Schmidt.[1] Zeit als strukturierender Modus von gesellschaftlichen Narrativen hingegen scheint nach der emphatischen Proklamation Fukuyamas vom Ende der Geschichte[2] zum Problem geworden zu sein, scheint sich zu verflüchtigen und ein Vakuum zu hinterlassen, das durch die Rückbesinnung auf Vergangenheit und Erinnerungsstrategien kompensiert wird; in der Literaturwissenschaft grassieren die Memoria-Theoreme.[3] Dieser Schwund an temporalen Organisationsmustern, der weit über die Aufkündigung von großen Geschichten (Lyotard) hinausgeht, auch die kleinen anekdotischen Formen affiziert und den Raum als fundamentales kategoriales System installiert, freilich nicht als homogenisierende Einheit, lässt sich an einer Vielzahl von Dramen ablesen, die in den 90er Jahren entstehen und mit großer Hellsichtigkeit diese kategoriale Verschiebung, genauer: die Aufhebung von linearen Zeitmodellen in räumliche Vorstellungen verhandeln. Dramen sind dabei in weitaus stärkerem Maße als andere Gattungen auf das

1 Wolfgang Hilbig: Der Schlaf der Gerechten. Erzählungen, Frankfurt/Main 2003; Jochen Schmidt: „Harnusch mäht als wärs ein Tanz“, in: ders., Triumphgemüse. Geschichten, München 2000, S. 9-19.

2 Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?, München 1992.

3 Vgl. beispielsweise Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990; Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hg.): Gedächtniskunst. Raum-Bild-Schrift. Studien zur Mnemotechnik, Frankfurt/Main 1991; Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992; Aleida Assmann/Dietrich Harth (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt/Main 1993. Parallel dazu wird das Vergessen, wie es Goethe und Nietzsche favorisieren, entdeckt; vgl. dazu u.a. Gary Smith/Hinderk M. Emrich (Hg.): Vom Nutzen des Vergessens, Berlin 1996.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

„Feld *realer sozio-symbolischer Praxis*" bezogen[4], lassen in besonderem Maße kenntlich werden, welche Erzählungen, welche Narrative für die imaginären gesellschaftlichen Identitätskonstruktionen einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Gruppe, relevant sind. Insbesondere die Dramatik, so könnte postuliert werden, nimmt eine Akkumulation des Imaginären vor[5], versieht eine Gesellschaft mit phantasmatischen kulturellen Selbstentwürfen, nicht ohne diese kritisch zu kommentieren. Eine Auseinandersetzung mit Dramen der 90er Jahre könnte mithin verdeutlichen, in welcher Weise Zeit- und Raumwahrnehmung codiert, wie diese „Kategorien der Anschauung" semantisiert werden. Vermögen das Theater und die Dramatik „ein neues kulturelles Wissen, das derzeit noch nicht diskursiv zur Verfügung steht", zu formulieren[6], so betrifft dieses Wissen auch die Wahrnehmung von Raum und Zeit als grundlegende Organisationsformen gesellschaftlicher Erzählungen.

In den einschlägigen Dramen der 90er Jahre dominiert also vielfach ein Sujet, das ihren historischen Ort nach 1989 markiert, in dramentechnischer Hinsicht allerdings unterschiedlich umgesetzt wird. Was wiederholt zum Thema wird, ist Zeit, genauer: die Aufhebung von Zeit oder auch, politisch formuliert: das Ende der Geschichte, ja selbst das Ende der Geschichten, weil sukzessive lineare Zusammenhänge nicht mehr hergestellt werden können, selbst nicht in ihrer anekdotischen Kleinform – Simultaneität auf Sprach- wie Handlungsebene wird zum Signum einer Dramatik, die die lineare Narration im Sinne des Postdramatischen verabschiedet. Diese Aufhebung von Zeit kann als Reaktion auf das Ende sozialistischer Utopien (Elfriede Jelinek) gewertet werden, ebenso auf die generelle Geschichtslosigkeit nach 1945, die mit der Verdrängung des Nationalsozialismus in Zusammenhang steht (Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz, Rainald Goetz)[7]; diese Aufhebung von linearer Zeit ist jedoch auch auf die Normalisierungsprozesse einer medialen Informationslandschaft und routinierten Arbeitswelt zurückzuführen, die zeitliche Imperative implantiert, den Alltag zum „Automatismus", zum „Ballet" werden lässt, wie beispielsweise in Gesine Danckwarts Stücken deutlich wird. Zusammen mit dieser Aufhebung linearer Zeit durch Verfahren der Synchronisierung, der Ritualisierung, der seriellen Wiederholung und der Fraktur gewinnt der Raum an Bedeutung; zu unterscheiden ist dabei zwischen den sprachlich evozierten Raumphantasien und den auf der Bühne entstehenden Raumkonstellationen, die die sprachliche Textur vorgeben kann, jedoch nicht muss. Allerdings fun-

4 Hans-Thies Lehmann: Postdramatisches Theater. Essay, Frankfurt/Main 1999, S. 16.

5 Vgl. dazu K. Ludwig Pfeiffer: Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie, Frankfurt/Main 1999.

6 Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch/Christel Weiler (Hg.): Transformationen. Theater der neunziger Jahre (Recherchen 2), Berlin 1999, Einleitung, S. 10.

7 Zur Bearbeitung der NS-Vergangenheit auf der Bühne nach 1945 vgl. Klaus von Schilling: Die Gegenwart der Vergangenheit auf dem Theater. Die Kultur der Bewältigung im politischen Drama von Max Frisch bis Thomas Bernhard, Tübingen 2001, S. 19f.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

giert der Raum nicht als Einheitskategorie, die das dramatische Geschehen als Kontinuitäts- und Realitätsmarker begleitet und situiert, sondern er wird fragmentiert und heterogen organisiert, und zwar in einer doppelten Bewegung. Zum einen definieren sprachliche Operationen (durchaus im Sinne der Wortkulisse) den Raum in permanenten performativen Akten neu, laden ihn mit Bedeutungen und Semantiken, zum Teil auch widersprüchlichen, auf; bei Jelinek koinzidiert die Landschaft des Geistes mit der des Grabes. Der Raum wird diskursiv differenziert und segmentiert, verliert seinen Status als übergeordnete dramatische Einheitskategorie, wie sie die klassische Dramentheorie kennt. Zum anderen löst sich der Raum gerade aufgrund dieser heterogenisierenden Überdeterminierung als stumme Materialität von der Sprache ab, erscheint in skulpturaler Form oder verdichtet sich zur Ikone, zum Bild jenseits eines kontinuierlichen Geschehens wie beispielsweise bei Marlene Streeruwitz. Die grundlegende Dissoziation von Sprache und Körper (im Postdramatischen) affiziert mithin auch die Raumgestaltung, zersetzt den Raum als dramatische Einheit, obgleich er zum Organisationsprinzip von Geschichte(n) wird.

Darüber hinaus zeichnet sich in den untersuchten Dramen, und zwar aufgrund dieser Ikonisierung und Materialisierung, eine Auseinandersetzung mit rivalisierenden Medien ab, allem voran mit den kineastischen Bilderwelten, die die Dramen imitieren, in einer (verzerrenden) Mimikry nachstellen und demontieren[8] – Goetz bringt eine Unterhaltungsshow auf die Bühne, Streeruwitz reinszeniert Filmmythen, Jelinek stattet ihre Bühne mit Leinwänden aus, die das Personal wie die Sprache doppeln. Das Theater reibt sich an der Omnipräsenz der Medien als zentrale Produzenten von kollektiven Bildpools, forciert diese Auseinandersetzung mit preferierten Medien, imitiert die generelle Dominanz der Bildebene über die Sprachebene, wie sie die mediale Welt auszeichnet, doch auch um diese kollektive Bildproduktion zu problematisieren – Kritik als Distinktionsmerkmal. Die mediale Bildwelt, so wird beispielsweise bei Jelinek deutlich, produziert Imitate ohne Originale, ratifiziert ungleiche Geschlechterrepräsentationen und etabliert eine Welt des kollektiven Scheins, in der sich ausgrenzende Identitätsmythen genüsslich einrichten.

Im Folgenden sollen am Beispiel der Dramen von Elfriede Jelinek, Rainald Goetz und Marlene Streeruwitz diverse Zeit wie Raumphantasien, preferierte Organisationsformen von Geschichte(n) sowie die Transposition von Zeit in Raum vorgestellt werden.

8 In den Dramen von Albert Ostermaier, Igor Bauersima und Patrick Roth wird allerdings eine Synthese von Kino und Theater versucht (auf dem Theater). Für Ostermaier stellt das Kino die neuen Mythen her, die das Theater mit den alten zusammenzubringen vermag. In *Death Valley Junction* begegnet Dantes *Göttliche Komödie* den Plots aus dem Mainstream-Kino.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

I. Elfriede Jelinek: Sprachflächen und Körperskulpturen

Jelineks Dramen zeichnen sich – diese Tendenz ist seit *Wolken.Heim*, einem Sirenengesang deutscher Geistesgeschichte, festzustellen – durch ihre Sprachflächen aus; in den Mündern der Figuren werden diverse Sprachebenen, zum Teil kalauernd, zusammengeführt, die ideologischen Implikationen ausgestellt und zum Kollaps gebracht. „Es spricht", oder auch, durchaus im Freudschen Sinne, es verrät sich, allerdings im Sinne eines kollektiven Unbewussten, das gemäß „ideologischer Staatsapparate" organisiert ist. Diese collagierten Sprachflächen ‚sampeln' meist diejenigen Mythen, die aggressive Ausgrenzungsgesten legitimieren und camouflieren, allem voran die Mythen von Natur und Heimat. Wird in Jelineks Stücken durch dieses Sprachverfahren auch Juden- und Fremdenhass zusammengezogen, also diverse historische Diskursformationen überlagert, so geht es Jelinek grundsätzlich nicht um historische Entwicklungen, sondern die Montage von Sprachsphären produziert ‚stasis', Stillstand und Erstarrung, also Zeit- und Geschichtslosigkeit; es geht um homologe Diskurse, Argumentations- und Legitimationsformen. Jelinek erklärt über die Entstehung ihres Stückes *Totenauberg*[9], ein Drama über das Schweigen Heideggers nach 1945 und den Fremdenhass nach 1889: „Dabei war der eigentliche Anlaß des Stücks der Fall des Sozialismus, die deutsche Wiedervereinigung und meine eigene Resignation. Ich war lange in der KPÖ gewesen und hatte auf eine nicht-kapitalistische Veränderbarkeit der Welt gehofft."[10] Für Jelinek stellt sich nach der Wende die Frage nach dem Fremden, nach Alterität neu[11], und zwar als ganz konkretes Phänomen, das gleichwohl als Metapher fungiert:

9 Zum Verhältnis von Zitaten und Figuren in *Totenauberg* vgl. Maja Sibylle Pflüger: Vom Dialog zur Dialogizität. Die Theaterstücke von Elfriede Jelinek, Tübingen, Basel 1996, S. 195; zum Theaterstück insgesamt Margarete Sander: Textherstellungsverfahren bei Elfriede Jelinek. Das Beispiel *Totenauberg,* Würzburg 1996.

10 Peter von Becker: „‚Wir leben auf einem Berg von Leichen und Schmerz'. Gespräch mit Elfriede Jelinek", in: Theater heute, September 1992, S. 1-9, hier S. 7.

11 Jelinek beschäftigt sich in ihren frühen Stücken vor allem mit dem Ort der Weiblichkeit in einer männlich dominierten Gesellschaft, so in ihrem ersten Stück *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften*, 1979 uraufgeführt, und auch in *Clara S. musikalische Tragödie*, einem Stück über Clara Schumann, die Ehefrau des Komponisten, die einerseits auf eine eigene Kunstkarriere verzichtet, andererseits den Geniemythos ihres inzwischen dementen Ehemannes aufrecht zu halten versucht. Auch in *Krankheit oder Moderne Frauen*, einem monströsen Kasperlestück in der Tradition des Grand guignol, wird die marginalisierte Stimme der Frau hörbar. Die Themenverschiebung, die in ihrem Oeuvre um 1990 feststellbar ist, erklärt Jelinek wie folgt: „Ja, das Libidinöse ist hier übertragen auf etwas Abstraktes. Der Fremde, der seinen Körper verkaufen muß, um leben zu können, die Gewalt gegenüber den Fremden, die ihrerseits die Gewalt dann wohl wieder an ihre Frauen weitergeben." P. v. Becker: Wir leben auf einem Berg von Leichen und Schmerz, S. 7.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Um 1990 seien

„viele DDR-Bürger, die endlich reisen durften, als erstes in die bayrischen und österreichischen Alpen gefahren. Als Fremdlinge. Und weil sie nicht hören wollten, daß man zum Bergsteigen besondere Schuhe braucht, sind viele von ihnen gleich abgestürzt [...]. Das hat mich in dem Stück unter anderem auf die Metapher von den Fremden nicht als Flüchtlingen, sondern als Touristen gebracht. Dazu kam seit der Öffnung des Ostens auch die wachsende fremdenfeindliche Stimmung in Österreich."[12]

Jelinek collagiert also diverse historische Momente in ihren Sprachflächen, die als formaler Ausdruck von Resignation gelten können, als Absage an den (dramatischen) Konflikt und Geschichte überhaupt. Jelinek erklärt in dem Interview mit Peter von Becker: „Weil ich resigniert habe, daß politische Ziele, daß überhaupt Ziele außerhalb von einem selbst zu haben noch einen Sinn macht, habe ich das Ganze [gemeint ist *Totenauberg*; Anm. v. Verf.] in Aspik gegossen und eingefroren. Nichts hat mehr Schärfe, daß daraus noch ein produktiver Konflikt entstehen könnte."[13] Die Sprache der Figuren gleicht einem Archiv, in das diverse historische Diskursformationen eingelagert sind, auch widersprechende, oppositorische. In Jelineks Sprachkosmos, in dem die geltenden Diskurse unisono aus den Mündern der Figuren sprechen, sind vielfach ‚Gegenstimmen' eingelagert – der Körper, das Blut, und die Gedichte Paul Celans –, doch auch diese verschwinden in den dichten Sprachverfugungen, sind gleich-gültig geworden. In *Stecken, Stab und Stangl*, einem Stück, das dem heutigen Umgang mit Massenmorden und Pogromen nachgeht, werden Fragmente aus Celans frühem Gedichtzyklus *Mohn und Gedächtnis* „*[l]eiernd, uninteressiert, ganze Silben verschluckend, als läse er aus einer Zeitung vor*"[14], präsentiert. Stimmen aus unterschiedlichen Zeiten, die entgegengesetzte Haltungen repräsentieren, beispielsweise die Erinnerungslosigkeit und Auratisierung der „Frühe" Heideggers und das Erinnerungsethos Celans, werden in einen synchronen Archivraum überführt und ahistorisiert, Geschichte stillgestellt, die oppositorischen Stimmen verschliffen, weil sich das gegenwärtige Sprechen alle Diskurse vampirisch einzuverleiben vermag.[15]

Diese verdichtende Sprachcollagierung in *Totenauberg* findet ein Pendant in der Raumgestaltung des Stückes. Der Titel verweist auf eine konkrete Lokalität, auf Todtnauberg, das Heideggersche Refugium, dessen Semantik die Topographie eines traditionsreichen Erhabenheitsdiskurses aufruft, den Berg, doch durch die Silbe „Au" auch den Holocaust. Der Landschaft sind entsprechend Fragmente aus Celans berühmtem Gedicht *Todtnauberg* eingearbeitet, in dem dieser, nach einem Treffen auf Heideggers Hütte, die Hoffnung auf eines „Denkenden /

12 Ebd.
13 Ebd., S. 8.
14 Elfriede Jelinek: „Stecken, Stab und Stangl. Eine Häkelarbeit", in: dies., Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke, Reinbek b. Hamburg 1997, S. 15-68, hier S. 60.
15 Vgl. dazu vor allem Marlies Janz: Elfriede Jelinek, Stuttgart 1995, S. 128.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

kommendes / Wort“ artikuliert. Evoziert wird in diesem Gedicht eine düstere Landschaft, der Schwarzwald wird zum Hochmoor; „die halb- / beschrittenen Krüppel- / pfade im Hochmoor, // Feuchtes, / viel.“[16] Jean Bollack geht in seiner Analyse dieses Gedichtes davon aus, dass Celan in der Gebirgslandschaft des Schwarzwaldes denjenigen Berg von Leichen wahrgenommen habe, den der Nationalsozialismus hinterlassen hat, dass Celan Heidegger mithin in die Landschaft des Todes geführt habe, um ihn damit zu konfrontieren.[17] In Jelineks Drama wird diese Todeslandschaft nachgestellt und in den Ort des Denkens, den „Berg“, eingetragen, der jedoch zugleich als zentrale Metapher eines sich hybrid aufbauenden narzisstischen Ich fungiert. Die junge Frau aus *Totenauberg* spricht: „Wir erhöhen uns und werden zum Gebirg“.[18] Diese traditionsreiche Pathostopographie verbindet Jelinek an einigen Stellen mit Hölderlins Gebirgslandschaft aus *Patmos*, in der sich die „Söhne der Alpen“ mühelos auf Brücken begegnen.[19] Bei Jelinek jedoch begegnet das Ich immer nur sich selbst; der Ich-Diskurs ist ein autistischer. Collagieren die Sprachflächen also oppositorische Diskurse (von Opfern und Tätern), so ist der Raum analog konstruiert. Der Berg als Ort des Geistes ist mit dem Grab identisch, wobei Jelinek fragile Brücken zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung, zwischen Eigentlichkeit und Allegorie baut. Der Berg ist der imaginäre Gipfel des Geistes wie der reale Berg von Leichen, Totenauberg ist Todtnauberg und Auschwitz, Lokal-Konkretes und Stellvertretung. Der Raum wie die Sprachfläche als Schutt- und Trümmerfeld fraktierter Diskurspartikel können damit als Allegorien eines melancholischen Bewusstseins im Sinne Benjamins gelesen werden. Dafür spricht auch die Tatsache, dass die Bühne als Ort serieller Reproduktion angelegt ist. Die Figuren, Heidegger und Arendt, die hier als ihre eigenen Mythen auftreten und aus biographischen Splittern zusammengesetzt sind, sind Reproduktionen, werden in ‚reale‘ Körper und filmische ‚Abbilder‘ gespalten, erscheinen doppelt, als Bild und Leib. Von Beginn an dominieren Filmleinwände die Bühne, die auch die Figuren ‚fiktionalisieren‘ und als buchstäbliche Projektionen eines imaginativen Spiels erscheinen lassen, dessen Bilder und Repräsentationen wiederholt destruiert werden. Die Räume (Natur, Berg) als reproduzierte wie die Figuren als Bilder sind immer schon Imitate ohne Originale, sie sind in fundamentaler

16 Paul Celan: „Todtnauberg“, in: ders., Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt/Main 2003, S. 282.

17 Jean Bollack: Paul Celan. Poetik der Fremdheit, Wien 2000.

18 Elfriede Jelinek: Totenauberg. Ein Stück, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 64.

19 Es heißt in *Patmos*: „Im Finstern wohnen / Die Adler und furchtlos gehn / Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg / Auf leichtgebaueten Brücken. / Drum, da gehäuft sind rings / Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten / Nah wohnen, ermattend auf / Getrenntesten Bergen, / So gib unschuldig Wasser / O Fittige gib uns, treuesten Sinns / Hinüberzugehn und wiederzukehren.“ Friedrich Hölderlin: „Patmos. Dem Landgrafen von Homburg“, in: ders., Sämtliche Gedichte. Studienausgabe in zwei Bänden, hg. und kommentiert von Detlev Lüders, Bd. 1, Bad Homburg 1970, S. 340.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Weise stellvertretende Chiffren (ohne Referenten) und allegorisch organisiert.[20] Dieser allegorischen Struktur entspricht es, wenn Theorien zu Requisiten vergegenständlicht werden. Die bejahrte Heidegger-Figur ist in ein „Gestell" eingepasst, das sie allein aufrecht hält. Jelinek verräumlicht so einen zentralen Begriff der Heideggerschen Technik-Philosophie und ruft den einzigen Aufsatz auf, in dem der Philosoph die Massenvernichtung der Juden erwähnt.[21] Es heißt in Heideggers Text *Das Ge-Stell*: „Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern, das Selbe wie die Blockade und Aushungerung von Ländern, das Selbe wie die Fabrikation von Wasserstoffbomben"[22], eine Aussage, die Philippe Lacoue-Labarthe für „auf skandalöse Weise unzureichend" hält.[23] In *Stecken, Stab und Stangl* arbeitet Jelinek diese Äußerung, die sie in dem Interview mit Peter von Becker als Ungeheuerlichkeit bezeichnet, im Wortlaut ein. In *Totenauberg* ruft also ein Requisit diesen Text und seine Stellungnahme auf. Theorie wird durch ein Zeichen verräumlicht und verdinglicht; die Bühnenlandschaft steht mit ihren diskursiven Frakturen, Collagen, Reproduktionen und Übersetzungen (von Text in Dinge und umgekehrt) im Zeichen der Allegorie.

Das Sprachverfahren Jelineks, ihre Sprachflächen, die eine konkrete historische Erfahrung zum Ausdruck bringen, nämlich das Ende der sozialistischen Alternative, modifiziert auch den Bezug zwischen Körper und Stimme. Jelineks Stücke, die den individualisierten Komplex der Bühnenfigur zerschlagen, tendieren zum Chorischen; im *Sportstück* wird konsequenterweise der Dop-

20 Sigrid Lange liest *Totenauberg* vor dem Hintergrund der Trauerspielkonzeption von Benjamin, bezeichnet die Arendt-Figur als Melancholikerin und weist ebenfalls auf die allegorischen Strukturen der Topographie hin; Sigrid Lange: Authentisches Medium. Faschismus und Holocaust in ästhetischen Darstellungen der Gegenwart, Bielefeld 1999, S. 111f.

21 Einschlägig für die Debatte um Heidegger und den Nationalsozialismus ist die umstrittene Darstellung von Victor Farías: Heidegger und der Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt/Main 1989; vgl. ebenso Pierre Bourdieu: Die politische Ontologie Martin Heideggers, Frankfurt/Main 1988; Hugo Ott: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt/Main, New York 1992. Zu den Etappen von Heideggers „politischem Jahr", seines Rektoratsjahrs 1933/34, vgl. Ernst Nolte: „Philosophisches im politischen Irrtum? Heideggers Rektorat im Umfeld der Zeitgeschichte", in: Peter Kemper (Hg.), Martin Heidegger – Faszination und Erschrecken. Die politische Dimension einer Philosophie, Frankfurt/Main, New York 1990, S. 30-50, hier S. 35f.

22 Martin Heidegger: „Das Ge-Stell", in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 79, Frankfurt/Main 1994, S. 24-45, hier S. 27. In dem Aufsatz *Die Frage nach der Technik*, die die Anfangsformulierung aufnimmt, wird dieser Hinweis getilgt; dort heißt es: „Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie. Die Luft wird auf die Abgabe von Stickstoff hin gestellt, der Boden auf Erze, das Erz z.B. auf Uran." (Martin Heidegger: „Die Frage nach der Technik", in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 7, Frankfurt/Main 2000, S. 5-36, hier S. 16.)

23 Vgl. dazu das Programmheft der Aufführung *Sit venia verbo. Seinsvergessenheit* von Michael Deutsch in Zusammenarbeit mit Philippe Lacoue-Labarthe, Premiere am 13. Dezember 1989 am Stadttheater Freiburg, S. 25.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

pelchor als antagonistische Gruppe von Hooligans reaktiviert. Auch diese chorische Formation kann als spezifischer Umgang mit Zeit dechiffriert werden, ist eng mit der Aufhebung von einzelnen Stimmen und ihrer genuinen Zeit verbunden, macht Sprechen zum simultanen Akt und rhythmisiert die Rede, bindet sie mithin an ein Metronom. Im *Sportstück* gerät alles, Lebenslauf wie Sprechen, unter das Diktat des Taktes, der die Aktionen wie das Sprechen skandiert. Das zentrale Paradigma des Sports erhebt, so führt Juliane Vogel aus, den omnipräsenten Takt zum neuen Gott, der als zeitlicher Imperativ den Körpern implantiert wird. Dieser Takt wird nicht nur inhaltlich beschworen, sondern bestimmt auch das (entindividualisierte) Sprechen. „Daß im Hintergrund des Sportstücks immer die Zeitmesser laufen, daß die Figurenrede sich letztlich an den despotischen Zeit- und Zählordnungen von Stoppuhren und Metronomen, von Exerzier- und Turnmeistern bricht, deutet hier das Ende allen subjektiven theatralischen Sprechens an. Zähl- und Maßvorgänge begleiten es. Metronomische und autoritäre Skandierungen grundieren und organisieren die Rede auch dann, wenn diese ihrem eigenen subjektivischen mäandernden Rhythmus zu folgen scheint.“[24] Lebenszeit wird zu Laufzeit, Sprache zu Rhythmus, wie Einar Schleef in seiner Wiener Inszenierung kongenial umsetzt, Geschehen wird zu Serie und Takt, ein Organisationsmuster, das ebenfalls das Ende von Geschichte, von Veränderung überhaupt, signalisiert und den dramatischen Konflikt als Prototyp geschichtlicher Prozesse suspendiert.

Darüber hinaus lösen die rhythmisierten Sprachflächen Jelineks die diskursive Ebene nachhaltig von der physischen ab; jenseits der Sprache erscheinen die Körper der Figuren als (stumme) Schauobjekte.[25] Die „Körperlichkeit des Theaters [rückt] im Unterschied zum Drama ins Zentrum, indem die Stücke eine konfrontative Gegenüberstellung von Text und Schauspielerkörper erzwingen.“[26] Die Körper werden als materielle Einheiten im Raum wahrnehmbar, und erfahrbar wird, dass erst die Sprache phantasmatische Körperbilder produziert und damit über die Teilnahme am (patriarchalen) Identitätsdiskurs entscheidet. Die Körper erscheinen als skulpturale Entitäten und der Theaterraum buchstäblich als Schauplatz, als ein Ort der Sichtbarkeit, an dem (sprachliche) Repräsentationen hergestellt werden. Diese Sichtbarkeit des Körpers findet einen inhaltlichen Reflex, wenn der Körper bei Jelinek wiederholt als geschändeter und blutender auftritt, damit als Antiphon der (diskursiven) Zurichtungen. In den Dramen *Burgtheater. Posse mit Gesang*, *Stecken, Stab und Stangl* und im *Sportstück* tritt er als gequältes Stück Fleisch jenseits der sprachlichen Formationen in

24 Juliane Vogel: „Harte Bandagen. Vorläufige Anmerkungen zu Elfriede Jelineks *Ein Sportstück*“, in: Manuskripte. Zeitschrift für Literatur 144 (1999), S. 121-125, hier S. 121f.

25 Ulrike Haß: „‚Sinn egal. Körper zwecklos.‘ Anmerkungen zur Figur des Chores bei Elfriede Jelinek anläßlich Einar Schleefs Inszenierung von *Ein Sportstück*“, in: Elfriede Jelinek. Text und Kritik, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, 1999, H. VIII, S. 51-62, hier S. 56.

26 Evelyn Annuß: „Im Jenseits des Dramas. Zur Theaterästhetik Elfriede Jelineks“, in: Text und Kritik, 1999, H. VIII, S. 45-50, hier S. 47.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Erscheinung. Werden beispielsweise in *Stecken, Stab und Stangl*, einem Stück, das mit „Eine Häkelarbeit" untertitelt ist, Masken über Masken, Künstlichkeiten über Künstlichkeiten gestülpt, so wehrt sich der Körper, das Fleisch, gegen diese homogenisierende Eingemeindung, gegen die verbalen ‚Deckmäntel'. Als der Fleischer beispielsweise versucht, zwei Aneinandergehäkelte zu trennen, heißt es: „*Er schneidet ihnen die gehäkelten Gesichtsteile wieder herunter, schneidet ihnen aber auch ins Fleisch, so daß über die Haut unter dem Gehäkelten Blutrinnsale laufen.*"[27] Zudem gibt es auch in diesem Stück einen Sündenbock, der unablässig geschändet und geschlagen wird, doch ohne zu lamentieren. Der Fleischer schlägt mit seinem Stock „*gegen das Paket, das jäh stillhält*"[28]; dann heißt es: „*Schlägt noch einmal, wütender, es beginnt Blut aus dem Paket zu tropfen.*"[29] Das Fleisch wird zu einem unübersehbaren stummen Memento. Jelinek setzt das Blut gegen die Sprache, das gleichwohl von dieser hervorgetrieben wird. Ihr Sprachverfahren potenziert mithin die Materialität der Figuren, der Dinge und Räume, obgleich diese völlig unter den flutenden Sprachflächen zu verschwinden scheinen, vollständig von Begriffen besetzt sind.

Die Figuren wie Orte in Jelineks Dramen sind also insgesamt Komposita, Zusammenstellungen fraktierter Diskurse, sind Schuttfelder und Reproduktionen, die den Zusammenhang von Figur und Bild ebenfalls zersetzen. Wie die Sprache entsteht der Raum bei Jelinek (innerhalb der Sprache) aus der Verdichtung antagonistischer Topographien, in *Totenauberg* der des Grabes und des Geistes. Zugleich eröffnet sich jenseits der sprachlichen Sphäre ein stummer Raum, in dem der Körper in seiner Materialität skulptural in Erscheinung tritt. Ein stummer Raum des Schmerzes steht neben einem überdeterminierten, der das Trümmerfeld der Sprache wie der Geschichte allegorisiert.

II. Rainald Goetz: Sampling

Seziert Jelinek in ihren Dramen die Sprechweisen der Medienlandschaft sowie literarischer und philosophischer Systeme, nimmt sie eine Art Diskursanalyse vor, wobei sie Historie in einem synchronen Archiv stillstellt, so könnten auch Rainald Goetz' groß angelegte Trilogien *Krieg* und *Festung*[30] als Diskursana-

27 E. Jelinek: Stecken, Stab und Stangl, S. 51.

28 Ebd., S. 53.

29 Ebd.

30 *Festung* besteht an sich aus fünf Bänden: Drei Bände, *1989* übertitelt, enthalten Fernsehmitschnitte, ein Band die Trilogie *Festung*, bestehend aus den Stücken *Kritik der Festung*, *Festung*, *Katarakt*; ein weiterer ist mit *Kronos* überschrieben und umfasst neun bereits veröffentlichte Erzählungen von 1982 bis 1993. Die intermedial angelegten Bände sind von der Forschung zuweilen als „Wortmüll", „Soundtrack" und „Weltgedicht" bezeichnet worden; vgl. dazu das Kapitel „*Festung* von Rainald Goetz: Kommunikation über Vernichtung", in: Stefan Krankenhagen: Auschwitz darstellen. Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser, Köln, Weimar, Wien 2001, S. 121-162, insb. S. 122. Der

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

lyse, als Bestandsaufnahme von Aussageweisen beschrieben werden.[31] Goetz' Theatertexte sind in ganz fundamentaler Weise „Sprechereignisse", „deren Sprache Sinn nicht transportiert, sondern *ist*".[32] Dieses Interesse an Diskursen, an Epistemen der Macht, sorgt für das hohe Maß an Reflexivität, das seine Stücke auszeichnet. Goetz entwirft ein Theater der Potenzialität, entwirft mögliche Dramen, mögliche Sprechweisen, indem die Figuren über mögliche Monologe monologisieren, mögliche Dialoge entwickeln, ohne sie unmittelbar zu realisieren, oder aber indem sie die theatralische Situation reflektieren und damit die sprachlichen wie darstellerischen Konventionen des Theaters ausstellen. Diese Potenzialität ist ganz ursächlich auf das Sprachkonzept Rainald Goetz' zurückzuführen, das sich vornehmlich an Foucaults Theoremen orientiert. Sprache gilt Goetz als in Machtdiskursen organisiertes System, das über das Sagbare/Unsagbare entscheidet, über das, was als Normalität und was als Wahnsinn gilt. Die einzelnen sprachlichen Akte sind unabdingbar auf diese Diskurse bezogen, finden ausschließlich innerhalb dieser Organisationsformen statt. Es gibt mithin keinen Ort jenseits der Sprache und der Macht, die sich vornehmlich durch das (‚aufklärerische') Phantasma von Logik, Klarheit und Wahrheit auszeichnet – vor allem diesem ‚Logozentrismus' gilt die entstellende Spracharbeit in *Festung*.[33] Entsprechend scheinen die Stücke von Goetz auf den visionären Ort einer potenziellen Rede und eines vorsprachlichen Denkens zuzustreben, das sich noch nicht festgelegt hat, noch nicht in den Raum der Klarheit überführt ist, unweigerlich aber auf diese Fixierung zuläuft – diese Bewegung führt Goetz in der Trilogie *Festung* wiederholt vor.

Die Sprachkritik, die Goetz unternimmt – in komplexer Auseinandersetzung mit dem Meister der Kritik, mit Adorno –, gilt vor allem einem Sujet, das auch für Jelinek im Vordergrund steht: Er seziert den diskursiven Umgang mit Vergangenheit, mit dem Holocaust, führt die in den 90er Jahren pluralen, ja inflationär gewordenen Redeweisen über den Holocaust vor[34], indem er in

zweite und dritte Teil der Trilogie *Festung* wurde am 22. und 23.12.1992 am Schauspiel Frankfurt unter der Regie von Hans Hollmann uraufgeführt. Zu einer Aufführungsbesprechung dieser Inszenierung, die ganz auf Mediensatire setzt, vgl. Anna Opel: Sprachkörper. Zur Relation von Sprache und Körper in der zeitgenössischen Dramatik: Werner Fritsch, Rainald Goetz, Sarah Kane, Bielefeld 2002, S. 96f., ebenso S. 126f.

31 Vgl. dazu auch Thomas Doktor/Carla Spies: „Rainald Goetz", in: Alo Allkemper/Nobert Otto Eke (Hg.), Deutsche Dramatiker des 20. Jahrhunderts, Berlin 2000, S. 868-883, hier S. 870.

32 Gerda Poschmann: Der nicht mehr dramatische Theatertext. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse, Tübingen 1997, S. 212.

33 So hält Goetz im Programmheft zur Aufführung am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg fest; vgl. ebd., S. 216.

34 Auch Krankenhagen betont: „Die Theaterstücke, wie auch *Gesamt-Festung*, bestimmen sich als ein intertextuelles Verweissystem in der Abhängigkeit von bereits vorhandenen Zeugnissen der Darstellung des Holocaust. Adornos Theorie ist hierbei genauso Referenzpunkt wie *Die Ermittlung* von Peter Weiss, Überlegungen Lyotards zum Verhältnis von Vergessen und Erinnerung, die hermeti-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der Trilogie eine historische Linie nachzeichnet, die von dem verstümmelnden Schweigen in den 50er und 60er Jahren (*Kritik der Festung*) zu einer Explosion obligater Erinnerungsrituale und medialer Sprechweisen über die Shoah in den 90er Jahren führt (*Festung*). Im Klappentext heißt es über diesen mittleren Teil: „Das Wannseekonferenzstück *Festung* handelt vom heutigen Reden über den deutschen Beschluß zur Vernichtung der Juden". In diesem zweiten großen Abschnitt der Trilogie fließt eine Vielzahl historischer Momente zusammen. Geschichte wird, ähnlich wie bei Jelinek, zum Simultanraum; sie erscheint, zumal in der Welt der Medien, als Stillstand. Eine wichtige Ordnungsfunktion kommt den Räumen zu; die Szenen sind vielfach mit Orten überschrieben wie „Villa Hammerschmitt", „Wannseevillaturm", „Berghof auf dem Obersalzberg", „Durchgangslager / Leichenkeller" etc. Das Stück ‚spielt' am 9. November 1989 am Wannsee, doch zugleich werden die Daten 9. November 1938, das Jahr der sogenannten ‚Reichskristallnacht'[35], und der 9. November 1923, der ‚Hitler-Putsch' in München, aufgerufen, zudem 1889 als Geburtsjahr von Hitler und Heidegger[36] und vor allem der 20. Januar 1942, das Datum der Wannseekonferenz, auf der die systematische Auslöschung der Juden beschlossen wurde.[37] Dieses Treffen vergegenwärtigt beispielsweise der Deutsche Bote in einer Mimikry bürokratischer Abstraktion, die das eigentliche Geschehen in Lücken verschwinden lässt, und zwar an dem signifikanten Ort einer „Rampe", die auch in Peter Weiss' Oratorium *Die Ermittlung*, für Goetz ein zentraler Referenztext, zum Schauplatz wird; in *Festung* spricht die Figur des Deutschen Boten: „des weiteren zu führen / ist mir im übrigen erinnerlich / und ich ermächtige Sie hiermit nachträglich / die Grube / Gras / der innerdeutschen deutschen Behörden / des dortigen Dienstbereiches von dieser Anordnung / zu unterrichten / mso / bringnse was zu trinken / der offizielle Teil der Konferenz / ist hiermit be / Protokoll".[38] Das Stück von Rainald Goetz ist mithin als „Spurenkreuzung" angelegt,[39] wie es in der Rekapitulation der eigenen Genese heißt, eine der zahlreichen reflexiven Volten des Stückes; die Kunstfigur Harpe Kerkeling führt aus: „Aber im Winter / neunzehn

sche Dichtung Paul Celans oder der Film *Shoah* von Claude Lanzmann. An keiner Stelle geht es in *Gesamt-Festung* darum, einen originären Blick auf die Taten der Vernichtung zu behaupten; stattdessen reflektiert sich die Arbeit als eine sekundäre Darstellungsform von Auschwitz." (S. Krankenhagen: Auschwitz darstellen, S. 123.)

35 Die Figur Rudolf Augstein erklärt: „man sieht / da sind die Daten / neuzehn achtzehn dreiundzwanzig achtunddreißig / alles heuer heute Nacht gefeiert / deutsche Wannseevilla live" (Rainald Goetz: Festung. Stücke, Frankfurt/Main 1993, S. 151.)

36 Ebd., S. 118.

37 Vgl. u.a. Kurt Pätzold/Erika Schwarz: Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. Eine Dokumentation zur Organisation der Endlösung, 3. Aufl., Berlin 1992; Mark Rosemann: Die Wannsee-Konferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte, München, Berlin 2002.

38 R. Goetz, Festung, S. 107f.

39 Ebd., S. 214.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fünfundachtzig sechsundachtzig / lebte ich als Häftling eines Staatsstipendiums / freiwillig und gerne in der Villa des sogenannten / literarischen Colloquiums Berlin / am großen Wannsee".[40] Im Jahr 1985 wird der Film *Shoa* ausgestrahlt, der den Holocaust zum ersten Mal als popularisiertes Medienereignis vorführt, „und plötzlich kippte der milde Schwachsinn um / das war plötzlich kein Witz mehr / [...]. Die Wannseekonferenz / Rede / und Vernichtung / und dieser Spurenkreuzung / bin ich dann / gefolgt".[41]

Die Simultaneität der Zeitpunkte, die Goetz etabliert, führt dazu, dass der Raum als Organisationsprinzip attraktiv wird, weil unterschiedlichste Gestalten simultan präsent zu sein vermögen[42], Linearität einer visuellen Übersicht und gleichzeitigen Spiegelung von allem in allem weicht. Der Raum avanciert zum vorbildlichen Paradigma eines Schreibens, das Linearität durch die verdichtende Collage, durch den Sound aufhebt. Eine der Figuren führt aus:

„wobei der Witz am Raum / ist daß man fast beliebig vieles / gleichzeitig und unterschiedlich groß und deutlich / sieht und hört und wahrnimmt / Festung / der fahlen Schemen / sozusagen ist ja völlig offen / wen man was wie weit im Hintergrund / in welchen Kleidern / sagen sieht zum Beispiel oder ganz weit vorne / aber dafür klitzeklein im Messingknauf / von irgendeinem Stock gespiegelt / auf den gestützt ein Maler / mich beim Musizieren / dieser Argumente / zeigt zum Beispiel / ist ja ganz was anderes / der Raum als ein gedruckter toter Text".[43]

Die Festung, das Stück selbst – ein selbstreferenzieller Bezug –, erscheint als Raum simultaner Zeiten, als Raum der Offenheit und damit der Musikalität, die sich maßgeblich vom „toten Text" unterscheidet.[44] Die Simultaneität der Zeitpunkte und Redeweisen ist also eng an das musikalische Sampling-Verfahren gekoppelt, an Goetz' Komposition von Sounds, die Diskurspartikel in rhythmischen Strukturen prozessieren – in *Krieg* ist von „Partitur" die Rede[45], im obigen Zitat vom Musizieren der Argumente, das dem Logozentrismus der scheinbar rationalen Sprache zu entkommen trachtet, zumal diese Zeilen bei einer Aufführung als „lebendige Sprache" gesprochen werden. Das Theater

40 Ebd., S. 212.

41 Ebd., S. 213f. Geschichte ist hier ein „Fernsehsatellitentextsturz / der im Heute runterdonnert aus der Zeit / der letzten fünf Jahrhunderte / und wenn man sie wie ich / alle gesehen hat / die da als Stimmen und Gesichter / Namen Schilder Gesten Bilder / Windhauch Grollen / Gräser und Planeten / und Aminosäuren Wochentage / [...] die Geschichte / vortragen in Fetzen / die ganz billig sind / vertraut weil man sie kennt / und immer wieder gerne hört" (ebd., S. 159.)

42 Eine spezifische Art der Pop-Literatur zeichnet sich durch ihre Suche nach dem Jetzt, nach der punktuellen Gegenwart aus; vgl. dazu Eckhard Schumacher: Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart, Frankfurt/Main 2003.

43 R. Goetz: Festung, S. 218.

44 Anna Opel hält fest: „Der Verwerfung von Fleisch und Körper, die in seiner Trilogie *Krieg* auf der thematischen Ebene einen großen Raum einnimmt, steht der rhythmisierte, mit den Ausdruckspotentialen der Musik konkurrierende Sprachkörper seiner Texte gegenüber." (A. Opel: Sprachkörper, S. 42.)

45 Rainald Goetz: Krieg. Stücke, Frankfurt/Main 2003, S. 56.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

als Schnittstelle von Mündlichkeit und Schriftlichkeit erscheint damit als geeigneter Ort, um eine Transgression fixierter Sprachnormen und der Schrift durch flüchtige Mündlichkeit und Musikalität vorzunehmen.[46] „Die Sprache, Basismaterial des literarischen Theaters, ist im Sinne eines streng codierten Zeichensystems, so Goetz' These, völlig unbrauchbar und nicht in der Lage, Denken zu sagen, denn die Sprache ‚verschmutzt' das menschliche Denken, sobald sie versucht, es mitzuteilen. Als ‚Gesang der Rede' jedoch, also eingesetzt wie Musik, die [nach Luhmann; Anm. v. Verf.] den ‚Prototyp schweigender Kommunikation' darstelle, kann die Sprache als Sprechen den symbolisch nicht faßbaren vorsprachlichen Bereich als einen raum- und zeitlosen Zustand des Geistes zwar nicht dar-, aber doch herzustellen versuchen."[47] Goetz inventarisiert in seinen Dramen also Redeweisen und zerbricht durch das Sampling-Verfahren, durch die Musikalisierung, jeden Schein von Linearität, an die die (logische) Sprache gebunden ist. Durch diese musikalische Verdichtung, die zugleich einer Raumerfahrung als Paradigma der Simultaneität analogisiert wird, hofft sich die poetische Sprache der „schlechten" Ratio entziehen zu können. Sie imitiert die Zeitlosigkeit, die auch den medialen Kosmos nach 1945 auszeichnet und in Goetz' heterogener Landschaft sinnfällig umgesetzt wird – Literarisches Kolloquium, Fernsehserie, Wannseekonferenz finden gleichzeitig statt. Doch die poetische Sprache führt diese Gleichzeitigkeit, auch im Sinne einer hermetischen Strategie, zum Kollaps des Sagbaren, das auch auf das Unsagbare, auf den Holocaust zu verweisen sucht, und zwar jenseits einer Sprache der Aneignung und Scheinverständlichkeit. Goetz arbeitet in das Alltagsgeplapper entsprechend die fragmentarischen Erinnerungen eines Zeugen ein, von Filip Müller, der dem Tod im KZ entkommen ist.[48]

Aufgehoben wird in *Festung* mithin die lineare Zeit nach 1945 als Signum verdrängter Geschichte (erster Teil der Trilogie) oder auch als Folge inflationierender Erinnerungsdiskurse (zweiter Teil). Goetz potenziert diese Zeitlosigkeit, macht sie zur Sprachstrategie, die die Linearität eines rationalen Diskurses unterläuft. Er sampelt Sprache zum Sound, der als komplexer Klang einem synthetisierenden Blick auf die Geschichte entspricht, die ihrerseits als offener Spiegel- und Simultanraum erscheint. Die poetische Sprache imitiert also die historische Zeitlosigkeit, doch genau diese Imitation lässt sie zum

46 Auch Thomas Doktor und Carla Spies stellen einen Zusammenhang zwischen Simultaneität und Pop-Verfahren her; Thomas Doktor/Carla Spies: Gottfried Benn – Rainald Goetz. Medium Literatur zwischen Pathologie und Poetologie, Opladen 1997, S. 111. Popsongs stehen bei Goetz für kulturelle Beschleunigung, sind ein sich „rasend schnell immer neu selbst erneuernde[s] Kulturphänomen", wie Goetz in *Hirn* festhält; zitiert nach ebd., S. 112.

47 G. Poschmann: Der nicht mehr dramatische Theatertext, S. 242.

48 Dieser Überlebende des Holocaust äußert sich auch in Lanzmanns Film *Shoah* und wird von Goetz bereits in *Kontrolliert* zitiert; vgl. dazu S. Krankenhagen: Auschwitz darstellen, S. 136f.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Einspruch gegen die Geschichtslosigkeit der Gegenwart (als Scheinverständlichkeit) werden.

III. Marlene Streeruwitz: Simultaneität und Ikonizität

Der Österreicherin Marlene Streeruwitz ist vor allem an der Destruktion patriarchaler Mythen und Poetiken gelegen, an der Fragmentierung einer Ästhetik des Wahren, Schönen und Guten, die sie mit einem geschlechterpolitischen Index versieht. Sie nimmt eine Zerschlagung der gängigen ästhetischen Ideologeme vor, indem sie Zitaten der Hochkultur ihre ‚Schönheit' austreibt, durch Wiederholung, durch Rhythmisierung und Stottern, und zwar um in den Zwischenräumen der Frakturen eine weibliche Sprache, ein weibliches Erinnern zu ermöglichen. Ihre Stücke diagnostizieren die ganz alltägliche Gewalt einer Gesellschaft, die die vergangenen Bestialitäten verdrängt und reproduziert, wobei die zahlreichen Blutrituale[49] mit der Sentimentalisierung des Bewusstseins, mit seiner Erstarrung in Ikonen und Trivialklischees unmittelbar Hand in Hand gehen. Dieses Nebeneinander von Gewaltthematik und bagatellisierenden Typisierungen evoziert nicht selten den Eindruck von Grand guignol, von komischer Groteske, zu der die blutrünstige Geschichte des Abendlands verkommen ist. Streeruwitz seziert also die Anatomie eines sentimentalen Bewusstseins. Denn die Gewaltausbrüche in *New York. New York.* beispielsweise werden von der Sehnsucht nach Schönheit camoufliert, die die Figuren umtreibt und die diverse Kulturgüter, Sinatras Hit *New York* ebenso wie Puccinis Oper *Turandot* und Rilkes *Duineser Elegien,* befriedigen. Kunst, und zwar Hochkultur wie Trivialkultur, kommt die Funktion konsolatorischer Sedierung zu. Wesentliches formales Kennzeichen ihrer Stücke ist dabei die Ikonisierung, die Konstruktion von Bildern, zu denen das Geschehen (jenseits sprachlicher Aktionen) wiederholt kondensiert, meist in Anlehnung an gängige Filmikonen und -mythen. Ähnlich wie Jelinek, doch mit anderen Mitteln, führt Streeruwitz ein gegenwärtiges Bilddenken vor, das durch die Medienlandschaft geprägt ist. In *New York. New York.* verdichtet sich das Geschehen wiederholt zu ekstatischen Bildern, die aus dem Zeitfluss austreten und die Sprache, den Dialog, hinter sich lassen. So verbrüdern sich gleich nach der Exposition die Herren über einer ‚schönen Leiche', wie man Lulu mit Elisabeth Bronfen auch nennen könnte[50]; die verletzte Lulu wird zum begehrten Objekt der Japaner und ihrer Blitzlichter, wobei die Drastik der Szene durch den chorisch gesprochenen Satz: „It was very beautiful. I was very pleased"[51] gesteigert wird. Auch Streeruwitz greift auf den Chor zurück und entwickelt rhythmisch-musikalische Szenerien, die in ihrer deliranten Ekstase stillzustehen

49 Vgl. Nele Hempel: Marlene Streeruwitz – Gewalt und Humor im dramatischen Werk, Tübingen 2001.

50 Marlene Streeruwitz: „New York. New York.", in: dies., New York. New York. Elysian Park. Zwei Stücke, Frankfurt/Main 1993, S. 7-86, hier S. 16.

51 Ebd., S 20.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

scheinen. Diese Bilder werden vornehmlich in den ausführlichen Nebentexten entworfen und konkretisiert; auf der Bühne verlangen sie dem Zuschauer synthetisierende Leistungen ab und produzieren einen eigenen Zeit-Raum. „Das Bild [auf der Bühne; Anm. v. Verf.] ist durch eine interne Bewegung charakterisiert, die in dem Bezug seiner konstitutiven Elemente eine konkrete Form annimmt. Es entwirft durch sie hindurch einen Raum und schafft eine eigene Zeit, welche durch die jeweilige Dauer ihrer Konstituenten, durch ihren Rhythmus, determiniert ist."[52] Streeruwitz setzt also ganz auf die Ikonizität des Geschehens, die durch die Simultaneität von textuellen, visuellen und auditiven Informationen erreicht wird; sie arbeitet vielfach mit simultanen Eindrücken. In *New York. New York.* therapiert die Protagonistin Frau Horvath, für Streeruwitz eine typische Handlangerin[53], in einer Bedürfnisanstalt einen Taubstummen und schließt diese Aktion ab, indem sie sich ganz ihrer Lieblingsoper *Turandot* widmet. Gleichzeitig spielt sich eine Episode ab, eine comicartige, stumme Präsentation, die den Nationalsozialismus als ‚Gestarium' aufruft. Ab „*der Arie der Turandot*" erscheinen „*drei von der Maturafeier*", drei Abiturienten also[54], die eine Folterszene vorspielen. Eine der Figuren wird wiederholt zu folgenden Bewegungen angetrieben:

„Bewegung 1: Hacken zusammen, Hände an die Hosennaht. Bewegung 2: Sprung in die Grätsche. Rechte Hand zum Hitlergruß. Linke Hand zwei Finger als Schnurrbart unter die Nase. Die Szene ist ganz schnell. Die Musik flirrt und flutet. Die zwei Quäler biegen sich in lautlosem Gelächter und treiben den Gymnastiker mit zählenden Handbewegungen an und zwingen ihn, schneller zu werden."[55]

Diese Parallelität der Episoden ermöglicht einen szenischen Kommentar von spezifischen Zusammenhängen, hier von Kunstversessenheit und ‚Vergangenheitsvergessenheit', wobei diese Vergangenheit in Zeitsprüngen eingeblendet wird, also nicht als lineares Geschehen. Entsprechend verwandeln sich die jungen Abiturienten plötzlich zu distinguierten Herren, die sich im Namen des Vergessens verbrüdern. Im Nebentext heißt es: „*Der Gymnastiker ist wieder in der Mitte. Sie sind jetzt drei höfliche, ältere, im Leben durchaus erfolgreiche Männer, ihre Rücksicht auf den Gymnastiker ist unaufdringlich, aber deutlich. Die*

52 Sieghild Bogumil: „Bild und Metonymie im postmodernen Theater", in: Herta Schmid (Hg.), Drama und Theater. Theorie – Methode – Geschichte, München 1991, S. 610-628, hier S. 612.

53 In *Während der Verwesung. Über den postfaschistischen Prometheus*, einem Text von Streeruwitz, der im Programmheft zur Uraufführung abgedruckt ist, heißt es über diese Handlanger: „Führen es durch. Das ihnen Unangenehme. Das von ihnen eigentlich Ungewollte. Fügen es aber zu. Die Erpressbarkeit ist groß. Wer nicht mitmacht, der kann ganz rasch auf der anderen Seite ankommen." Marlene Streeruwitz: Während der Verwesung. Über den postfaschistischen Prometheus. Programmheft zur Uraufführung von *New York. New York*. Münchner Kammerspiele, 30. Januar 1993, S. 2.

54 M. Streeruwitz: New York. New York., S. 46.

55 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Quälerei hat nie stattgefunden.“[56] Dieses szenische Verfahren signalisiert, dass Geschichte nach 1945, ähnlich wie bei Goetz und Jelinek, zu einem Simultanraum geworden ist, der keinen linearen Zeitverlauf kennt. Die Zeit bewegt sich nicht, weil das Vergessen als Block fungiert, den Zeitfluss staut. Die Ikonizität der Streeruwitzschen Dramen kann mithin auch als Reflex auf diese Erstarrung von Geschichte, oder allgemeiner: auf die Permanenz von Gewaltzusammenhängen gewertet werden, wie beispielsweise auch in dem Drama *Tolmezzo* deutlich wird, einem der ‚italienischen‘ Stücke von Marlene Streeruwitz.

In diesem Stück erscheint der Raum, und das thematisieren die Figuren ausdrücklich, als museale Landschaft einer wienerischen Kultur, die in die Jahre gekommen ist; das berühmte Terzett aus der *Zauberflöte* wird wieder und wieder von „alten Sängerknaben“ gegeben. Diese Musealität kehrt in den Dialogen der Figuren wieder. Die Chronologie der Ereignisse und Dialoge wird zunehmend aufgebrochen; die Figuren treffen sich wiederholt und wiederholen sich selbst, so dass der Eindruck von Zyklik und Stillstand entsteht. Selbst die Erinnerungsfragmente werden des Öfteren eingespielt und von unterschiedlichen Figuren in einer Art chorischem Gesang formuliert[57]; die chorische Formation signalisiert mithin nicht nur die Aufhebung von personalen Grenzen, sondern auch die Suspension linearer Zeitzusammenhänge (durch Rhythmus und Ritualisierung der Sprache). Darstellbar werden auf diese Weise Gewaltzusammenhänge, die Gegenwart wie Vergangenheit durchziehen. Das Thema Ehe, bzw. die Funktionalisierung von Zwangslagen, um Ehen zu schließen, erscheint als gegenwärtiges und vergangenes Phänomen.

Ähnlich wie Jelinek setzt auch Streeruwitz auf Simultaneität, um einzelne Erinnerungen (an die NS-Zeit) un-hörbar werden zu lassen. Diese Erinnerungen werden im Verlauf des Stückes konkretisiert, jedoch immer *à part* gesprochen und von andersartigen Geräuschen überlagert, die zugleich als Kommentar fungieren. Während des Memoria-Versuchs von Manon beispielsweise unterzieht Stoll seinen Freund Prof. Krobath, den Kaffeehausbesitzer, einer Leibesvisitation und ‚bellt‘ einzelne Befehle. Diese Aktion flankiert die Geschichte Manons und nimmt eine Art atmosphärische Grundierung und historische Situierung ihrer Rede vor. Vergegenwärtigt werden (militärische) Gewalt und Machtrituale, allerdings ohne dass diese historisch konkretisiert würden. Diese Verdichtung zu assoziativ-atmosphärischen Situationen, die das Unheimliche der verdrängten Geschichte aufbrechen lassen, ohne diese inhaltlich zu präzisieren, kann als zentrales dramatisches Prinzip des Stückes beschrieben werden. Es geht nicht primär um die semantischen Gehalte der erinnerten Geschichte, sondern um den atmosphärischen Einbruch des Verdrängten, das insbesondere akustische Signale vergegenwärtigen. Wiederholt wird beispielsweise das Rangieren von Güterzügen hörbar, die die Zuschauer einzukreisen scheinen. Zur Einleitung des 19. Bildes heißt es: „*Wenn das Black erreicht ist, setzt der Güterzuglärm ein. Ton:*

56 Ebd., S. 47.

57 Marlene Streeruwitz: „Tolmezzo. Eine symphonische Dichtung“, in: dies., Waikiki-Beach. Und andere Orte. Die Theaterstücke. Mit einem Vorwort von Elfriede Jelinek, Frankfurt/Main 1999, S. 293-344, hier S. 333f.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Schleife. Güterzüge werden verschoben. Anschwellend näher. Sich entfernend. Quietschend. Sie fahren rund um das Publikum. Vor und zurück.“[58] Auch Streeruwitz geht es damit, ähnlich wie Jelinek, nicht um die diskursive Übermittlung von Inhalten, sondern darum, Normalitäten, Verbindlichkeiten und Alltagspraktiken ‚unheimlich‘ werden zu lassen, mit dem Stigma der Gewalt zu versehen. Streeruwitz produziert diesen Effekt durch simultane Rede und Akustik und setzt auf stumme Bilder, die den Zuschauer im Sinne einer Avantgarde-Ästhetik schockartig konfrontieren. Über die stummen Aktionen der Barbies und Kens beispielsweise erzählt sie in *Tolmezzo* eine Geschichte von Gewalt, Militarisierung und Destruktion. Im 9. Bild kommt es zu folgendem Auftritt:

„Das Kaffeehaus liegt dunkel. Die Türen zum Kaffeehaus springen auf. Licht. Die Kens tanzen auf den Tischen zum zweiten Thema der Symphonie in G-Dur Nr. 100 von Joseph Haydn einen slawischen Männertanz. (In diesem Thema ist der Radetzkymarsch vorweggenommen.) Sie halten Schnapsgläser in die Luft. Die Musik kommt aus dem Kaffeehaus. Die Barbies stehen in der Tür. Sie haben keine Busen mehr. Glatzen. Keine Schuhe. Sie stehen einen Augenblick. Als wäre noch etwas zu überlegen. Oder als erinnerten sie sich, etwas liegengelassen zu haben. Dann kreuzen sie die Arme vor der Brust. Gehen gesenkten Kopfs nach hinten links ab. Große feuchte Flecken auf den Röcken hinten.“[59]

Diese Szene, die den mimetischen Gestus des Stückes massiv sprengt, ruft assoziativ Vergewaltigung, Kasernierung und Lager auf, und zwar im Kontext von Figuren, die der biogenetischen Retorte zu entstammen scheinen. Wird zugleich das Lager, die Kasernierung und die Zwangsehe – eine biopolitische Institution – aufgerufen, so erinnert diese Konstellation an diejenige, die Giorgio Agamben in seiner Studie *Homer sacer* als Signum einer gegenwärtigen biopolitischen Macht beschreibt, die den Ausnahmezustand über das „nackte Leben“ verhängt.[60] Streeruwitz verzichtet für diese Bilder ganz auf Sprache, setzt ausschließlich auf visuelle Mittel. Denn Sprache produziert in ihren Stücken primär ideologische Scheinzusammenhänge, die die Gewaltverhältnisse ratifizieren und von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Streeruwitz setzt also neben desemantisiertem, rhythmisiertem Wortmaterial auf (visuelle) Ikonen, vor allem, weil es ihr um Geschlechterrepräsentationen in Film und Pop-Kultur geht. Die Dramen von Marlene Streeruwitz entstellen Weiblichkeitsrepräsentationen anderer Medien zur Kenntlichkeit und sezieren einen gesellschaftlichen Zustand, der sich seit 1945 durch Stillstand auszeichnet. Zeit wird in ihren Dramen in Bildern stillgestellt und verräumlicht; die Ikonizität ihrer Stücke kann als Reflex einer bestimmten Wahrnehmung von Zeit und Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und nach 1989 gelesen werden.[61]

58 Ebd., S. 332.
59 Ebd., S. 308.
60 Giorgio Agamben: Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Aus dem Italienischen von Hubert Thüring, Frankfurt/Main 2002.
61 Was als die Leistung des Streeruwitzschen Stückes erscheint, die komplexe Memoria-Inszenierung, die auf unterschwellige Assoziationen setzt, auf atmosphärische

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Zeit und Geschichte, und zwar in ihrer Aufhebung, in ihrer archivarisch-simultanen Gestalt, scheinen also nach 1989 in der deutschsprachigen Dramatik zu einem zentralen Sujet zu werden, sicherlich auch aufgrund der notorischen Rede vom Ende der Geschichte und aufgrund der Euphorie des Neuanfangs, die auch Botho Strauß in seinem Geschichtsdrama *Schlußchor* ironisiert. Diese Aufhebung eines linearen Zeitmodells affiziert das dramatische Ausdruckssystem in vielerlei Hinsicht: Das chorische Sprechen rhythmisiert die Rede, Wiederholungen ritualisieren den Inhalt, desemantisieren die Begriffe, Sprache wird gesampelt; es dominieren musikalische Verfahren, Aussagen und Eindrücke werden simultan organisiert, Diskurse zu Sprachflächen überlagert – Ausdruck eines historischen Stillstands und Aufkündigung des dramatischen Konflikts, der als ästhetisches Analogon von Veränderung und Geschichte gelten kann. Dieses postdramatische Sprachverfahren, seinerseits Reflex auf spezifische Zeiterfahrungen, modifiziert die Funktion und Codierung des Raums. Dieser wird zum Trümmerfeld heterogenisiert und zur Bilderwelt serieller Reproduktionen, wird in seiner allegorischen Form, in der sich Eigentliches und Übertragenes zudem wechselseitig substituieren, zum Ausdruck eines trauernden Bewusstseins. Und er erscheint als stumme skulpturale Sphäre jenseits der Sprachfluten und diskursiven Zurichtungen, wird zum Ort eines lautlosen Einspruchs des Körpers und seiner Schmerzen (Jelinek). Er avanciert zur poetologischen Chiffre, weil er per se simultan organisiert ist und Vorbild eines musikalischen Sprachverfahrens der Gleichzeitigkeit ist, das gegen den Logozentrismus der Sprache gesetzt wird (Goetz). Und der Raum wird erfahrbar als Ort, an dem Geschehnisse zu Bildern kondensieren, die aus dem Zeit- und Sprachfluss austreten und als stumme Komplexe ekstatischer Intensität den ideologischen Sprachpanzer schockartig durchbrechen. Operieren die Dramen also bevorzugt mit vernetzten Diskursen, so vermag sich der Raum als (visuelles) Zeichenensemble von den sprachlichen Aktionen abzuspalten und als skulpturaler Gegenraum zu fungieren. Er wird zwar einerseits durch die Sprachfluten codiert, ja in Weise überdeterminiert, doch andererseits konterkariert er als physisches Gegenzeichen die diskursiven Trümmerlandschaften.

Evokationen des Unheimlichen, auf schockartige, verfremdete Bilder jenseits der Sprache, das könnte allerdings auch als ihr Defizit angesehen werden. Gewalt wird ubiquitär, die historische Präzision geht verloren. Die Poetik der Assoziation und Mehrstimmigkeit unterminiert möglicherweise das Erinnerungsprogramm.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Literaturverzeichnis

Agamben, Giorgio: Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Aus dem Italienischen von Hubert Thüring, Frankfurt/Main 2002.

Annuß, Evelyn: „Im Jenseits des Dramas. Zur Theaterästhetik Elfriede Jelineks“, in: Elfriede Jelinek. Text und Kritik, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, 1999, H. VIII, S. 45-50.

Assmann, Aleida/Harth, Dietrich (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt/Main 1993.

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

Becker, Peter von: „‚Wir leben auf einem Berg von Leichen und Schmerz‘. Gespräch mit Elfriede Jelinek“, in: Theater heute, September 1992, S. 1-9.

Bogumil, Sieghild: „Bild und Metonymie im postmodernen Theater“, in: Herta Schmid (Hg.), Drama und Theater. Theorie – Methode – Geschichte, München 1991, S. 610-628.

Bollack, Jean: Paul Celan. Poetik der Fremdheit, Wien 2000.

Bourdieu, Pierre: Die politische Ontologie Martin Heideggers, Frankfurt/Main 1988.

Celan, Paul: „Todtnauberg“, in: ders., Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt/Main 2003, S. 282.

Doktor, Thomas/Spies, Carla: Gottfried Benn – Rainald Goetz. Medium Literatur zwischen Pathologie und Poetologie, Opladen 1997.

Doktor, Thomas/Spies, Carla: „Rainald Goetz“, in: Alo Allkemper/Nobert Otto Eke (Hg.), Deutsche Dramatiker des 20. Jahrhunderts, Berlin 2000, S. 868-883.

Farías, Victor: Heidegger und der Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt/Main 1989.

Fischer-Lichte, Erika/Kolesch, Doris/Weiler, Christel (Hg.): Transformationen. Theater der neunziger Jahre (Recherchen 2), Berlin 1999.

Fukuyama, Francis: Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?, München 1992.

Goetz, Rainald: Festung. Stücke, Frankfurt/Main 1993.

Goetz, Rainald: Krieg. Stücke, Frankfurt/Main 2003.

Haß, Ulrike: „‚Sinn egal. Körper zwecklos‘. Anmerkungen zur Figur des Chores bei Elfriede Jelinek anläßlich Einar Schleefs Inszenierung von *Ein Sportstück*“ in: Elfriede Jelinek. Text und Kritik, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, 1999, H. VIII, S. 51-62.

Haverkamp, Anselm/Lachmann, Renate (Hg.): Gedächtniskunst. Raum-Bild-Schrift. Studien zur Mnemotechnik, Frankfurt/Main 1991.

Heidegger, Martin: „Das Ge-Stell“, in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 79, Frankfurt/Main 1994, S. 24-45.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Heidegger, Martin: „Die Frage nach der Technik“, in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 7, Frankfurt/Main 2000, S. 5-36.

Hempel, Nele: Marlene Streeruwitz – Gewalt und Humor im dramatischen Werk, Tübingen 2001.

Hilbig, Wolfgang: Der Schlaf der Gerechten. Erzählungen, Frankfurt/Main 2003.

Hölderlin, Friedrich: „Patmos. Dem Landgrafen von Homburg“, in: ders., Sämtliche Gedichte. Studienausgabe in zwei Bänden, hg. und kommentiert von Detlev Lüders, Bd. 1, Bad Homburg 1970, S. 340.

Janz, Marlies: Elfriede Jelinek, Stuttgart 1995.

Jelinek, Elfriede: „Stecken, Stab und Stangl. Eine Häkelarbeit“, in: dies., Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke, Reinbek b. Hamburg 1997, S. 15-68.

Jelinek, Elfriede: Totenauberg. Ein Stück, Reinbek bei Hamburg 1991.

Krankenhagen, Stefan: Auschwitz darstellen. Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser, Köln, Weimar, Wien 2001.

Lange, Sigrid: Authentisches Medium. Faschismus und Holocaust in ästhetischen Darstellungen der Gegenwart, Bielefeld 1999.

Lehmann, Hans-Thies: Postdramatisches Theater. Essay, Frankfurt/Main 1999.

Nolte, Ernst: „Philosophisches im politischen Irrtum? Heideggers Rektorat im Umfeld der Zeitgeschichte“, in: Peter Kemper (Hg.), Martin Heidegger – Faszination und Erschrecken. Die politische Dimension einer Philosophie, Frankfurt/Main, New York 1990, S. 30-50.

Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990.

Opel, Anna: Sprachkörper. Zur Relation von Sprache und Körper in der zeitgenössischen Dramatik: Werner Fritsch, Rainald Goetz, Sarah Kane, Bielefeld 2002.

Ott, Hugo: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt/Main, New York 1992.

Pätzold, Kurt/Schwarz, Erika: Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. Eine Dokumentation zur Organisation der Endlösung, 3. Aufl., Berlin 1992.

Pfeiffer, K. Ludwig: Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie, Frankfurt/Main 1999.

Pflüger, Maja Sibylle: Vom Dialog zur Dialogizität. Die Theaterstücke von Elfriede Jelinek, Tübingen, Basel 1996.

Poschmann, Gerda: Der nicht mehr dramatische Theatertext. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse, Tübingen 1997.

Programmheft der Aufführung *Sit venia verbo. Seinsvergessenheit* von Michael Deutsch in Zusammenarbeit mit Philippe Lacoue-Labarthe, Premiere am 13. Dezember 1989 am Stadttheater Freiburg.

Rosemann, Mark: Die Wannsee-Konferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte, München, Berlin 2002.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Sander, Margarete: Textherstellungsverfahren bei Elfriede Jelinek. Das Beispiel *Totenauberg,* Würzburg 1996.

Schilling, Klaus von: Die Gegenwart der Vergangenheit auf dem Theater. Die Kultur der Bewältigung im politischen Drama von Max Frisch bis Thomas Bernhard, Tübingen 2001.

Schmidt, Jochen: „Harnusch mäht als wärs ein Tanz", in: ders., Triumphgemüse. Geschichten, München 2000, S. 9-19.

Schumacher, Eckhard: Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart, Frankfurt/Main 2003.

Smith, Gary/Emrich, Hinderk M. (Hg.): Vom Nutzen des Vergessens, Berlin 1996.

Streeruwitz, Marlene: „New York. New York.", in: dies., New York. New York. Elysian Park. Zwei Stücke, Frankfurt/Main 1993, S. 7-86.

Streeruwitz, Marlene: Während der Verwesung. Über den postfaschistischen Prometheus. Programmheft zur Uraufführung von *New York. New York.* Münchner Kammerspiele, 30. Januar 1993.

Streeruwitz, Marlene: „Tolmezzo. Eine symphonische Dichtung", in: dies., Waikiki-Beach. Und andere Orte. Die Theaterstücke. Mit einem Vorwort von Elfriede Jelinek, Frankfurt/Main 1999, S. 293-344.

Vogel, Juliane: „Harte Bandagen. Vorläufige Anmerkungen zu Elfriede Jelineks *Ein Sportstück*", in: Manuskripte. Zeitschrift für Literatur 144 (1999), S. 121-125.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Oliver Sill

VON ZAUBERFRAUEN UND SUPERWEIBERN. HERA LINDS ROMAN *DAS SUPERWEIB* (1994) ALS ERFOLGSGESCHICHTE DER NEUNZIGER JAHRE

Für diesmal stellte sich das leidige Problem mangelnder Textkenntnisse nicht ein. In einem Seminar über *Die Erlebnisgesellschaft in der Gegenwartsliteratur*, das ich im Sommersemester 1998 am Institut für Soziologie der Universität Münster durchgeführt habe, hatten fast alle der ohnehin überwiegend weiblichen Teilnehmer Hera Linds Roman *Das Superweib* (1994)[1] bereits gelesen. Durch meine unverblümte Nachfrage allerdings überrascht, zögerten viele dies auch einzugestehen. Und zu dem freimütigen Bekenntnis, den Roman gerne und mit Genuss gelesen zu haben, konnten sich nur die wenigsten durchringen. Bei aller Erosion traditioneller Hochkultur und der damit verbundenen Aufwertung des Populären: die ‚heiligen Hallen' der Universität dürften denn doch noch nicht der geeignete Ort für Bekenntnisse dieser Art sein. Doch spricht einiges dagegen, dass die Distanzierungsversuche meiner Seminarteilnehmerinnen ganz ehrlich gemeint gewesen sein dürften.

Denn Hera Lind ist die erfolgreichste deutsche Romanautorin der neunziger Jahre. Und dieser Erfolg ist um so erstaunlicher, weil er sich gleichsam nebenher einstellte. Die 1957 geborene und mittlerweile zum zweiten Mal verheiratete Mutter von vier Kindern arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik, Musik und Theologie hauptberuflich als Sängerin, bevor sie mit ihrem nach Feierabend geschriebenen Erstling *Ein Mann für jede Tonart* (1989) einen geradezu sensationellen Verkaufserfolg landete. Seither sind in rascher Folge insgesamt neun Romane und ein Kinderbuch erschienen. Hera Linds größte Erfolge sind allesamt im *S. Fischer Verlag* publiziert worden, und zwar in der Reihe *Die Frau in der Gesellschaft*. Im Jahr 2000 wechselte Hera Lind dann zum *Ullstein Verlag*.

Die Titel zumal der in den neunziger Jahren bei *Fischer* publizierten Romane verdeutlichen bereits den Anspruch der Autorin, in ironisch-witziger Weise die Situation von Frauen in der Gegenwartsgesellschaft thematisieren zu wollen – man denke etwa an *Das Superweib* (1994), *Die Zauberfrau* (1995) oder an *Das Weibernest* (1997). Bezieht man überdies den Reihentitel *Die Frau in der Gesellschaft* mit ein, so schließt sich der Kreis: Literatur von einer Frau über Frauenfiguren für Leserinnen in einer gezielt Frauen adres-

1 Hera Lind: Das Superweib. Roman, Frankfurt/Main 1994. Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sierenden Reihe. – Offensichtlich handelt es sich dabei um ein Erfolgsrezept, denn die Daten und Fakten sind beeindruckend. Nehmen wir als Beispiel *Das Superweib*. Bereits zwei Jahre nach der Erstveröffentlichung kann der Verlag in seinem Klappentext die atemberaubende Erfolgsstory des Romans mit unverhohlenem Stolz skizzieren: Hera Linds „dritter Roman ‚Das Superweib' wurde unter der Regie von Sönke Wortmann verfilmt. Das Buch stand fast ein Jahr auf Platz 1 der Bestsellerliste. Von diesem hat Hera Lind sich selbst vertrieben: durch ihren neuen Roman ‚Die Zauberfrau' [...], der im Oktober 1995 erschien und sofort Platz 1 besetzte. Auch ‚Die Zauberfrau' wird verfilmt." (2) Und der Erfolg hielt an. Laut Auskunft des *S. Fischer Verlags* vom 14. Mai 2003 lagen die Verkaufszahlen des *Superweib* im Dezember 2002 bei 2.300.000 Exemplaren; *Die Zauberfrau* wurde bis dahin 1.600.000 Mal über die Ladentheke gereicht. Seither, so schätzt der Verlag, seien weitere 100.000 Exemplare verkauft worden.[2] Doch beschränkt sich der Erfolg Hera Linds keineswegs nur auf ihre Romane. Die Verfilmungen von *Ein Mann für jede Tonart* [1993] und *Das Superweib* [1996] ließen wie andere Hera-Lind-Verfilmungen auch die Kinokassen klingeln und werden seither nahezu jährlich zur besten Sendezeit im Fernsehen wiederholt. Apropos Fernsehen: Ende der neunziger Jahre avancierte Hera Lind mit gleich zwei eigenen Fernsehshows zur beliebten Talkmasterin. Mit ihrem nahezu beispiellosen Erfolg im Mediendreieck von Literatur, Film und Fernsehen wurde Hera Lind, die stets auch offen über ihr Privatleben Auskunft gegeben hat, zum Inbegriff der modernen Frau, die Familie und Beruf, die Mutterpflichten, Partnerschaft und Karriere glänzend zu vereinbaren weiß.

In der jüngeren sozialwissenschaftlichen Forschung wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die ehedem homogenen sozialen Räume einer vertikal geschichteten Gesellschaft abgelöst worden seien durch ein sich ausdifferenzierendes Spektrum unterschiedlichster sozialer Räume. Von der Entstehung neuer sozialer Milieus und Szenen ist die Rede, von der Pluralisierung milieuspezifischer und szenetypischer Lebensstile und von einer entsprechenden Ausdifferenzierung des Mediengebrauchs. All dies ist sicherlich richtig und doch dürfte damit nur die eine Seite der Wahrheit benannt sein. Denn es hat den Anschein, als würden die zweifellos fortdauernden Differenzierungsprozesse begleitet durch Entdifferenzierungsphänomene – in unserem konkreten Fall: der szenen- und milieuübergreifende Erfolg des Markenzeichens *Hera Lind* – und, nicht minder spektakulär, der mit diesem Label verknüpfte Erfolg der literarischen Gattung Roman selbst noch in Zeiten, in denen schon vom ‚Ende der Gutenberg-Galaxis' die Rede ist.

Ihren atemberaubenden Aufstieg als Bestseller-Autorin verdankt Hera Lind ihrem ersten Roman *Ein Mann für jede Tonart* aus dem Jahre 1989. Und genau diese lebensgeschichtliche Phase bot Hera Lind den Stoff für ihren dritten und noch immer erfolgreichsten Roman *Das Superweib*. Deshalb liegt es nahe, gerade diesen Roman in den Mittelpunkt einer Untersuchung zu rücken,

2 Mein Dank gilt dem *S. Fischer Verlag* für die freimütig gewährten Auskünfte.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

die in kultursoziologisch informierter Weise das Phänomen *Hera Lind* zu entschlüsseln versucht.

Erstunken und erlogen?

Die vierunddreißigjährige Franziska Herr ist mit dem erfolgreichen Fernsehregisseur Willi Großkötter alias Will Groß seit fünf Jahren verheiratet. Während er allseits beliebte Fernsehserien im Stile des *Traumschiff* in der Karibik dreht und es überdies mit der ehelichen Treue nicht sonderlich ernst nimmt, kümmert sich die gelernte Schauspielerin daheim in Köln um die beiden Söhne, den vierjährigen Franz und den erst zweijährigen Willi. Unzufrieden mit dieser Situation, reicht Franziska zu Beginn des Buchs beim Rechtsanwalt Dr. Enno Winkel die Scheidung ein. Dieser wiederum bittet sie, für die bevorstehende Verhandlung Aufzeichnungen über ihre Ehe anzufertigen. In gelegentlichen nächtlichen Mußestunden rekapituliert Franziska daraufhin über einige Wochen hinweg ihre Geschichte mit Willi Großkötter. Die mit dem Titel *Ehelos glücklich* versehenen Notizen gelangen auf Umwegen zum Frauen-mit-Pfiff-Verlag in Hamburg, wo man sich – in Gestalt des Lektors Victor Lange – überaus begeistert zeigt. Als das Buch, veröffentlicht unter dem Pseudonym Franka Zis, binnen weniger Wochen zum Bestseller avanciert, kehrt Willi Großkötter überraschend aus der Karibik zurück, um die Verfilmung von *Ehelos glücklich* in Angriff zu nehmen. Nun muss er allerdings erfahren, dass seine Noch-Ehefrau die Autorin ist, sieht sich gezwungen, mit ihr gemeinsam das Drehbuch zu erarbeiten, begreift allerdings in keiner Weise, dass es sich dabei um seine eigene Ehegeschichte aus Franziskas Perspektive handelt. Aus dem zurückgezogenen Dasein als alleinerziehende Mutter herauskatapultiert, folgen für Franziska Herr triumphale Lesereisen quer durch Deutschland, leidenschaftliche Affären mit ihrem Lektor und einem beliebten Kinderbuchautor, aufreibende Auseinandersetzungen mit ihrem Noch-Ehemann über das Drehbuch und aufregende Ereignisse rund um die Dreharbeiten mit den Stars des deutschen Films. Als vorläufigen Höhepunkt ihres bisherigen Lebens erlebt Franziska schließlich zweierlei: die Scheidung von ihrem Mann und die als gesellschaftliches Großereignis inszenierte Uraufführung des Films *Ehelos glücklich*.

Diese Geschichte, über 4oo Seiten hinweg entfaltet, wird auf der letzten Seite mit einem kleinen Zusatz versehen: „Alle Personen und Handlungen dieses Romans sind völlig frei erstunken und erlogen. Ehrlich." (400) Diese Versicherung erstaunt einerseits schon. Denn es liegt auf der Hand, dass die überaus konstruierte Story keinesfalls realem Geschehen entsprechen kann. Und darüber hinaus ist *Das Superweib* mit der Gattungsbezeichnung Roman versehen, mithin dem prominentesten aller Fiktionssignale. Eine höchst überflüssige Warnung also? Oder liegt ihr vielleicht doch ein ganz anderes Kalkül zugrunde? Zur Beantwortung dieser Frage ist ein kleiner Textvergleich überaus aufschlussreich. Auf dem Umschlag des ein Jahr später erschienenen Romans *Die Zauberfrau* findet sich folgender Passus: „Meine Leserinnen schrei-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ben mir, daß sie das Gefühl haben, eine gute Freundin verloren zu haben, wenn sie das Buch zuklappen. Und etwas Schöneres kann man mir als Autorin eigentlich nicht sagen. *Hera Lind*". Und nun eine Sequenz aus dem *Superweib*. Franziska Herr alias Franka Zis befindet sich auf einer Lesereise. Über Seiten hinweg werden begeisterte Stimmen ihrer Leserinnen wiedergegeben – unter anderem die folgende: „‚Als ich ihr Buch ausgelesen hatte, war mir, als hätte ich eine gute Freundin verloren', sagte eine junge Frau in der zweiten Reihe. Ich war tief gerührt. Kann es ein schöneres Kompliment für eine Autorin geben?" (240) Hera Linds literarisches Alter ego ist demnach Franka Zis; es ist mitnichten alles „erstunken und erlogen". Schließlich wissen die Leserinnen des *Superweib* um die Erfolgsgeschichte Hera Linds und ihres Erstlings *Ein Mann für jede Tonart*. Und die Autorin weiß, dass sie es wissen. Und deshalb unterstreicht der eher unehrliche Zusatz, alles sei erfunden, nochmals jenes Kalkül, das dem Roman insgesamt zugrunde liegt: In durchschaubarer Weise wahrt der Text die Balance zwischen Fiktionalität und Authentizität, zwischen erfundener Geschichte und autobiographischer Fundierung. Einerseits bieten die Fiktionssignale stets die Möglichkeit, Rückschlüsse auf die Autorin zu dementieren: ‚Ist doch alles nicht so ernst gemeint!' Andererseits fördern die gezielt eingebauten Parallelen ein höchst erwünschtes Missverständnis: ‚Schaut her, ich bin`s!' Die Fiktionalität immunisiert demnach gegen potentielle Kritik; die Authentizität hingegen festigt den Ruf und das Image der gefeierten und vermeintlich aus dem Nichts kommenden Bestseller-Autorin. Das Prinzip ist bemerkenswert: Produkt und Werbung fallen zusammen – wie bei einem T-Shirt, das in überdimensionierten Lettern den Hersteller-Namen trägt.

Dass dem so ist, zeigt sich, wenn man auf die textimmanente Ebene wechselt. Die erzählte Zeit umfasst etwas mehr als ein Jahr, beginnend an einem „Wintertag" (20) Anfang Dezember, endend am „zweiten Januar" (368) mit der rauschenden, von „Blitzlichtgewitter" (372) und „tosendem Beifall" (399) begleiteten Premierenfeier. Um welches Jahr es sich dabei handelt, wird freilich nicht erwähnt. Erzählt wird das Ganze aus der Perspektive von Franziska Herr. Sie, die ‚erfundene' Figur, fungiert demnach als quasi-autobiographische Ich-Erzählerin, die den Erinnerungsbogen zurückspannt, um dieses für sie so bemerkenswerte Jahr weitgehend chronologisch zu schildern. Ort und Zeit der Retrospektive, aber auch die heutigen Lebensverhältnisse des erzählenden Ichs, werden mit keinem Wort thematisiert. Doch finden sich beiläufig eingestreute Hinweise, die immerhin verdeutlichen, dass die geschilderten Ereignisse bereits einige Jahre zurückliegen. „Die Karre konnte ich Jahre später noch gut gebrauchen" (87), heißt es etwa. Bemerkenswert ist die Wahl einer quasi-autobiographischen Erzählperspektive nicht nur deshalb, weil sie die Verwechslung von Franziska Herr und Hera Lind gezielt fördert; sie ist vor allem deshalb von Interesse, weil die Ich-Ich-Doppelung von erzählendem und erzähltem Ich eine Fülle von Implikationen besitzt, die man sich vorab klar machen sollte. Die Ich-Ich-Doppelung konstituiert ein Spannungsverhältnis zwischen gegenwärtigem und vergangenem Ich; ein Spannungsverhältnis, das auch die zwischenzeitlich durchlaufene Persönlichkeitsentwicklung markiert,

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

grundsätzlich allerdings fundiert ist durch die kategoriale Verschiedenheit von Erlebnis- und Erinnerungshorizont: auf der einen Seite die Unmittelbarkeit und Zukunftsungewissheit des erlebenden Ichs, auf der anderen Seite das Wissen um die realisierten Möglichkeiten, aber auch um die gescheiterten Hoffnungen. – Und welch eine Entwicklung durchläuft Franziska Herr im erzählten Jahr! Wie viel Anlass wäre damit gegeben zur Reflexion, zur kritischen Überprüfung damaliger, zwischenzeitlicher oder heutiger Sichtweisen, Überzeugungen, Wünsche, Ängste und Hoffnungen! Doch nichts von alledem in Hera Linds Roman. Von einem Spannungsverhältnis kann nicht einmal in Ansätzen die Rede sein. Das erzählende Ich identifiziert sich zu jedem Zeitpunkt mit dem erzählten Ich, mit dessen Zielen, Plänen und Vorgehensweisen. Wo der zeitliche Abstand überhaupt einmal dazu genutzt wird, das Vergangene zu reflektieren, da dienen solche Überlegungen allein der (Selbst-) Rechtfertigung. Jederzeit fassbar ist die Zufriedenheit der Franziska Herr mit sich selbst, ihre Genugtuung angesichts des Erreichten, mitunter gesteigert zum lauthals artikulierten „Triumphgefühl" (273): „ICH! Franka Zis!" (384)[3]

Halten wir uns zunächst an die Perspektive der Erzählerin. Was geschah in diesem so ereignisreichen Jahr und welches Selbstbild liegt dem Dargestellten zugrunde?

Das Selbstbild der Franziska Herr

Zu Beginn des Romans scheint die soziale Situation Franziska Herrs mehr als prekär. Ihre „schäbige Mietwohnung", in der sie als Alleinerziehende mit ihren beiden Söhnen „zwischen ausrangiertem Sperrmüll" (15) lebt, liegt im „Brennpunktmilieu" (35). Die Turnhalle, in der das „Mutter-Kind-Turnen" (30) stattfindet, ist ein neuerdings mit „Hakenkreuzen und Judensternen" (31) beschmierter „Betoncontainer" mit einem „verlotterten Eingang" (30). Folglich ist Franziskas Aufstieg gleichbedeutend mit einem Wechsel des Sozialraums. Wohin sie will und auch gelangt, das ist „Kölns feinstes Stadtviertel" (13), ein Villenviertel „am Stadtwald" (17) gelegen. Dort erwirbt die Protagonistin ein Haus in unmittelbarer Nachbarschaft ihres mit 45 Jahren erstaunlicher Weise noch immer bei seiner Mutter lebenden Rechtsanwalts Enno Winkel.

Sozialer Aufstieg und Milieuwechsel werden darüber hinaus illustriert durch zwei Nebenfiguren, „Susanne" und die „ANDERE Susanne" (30): beide Mütter, deren Kinder Spielkameraden des vierjährigen Franz sind. Während Susanne in der „besseren Gegend" (30) des Stadtwaldviertels beheimatet ist, lebt die andere Susanne, eine Bekanntschaft aus alten Tagen, im Brennpunktmilieu. Klischeeüberladen, wie sie sind, lassen sich beide Figuren unschwer verschiedenen gesellschaftlichen Sozialmilieus zuordnen. Was sie jedoch verbindet, ist ihre negativ kontrastierende Funktion: Sie dienen der Charakterisierung Franziska Herrs als einer aufstiegsorientierten, selbständigen und moder-

3 Diese und alle weiteren Hervorhebungen durch Kapitälchen entsprechen dem Originaltext.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nen Frau. Die „ANDERE Susanne“ aus dem Brennpunkt repräsentiert ein anachronistisch gewordenes, von Randständigkeit, Armut und Verwahrlosung geprägtes grün-alternatives Milieu. Alternativer Frauenbuchladen, linksradikales Wochenblatt, Müsli, TAZ, Brennnesseltee, Demos, BH-Losigkeit, Mutterschweiß, Schaffelle und eine nach Mäusepipi riechende Wohnung (vgl. 31-33) sind jene Ingredienzen, mit deren Hilfe alles Ökologisch-Alternative zugleich charakterisiert und denunziert wird. Nicht viel besser ergeht es der ersten Susanne. Zwar lebt sie schon dort, wo Franziska noch hin will, im Villenviertel, doch repräsentiert auch sie ein für Franziska wenig erstrebenswertes Sozialmilieu: ein durch traditionelle Geschlechterrollen gekennzeichnetes, konservativ-akademisches Bildungsmilieu. Swimmingpool, Goldfischteich und Springbrunnen; Stehkragenblusen, Faltenröcke, Perlenketten, Pumps, Lackschleifen und Brokatkissen; Reitlehrer, Ballettmeister und Fechtschulen (vgl. 33-36) markieren in nicht minder stereotyper Weise ein bildungsbürgerliches Niveaumilieu, in dem der Mann das Geld verdient, während die Frau als Dame des Hauses allein dort ihre Wirkungsstätte erblickt.

Beide Milieus, am unteren bzw. am oberen Rand der gesellschaftlichen Hierarchie angesiedelt, werden gleichermaßen als geschichtlich überholte Hemmschuhe weiblicher Selbstverwirklichung und Identitätsfindung verworfen. Von der Aussicht auf eine baldige Scheidung beseelt, postuliert die Erzählerin eins ums andere Mal ihr Credo: „Ich, Löwenmutter mit zwei Jungen, ich schaffe das ganz allein. / Ich brauche überhaupt keinen Mann. / Jedenfalls nicht zum Leben.“ (85) Ebendies gilt es auch als wichtigste Botschaft literarisch an die Frau zu bringen: „EHELOS GLÜCKLICH“ (131)! Und nicht nur Franziska Herr alias Franka Zis propagiert das Ideal weiblicher Unabhängigkeit; auch Hera Lind tut dies, ist sie es doch, die ihrer Protagonistin einen programmatischen Namen verleiht: „Über MICH verhandeln sie nicht. / Über MICH entscheide ich. / Ich will nicht wieder zum Spielball männlicher Eitelkeiten werden. / Ich mußte vierunddreißig werden, um endlich frei zu sein! / Jetzt bleibe ich frei. / So wahr ich Herr heiße. / Ich bin und bleibe mein eigener Herr.“ (119) Wie der Erfolg der Franka Zis, aber auch der der Hera Lind beweisen, fand und findet die Botschaft ein millionenfaches Echo. Unter den Bedingungen der zweiten Moderne (U. Beck), die die Frau aus der traditionellen Rolle als Hausfrau und Mutter befreite, winkt demnach der Erfolg, sofern Frau nur ihr Schicksal in die eigenen Hände nimmt: „Nun war ich im Begriff – mit dem Kopf nach oben! – mitten im prallen Leben zu stehen! Und – das war das Wichtigste – ich hatte mir die Leiter nach oben ganz allein gebaut. Schritt für Schritt war ich auf dieser Leiter aufwärts geklettert [...].“ (221)

Franziska Herr, jahrelang „unfreiwillige Hausfrau“ (12), die ihrer eigenen Einschätzung nach „kaum nennenswerte hausfrauliche Qualitäten“ (17) besitzt und auch „weder Lust, noch Geschick“ besitzt, sich „im Garten zu betätigen“ (219); Franziska Herr will nur eines, nämlich schreiben: „Ja, das war es, was ich wollte. / Ich wollte schreiben und sonst nichts!“ (75) Und was? „Ein Roman, ein Roman! / Ich sollte einen Roman schreiben! / Das genau war es, wovon ich immer zu träumen gewagt hatte! / Ein wunderbarer, ein wahrhaft umwerfender Triumph ergriff von mir Besitz.“ (99) Auch wenn damit die zentra-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

le Sinnfrage im Leben der Franziska Herr beantwortet zu sein scheint, ist es doch angebracht, einige Präzisierungen vorzunehmen. Denn das Schreiben als kreativ-künstlerische Tätigkeit, aber auch als Handwerk, das es zu erlernen gilt; ein Metier, das in sprachlich-stilistischer Hinsicht hohe Anforderungen stellt und zahllose Formprobleme aufwirft - all das ist offenbar nicht gemeint. Jedenfalls ist davon nirgends die Rede. Worum es in Wahrheit einzig und allein noch geht, nachdem die mehrwöchige Feierabendtätigkeit einmal in Gang gekommen ist, das sind Erfolg und Anerkennung, Ruhm und – natürlich – Geld. Das Schreiben, so wird über hunderte von Seiten hinweg mehr als deutlich, ist Mittel zum Zweck auf der „Leiter nach oben" (221). Deshalb ist es der Markt mit seinen Gesetzen, der das strategische Kalkül aller am Erfolg der Franka Zis Beteiligten lenkt. Im „Trend" liegt „Frauenlektüre einmal anders, heiter und unbeschwert, nicht so tierisch verbissen" (97), weiß der Lektor zu diagnostizieren – aber auch das Gesicht gilt es zu vermarkten. Folglich – und darauf legt Franziska Herr viel Wert – darf „die andere Frauenbuchautorin vom Konkurrenz-Verlag" auf keinen Fall „tausendmal schöner" sein „als ich" (199). Das Kalkül geht auf. Lesungen, Interviews und Fernsehauftritte, bei denen „das Buch in die Kamera" (293) gehalten wird, folgen bald im Wochenrhythmus. Die Regenbogenpresse platziert ein Porträt der neuen Erfolgsautorin inmitten anderer Reportagen über Uschi Glas und Lady Di: „Ich sank auf den Bettrand. Vor weniger als einem Dreivierteljahr hatte ich im Salon Lauro staunend über diese zwei Damen gelesen, und nun sollte ich selber IN EINEM ATEMZUG mit ihnen genannt werden?! Mir wurde schwarz vor Augen." (314) Kein kritisches Wort seitens der Erzählerin über die Fragwürdigkeit solcher Erfolge; kein ironisches Wort über ein vergangenes Ich, dem der allzu plötzliche Erfolg offenbar zu Kopfe gestiegen ist – immer nur Stolz, Genugtuung und satte Selbstzufriedenheit. Mit *Ehelos glücklich*, davon ist die Erzählerin überzeugt, wurde nichts Geringeres als die „Tür zur Weltkarriere aufgeschlossen" (268) – „WAHNSINN!" (333) – „Oh, dieses Bad in der Menge! Wie ich es genoß! Berühmt sein ist toll!" (373) Das Schreiben hat seinen Zweck erfüllt. Die Leiter ist erklommen. Und so bleibt der fiktiven Autobiographin nichts anderes mehr übrig, als über viele, viele Seiten hinweg die eigene Karriere und das eigene Selbst als unabhängige, moderne und erfolgreiche Frau zu feiern.

Das Selbstbild der Franziska Herr – gegen den Strich gebürstet

„‚Also', begann ich und räusperte mich. ‚Dies ist die Geschichte einer jungen Frau, die nach fünf Jahren Ehe beschließt, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.'" (312) Mit diesen Worten beginnt Franka Zis ihre Lesungen; diese Aussage steht im Zentrum des gestalteten Selbstbilds der fiktiven Autobiographin Franziska Herr; diese Aussage fungiert als zentrale Botschaft, die Franziska Herr alias Franka Zis mit *Ehelos glücklich* und Hera Lind mit ihrem Roman *Das Superweib* der weiblichen Fangemeinde mit so großem Erfolg zu

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

vermitteln wissen. Doch trifft diese Aussage zu? Wenn man das nahezu pausenlos postulierte Selbstverständnis der Ich-Erzählerin nicht umstandslos akzeptiert, sondern den Roman daraufhin befragt, inwieweit die dargestellte Entwicklung eben dieses Selbstverständnis als zutreffend bestätigt, dann kann es passieren, dass man zu ganz anderen Befunden gelangt. ‚Gegen den Strich bürsten' – meint nicht spitzfindige (und böswillige) Interpretationen oberhalb des Textes, sondern das Gegenteil. Hera Linds Roman sollte – wie jeder andere literarische Text auch – unter folgender Fragestellung beim Wort genommen werden: Inwieweit gelingt es dem Roman, seine eigenen Darstellungsintentionen literarisch einzulösen?

Das Leben in die eigene Hand nehmen? Beginnen wir mit den eher prekären sozialen Verhältnissen, in denen sich Franziska Herr eingangs zu befinden scheint. Franziska sucht einen Anwalt auf, allerdings nicht, um sich scheiden zu lassen, sondern um auf Weisung ihres Gatten, der bekanntlich in der Karibik weilt, eine „ganze Million" Schwarzgeld „noch vor Jahresende" (16) verschwinden zu lassen. Bis dahin offenbar in keiner Weise darüber informiert, wie viel ein erfolgreicher Fernsehregisseur verdient, muss Enno Winkel sie darüber hinaus über den eherechtlichen Sachverhalt der Zugewinngemeinschaft aufklären (vgl. 44) – mit anderen Worten: Wenn man nicht gewillt ist, der Protagonistin schier unbegreifliche Naivität zu unterstellen, die Millionärin ist, ohne es zu wissen, dann ist die Rede von „meiner asozialen Wenigkeit" (10) nichts anderes als selbstgefällige Heuchelei, die dazu dient, die Spannweite des eigenen ‚sozialen Aufstiegs' voll auszumessen. Schließlich taugt die abgedroschene Metapher von der „Leiter nach oben" (221) nur dann, wenn diese Leiter auch unten Sprossen besitzt.

Das Leben in die eigene Hand nehmen? Es ist der Zufall, der Franziska allererst auf die Erfolgsspur bringt. Zufällig, aufgrund eines Missverständnisses ihres übereifrigen Anwalts, reicht sie die Scheidung ein (vgl. 19f.), um bald darauf Geschmack daran zu finden. – Rein zufällig ist der Lektor des Frauenmit-Pfiff-Verlags Franziskas ehemaliger, von ihr damals schon angehimmelter Deutschlehrer Victor Lange. Und, welch ein Zufall, lange währt auch schon Victor Langes insgeheim gehegte Zuneigung zu Franziska. Deswegen ist es beim besten Willen kein Zufall mehr, dass gleich die erste Wiederbegegnung im Hamburger Verlagshaus zu leidenschaftlichem Sex auf Victor Langes Schreibtisch führt: „‚Sollen wir nicht erst das Manuskript zur Seite räumen?' / ‚Nein.'" (112) Wozu es demnach auf dem Schreibtisch kommt, ist eine doch eher untypische Form der Manuskriptbearbeitung. Sie wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn Victor weiß auch so: „Das wird ein Bestseller." (112) – Und schließlich will es der Zufall, dass Tante Trautschn just in dem Moment das Zeitliche segnet, in dem Franziska Herr aufgrund wachsender Verpflichtungen für ihre beiden Söhne eine Kinderfrau benötigt. Paula, vormals Gesellschafterin bei Tante Trautschn, ist genau die Richtige, zuverlässig und alle Zeit bereit, aus purer Freude Überstunden zu absolvieren (vgl. 220f.).

Das Leben in die eigene Hand nehmen? Wenn es der pure Zufall ist, dem sich das Scheidungsglück der Protagonistin verdankt, so sind es die Entscheidungen anderer, die ihre Karriere als Schriftstellerin in die Wege leiten.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Rechtsanwalt Enno Winkel fordert sie auf, über ihre Ehe zu schreiben. Franziska gehorcht und entdeckt das Schreiben. Und Alma Winkel, die überaus rüstige Mutter des ewigen Junggesellen, liest die Aufzeichnungen, amüsiert sich köstlich und reicht sie – ohne Wissen der Autorin – beim Verlag ein. Anfangs ist Franziska empört, um bald darauf Geschmack daran zu finden – und zwar in dem Moment, als sie die vereinbarte Startauflage erfährt: „50.000." (97)

Das Leben in die eigene Hand nehmen? Dazu gehört zweifellos auch, sich in Konfliktsituationen Gehör zu verschaffen, sich gegebenenfalls durchsetzen zu können. Mit Schaudern erinnert sich Franziska an jenen Tag, an dem ihr ehrenwerter Gatte mit seiner Freundin zu ihr kam, um von seiner zum zweiten Mal schwangeren Frau den Segen in Sachen freie Liebe zu erhalten. Franziska rebellierte nicht, sondern schwieg: „Ich antwortete lieber gar nichts." (41) Solch ängstliches und konfliktscheues Verhalten sollte nunmehr der Vergangenheit angehören. Doch weit gefehlt! Stets dort, wo Frau ihren Mann stehen müsste, vermeidet das erlebende Ich die offene Auseinandersetzung. „Ich hasse Streit" (77); „Ich HASSE Streitereien" (187); „Ich HASSE Streit" (363), lautet die stereotyp vorgebrachte Begründung der Erzählerin: „Das dramatische Fach liegt mir einfach nicht. / Ich denk mir einfach meinen Teil. / Und handele an passender Stelle." (77)

Das Leben in die eigene Hand nehmen? Diese ebenso selbstgefällige wie unzutreffende Sicht der Dinge unterschlägt, dass Franziska von Anfang an auf eine Vielzahl von Dienstleistungen angewiesen ist, ohne die sie auf nahezu allen Ebenen Schiffbruch erlitten hätte. Hier ist in erster Linie erneut Enno Winkel zu nennen, der sich als ein mit allen Wassern gewaschener Winkeladvokat entpuppt. Er erledigt alle finanziellen, steuerlichen, rechtlichen und technisch-praktischen Dinge für Franziska Herr, um zuletzt auch noch die Werbekampagne für Franka Zis zu managen: Enno Winkel erwirbt für sie die Immobilie, er handelt die Verträge mit dem Verlag und der Produktionsgesellschaft aus, er richtet weitgehend Franziskas neues Heim ein. Und während er Elektrogeräte anschafft, Telefone und Laptops installiert und Schreibprogramme einrichtet, spielt Franziska lieber mit den Kindern: „Die waren mir ungleich wichtiger als Verträge, Anrufbeantworter, BTX-Auskünfte, Finanzbescheide, Kaffeemaschinen und Computer." (187) Enno, der „Mann fürs Praktische" (58), erledigt dies alles unentgeltlich – und Franziska weiß, was sie an ihm hat: „O Enno! Du bist der allergrößte, liebste, gütigste, nachsichtigste und mildeste Anwalt der Welt!" (77) Kaum geringer ist Franziskas Dankbarkeit gegenüber Alma Winkel, genannt Alma mater. Bevor Paula, von der bereits die Rede war, voller Freude ihren Dienst antritt, ist es Alma, die stets in die Bresche springt, wenn es gilt, Franziskas Kinder zu versorgen. Die wiederum sind von ihr so begeistert wie sie von ihnen. Kein Wunder: „‚Möchte Kakao haben', sagte Willi. / Sofort sprang Alma mater auf und rannte in die Küche." (57) Und so steht für Franziska schon frühzeitig fest: „Was für eine tolle Frau! Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als ihre Nachbarin und Freundin zu werden." (69f.) Ist das ein Wunder?

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Das Leben in die eigene Hand nehmen? In einem sehr spezifischen, allerdings auch sehr fragwürdigen Sinne mag dies zuletzt doch zutreffen. In einem frühen Gespräch zwischen Enno Winkel und seiner neuen Mandantin geht es um die rechtliche Frage der Zugewinngemeinschaft. „‚Aber Sie wollen mir doch nicht weismachen, Sie hätten von dem Zugewinn nichts gewußt!' / Wie das klang!", empört sich die Erzählerin noch im nachhinein: „Als wäre ich ein berechnendes Weib, das mit der Scheidung solange wartet, bis der Ehemann ein paar Millionen gemacht hat [...]." (44) Und kurze Zeit später beklagt die Erzählerin erneut ihre Unfähigkeit zu strategisch-kalkulierendem Denken und Handeln: „Ach, warum konnte ich niemals meine Gefühle zügeln? Warum fiel ich immer gleich mit der Tür ins Haus? Warum war ich aber auch nicht für fünf Pfennig berechnend?" (71) Franziskas Selbsteinschätzung entspricht genau dem traditionellen Stereotyp der emotionsgeleiteten Frau im Unterschied zum rational geprägten Mann – an sich ein weiteres Indiz für die Unfähigkeit der Protagonistin, ihr eigener Herr sein zu können. Doch sind die eben noch vergossenen Krokodilstränen überflüssig. Denn wo es darauf ankommt, ist Franziska in hohem Maße eine strategisch-kühl operierende Frau, die es glänzend versteht, andere für sich einzuspannen. Warum stellt sich Enno Winkel mit nie nachlassendem Eifer in den Dienst ihrer Karriere? Er liebt sie und handelt in der Hoffnung, auf diesem Wege Franziska gewinnen zu können. Sie wiederum weiß das und lässt ihn – sehr zum eigenen Vorteil – zappeln. Vom stürmischen Sex auf Victor Langes Schreibtisch eben nach Köln zurückgekehrt, rechtfertigt die Erzählerin Franziskas taktisch begründetes Schweigen gegenüber Enno: „Sollte ich ihm etwa erzählen, was in Hamburg vorgefallen war? Sollte ich ihm, meinem Freund und Anwalt und Chauffeur und Babysitter und Lebensglückverwalter, etwa auf die Nase binden, daß ich mit meinem Lektor geschlafen hatte?! [...] Auf keinen Fall. Enno durfte noch nicht einmal ansatzweise davon wissen." (113) Warum hegt und pflegt Alma mater in nie nachlassender Aufopferungsbereitschaft Franziskas Kinder? Weil sie die Hoffnung hat, durch eine Ehe ihres Sohnes mit Franziska Herr die lang ersehnten eigenen Enkel zu bekommen. Franziska weiß das – „Mit einem Schlage wurde mir klar, daß Mutter Winkel sich nichts sehnlicher wünschte als einen Enkel." (58) – und auch sie lässt Franziska zappeln: „Irgendwann, bei passender Gelegenheit, wollte ich sie mal unter vier Pastorentöchter-Augen fragen, ob sie mir sehr böse wäre, wenn ich ihren Enno einfach nicht heiraten würde. Aber Eile mit Weile. Ich wollte es mir weder mit Enno noch mit seiner goldigen Mutter verscherzen." (121) Kaum glaublich, aber wahr: Nur vier Seiten zuvor pflegt die Erzählerin nochmals ihr selbstgefälliges Bild von der emotionsgeleiteten, stets aufrichtigen Frau: „Besonnen! Eile mit Weile!! Das genau ist es, was sich völlig meiner Veranlagung entzieht. [...] So bin ich nun einmal." (117) – Nein, so ist sie nicht.

Das postulierte und zur Identifikation feilgebotene Selbstbild wird in geradezu grotesker Weise durch das Erzählte konterkariert. Noch eine Kostprobe? Alma Winkel umarmt Franziska mit den Worten: „Wenn es irgend etwas gibt, dann besprechen wir es! Wir Frauen müssen zusammenhalten!" (173)

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Dem stimmt Franziska zu: „Wir Frauen müssen zusammenhalten." (174) Hier, auf dem Gipfel unverfrorener Heuchelei, stellt sich spätestens die Frage, ob das Ganze nicht eine Parodie auf den Feminismus sein soll; eine Parodie, mit der sich die Autorin Hera Lind, vertreten durch ihr literarisches Alter ego Franka Zis, über all jene Frauen lustig macht, die dem ‚feministischen Solidaritätsgeschwafel' vergangener Tage allen Ernstes noch anhängen. Vielleicht ist das so. Auf jeden Fall aber entpuppt sich die zentrale Botschaft, die Frau als ihr eigener Herr, als unbegriffenes und sinnentleertes Geplapper. Worauf es der Protagonistin einzig und allein ankommt, ist der eigene Vorteil um jeden Preis.

Um jeden Preis? Es gehört seit je zur Erzählstrategie trivialer Literatur, das in seiner Widersprüchlichkeit potentiell konfliktgeladene Geschehen in eine verlogene Idylle zu transformieren. So auch in Hera Linds Erfolgsroman *Das Superweib*. Stillschweigend begräbt Enno Winkel seine Heiratswünsche mit Franziska und stellt sich fortan selbstlos in ihren Dienst: „‚Es macht mir Spaß, eine so tolle Frau wie dich zu managen', strahlte Enno." (267) Stillschweigend begräbt auch Alma Winkel ihre ehedem gehegte Hoffnung auf eigene Enkel. „Aber wissen Sie was?", gesteht sie der mittlerweile von Erfolg zu Erfolg eilenden Franziska: „Dieses Glück färbt auf uns alle ab! Sie haben richtig Leben in uns gebracht!" (276)

Ein Superweib?

Dringlicher noch als zu Beginn stellt sich erneut die Frage, warum Hera Lind bei ihrer weiblichen Leserschaft solch immense Erfolge milieuübergreifend feiern konnte bzw. kann. Spekulationen über einen fortschreitenden Verlust ästhetischer Kompetenz oder über eine allzu große Empfänglichkeit für plakative Emanzipationsphrasen verbieten sich. Hier wäre zu allererst empirische Rezeptionsforschung zu betreiben. Also halten wir uns an den Text selbst, um abschließend einige Erklärungsversuche vorzunehmen.

Wenn man nicht gewillt ist, dem propagierten Selbstbild der modernen, unabhängigen und selbständigen Frau umstandslos beizupflichten, dann zeigt sich ein ganz anderer Typus, der wie ein insgeheim gehegtes Frauenideal das Handeln, Denken und Empfinden der Franziska Herr bestimmt. Die fiktive Autobiographin sieht sich als impulsive, von Gefühlen gelenkte Frau, der männlich-strategisches Denken völlig abgeht, die überdies offene Auseinandersetzungen scheut und daher lieber im stillen ihre Pläne verfolgt. Allein dies schon entspricht weit mehr dem traditionellen Bild der Frau, wie es nicht nur gern von Männern behauptet, sondern auch von – überaus erfolgreichen – Trivialautorinnen wie Hedwig Courths-Mahler oder der Marlitt verbreitet wurde. Und weiter: Franziska Herrs Erfolg erlaubt ihr, alles Ökonomische, Rechtliche und Technische durch ihren Gefolgsmann Enno Winkel erledigen zu lassen. Das aber sind die klassischen Domänen des Mannes, von denen Franziska Herr von Beginn an nichts versteht und später auch nichts verstehen muss, weil sie alles in besten männlichen Händen aufgehoben weiß. Sie spielt statt

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

dessen lieber mit den Kindern oder greift zur Feder. Und weiter: Während die Frau in traditionellen kleinbürgerlichen oder proletarischen Verhältnissen durch Haushalt und Kinderbetreuung vollauf in Anspruch genommen war, womöglich noch hinzuverdienen musste, kann Franziska Herr all dies in Herrenmanier in die Hände eines aufopferungsvollen und dankbar tätigen Dienstpersonals legen: Alma Winkel, die „Mutterhenne" (261) Paula – und das Ehepaar Ville. Von Paula engagiert, kümmert sich das Ehepaar mit „Spaß" und „viel Liebe" (262) um den Garten der neu erstandenen Villa.

Nimmt man all dies zusammen, so entsteht das an Rosamunde Pilcher gemahnende Bild eines konservativ-großbürgerlichen Lebens- und Herrschaftszusammenhangs, in dem die Frau, abgeschirmt von den Widrigkeiten des äußeren Daseins, genügend Zeit, Geld und Muße besitzt, um sich den angenehmen Seiten des Lebens zu widmen; ein Bild, dessen historische Wurzeln eher im 19. als im 20. Jahrhundert auszumachen sind. Allerdings: Die im 19. Jahrhundert zweifellos hohe Wertschätzung der großbürgerlichen Frau als Hüterin der Privatsphäre änderte nichts an den umfassenden patriarchalischen Strukturen dieses schichtspezifischen Lebenszusammenhangs. Betätigungs-, Bewährungs und Vergnügungsfelder außerhalb des Privaten waren dem Mann vorbehalten. Die Frau blieb „dem seinem Wesen nach monarchischen ehelichen Recht des Hausherrn"[4] untergeordnet.

Davon kann unter den Bedingungen der modernisierten, funktional differenzierten Gesellschaft der Gegenwart nicht mehr die Rede sein. Das romantisch-verklärte Bild einer bourgeoisen Lebenssphäre bildet in Hera Linds Roman nur die verschwommene Hintergrunddimension einer weiblichen Erfolgsgeschichte, die die Freisetzung der Frau aus ihrem ehedem gegebenen ‚modernen Ständeschicksal' (U. Beck) unabdingbar zur Voraussetzung hat. Daran lässt auch die fiktive Autobiographin keinen Zweifel aufkommen. Sei es der berufliche Erfolg oder die freie Wahl der Liebespartner – was Männer, so die Erzählerin, „seit ewigen Zeiten" (148) schon immer durften, genehmigt sie sich jetzt: „Jetzt geh ICH auf Beutezug." (150) Dieser Satz ist der vielleicht ehrlichste eines Romans, der eine eigenartige Symbiose unterschiedlicher, an sich unvereinbarer Ideale vornimmt: modernes und traditionelles Frauenideal, Selbstverwirklichung und Rückzug, abenteuerliches und stilles Glück. Wie gesehen, gelingt die harmonische Vereinigung beider Ideale nur auf Kosten anderer, die den Preis dafür – allerdings freudig – entrichten: eine durch und durch verlogene Idylle.

Hera Lind hat mit ihrem Roman etwas Neues geschaffen – und darin dürfte auch das Geheimnis ihres Erfolgs begründet liegen. Was sie mit ihrem Roman *Das Superweib* geschaffen hat, ist eine neuartige, gleichsam modernisierte Form trivialer Frauenliteratur. Grundlegend für Literatur dieser Art war bis in die sechziger Jahre hinein die Behauptung, dass der soziale Aufstieg und das Liebesglück nur als Symbiose für Frauen erfahrbar sei – und zwar in Ge-

4 Michelle Perrot/Anne Martin-Fugier: „Die Akteure", in: Philippe Ariès/Georges Duby (Hg.): Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4: Von der Revolution zum großen Krieg, hg. von Michelle Perrot, deutsch von Holger Fliessbach/Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt/Main 1992, S. 95-310, hier S. 145.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

stalt des in sehr viel höheren Kreisen beheimateten Traumprinzen. Solche Romane endeten dann allerdings in aller Regel mit der Hochzeit, ohne sich der prekären Frage zu stellen, wie es denn weitergegangen ist mit der Liebesheirat, mit den Mutterfreuden und den Haushaltspflichten. Hera Linds Roman entkoppelt nun den bis dahin für Frauen an den Mann gebundenen Zwangsnexus von sozialem Aufstieg und Liebesglück, ohne jedoch den alten Wunschtraum von familiärer Geborgenheit aufzugeben. Denn Franz und Willi, Enno, Alma mater, Paula und – bei Gelegenheit – Victor Lange: sie alle bilden eine harmonische Gemeinschaft, in deren Mittelpunkt die vom Glück umstrahlte Protagonistin steht; sie alle bilden „mein Zuhause" (400). Anders gewendet: Die berufliche Karriere wird nicht mit dem Preis der Vereinsamung bezahlt; die sexuelle Selbstbestimmung geht nicht zu Lasten einer stabilen Partnerschaft; die Scheidung führt nicht in den Teufelskreis aus Verarmung und Vereinsamung – fürwahr: ein umfassendes Glücksversprechen!

Literaturverzeichnis

Lind, Hera: Das Superweib. Roman, Frankfurt/Main 1994.

Perrot, Michelle/Martin-Fugier, Anne: „Die Akteure", in: Philippe Ariès/Georges Duby (Hg.), Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4: Von der Revolution zum großen Krieg, hg. v. Michelle Perrot, deutsch von Holger Fliessbach/Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt/Main 1992, S. 95-310.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Burkard Michel/Jürgen Wittpoth

SUBSTANZIELLE UND STRUKTURELLE DIMENSIONEN KULTURELLEN KAPITALS. HABITUSSPEZIFISCHE SINNBILDUNGSPROZESSE BEI DER REZEPTION VON FOTOGRAFIEN

Gegenwärtig wird in Frage gestellt, ob der von Bourdieu geprägte Begriff des kulturellen Kapitals in seiner ursprünglichen Form noch zeitgemäß ist oder ob er angesichts veränderter gesellschaftlicher Bedingungen einer Modifikation bedarf.[1] Unter Bezug auf Zeitdiagnosen, die unsere Gesellschaft als Wissens- in Abgrenzung von der Industriegesellschaft charakterisieren, wird angenommen, dass das ‚klassische' legitime Kulturkapital von einer ‚modernisierten' Variante be- bzw. verdrängt wird. Für die klassische Form steht der Bildungsbegriff, für die erneuerte der des Wissens.

Wir werden uns in zwei Zugängen mit diesem Verständnis auseinandersetzen:

- einleitend erfolgt eine Vergewisserung des Bourdieuschen Verständnisses von kulturellem Kapital im Lichte aktueller Einwände,
- anschließend illustrieren wir an Ausschnitten einer empirischen Analyse von Sinnbildungsprozessen bei der Rezeption von Fotografien die besondere Funktionsweise dieser Art Kapital.

Dabei vertreten wir die These, dass die Auffassung, der Begriff des kulturellen Kapitals müsse modifiziert werden, aus einem substanzialistischen Missverständnis hervorgeht.

1 Vgl. Uwe Bittlingmayer: „Transformation der Notwendigkeit", in: ders. u. a. (Hg.), Theorie als Kampf?, Opladen 2002, S. 225 – 252; Klaus Kraemer: „Entwertete Sicherheiten", in: Soziale Welt 48 (1997), S. 361-378; Klaus Kraemer/ Uwe Bittlingmayer: „Soziale Polarisierung durch Wissen", in: Peter A. Berger/ Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft, Opladen 2001, S. 313-329.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

1. Bildung *oder* Wissen?

Zeitdiagnosen sind wesentlich dadurch gekennzeichnet, eine Zäsur, das Aufkommen neuartiger Verhältnisse markieren zu wollen und arbeiten daher in der Regel mit Zuspitzungen. Reflexionen, die an Zeitdiagnosen anschließen, laufen dann stets Gefahr, vereinfachende Schematisierungen des ‚Einst' und ‚Jetzt' in ihre speziellen Betrachtungen hinein zu verlängern.[2] Insofern gilt es bei Argumentationen dieses Typus, die Konstruktionen des ‚Alten' wie des ‚Neuen' zu prüfen und schließlich zu bedenken, wie beide zueinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Unter dem *klassischen* kulturellen Kapital verstehen Bittlingmayer und Kraemer

- in der inkorporierten Form: den ‚Habitus des Gebildeten', der sich im spielerischen Umgang mit der legitimen Kultur im Sinne der anerkannten Werke äußert;
- in der institutionalisierten Form: (höhere) Bildungstitel, die wegen ihrer Seltenheit einen eher exklusiven Charakter haben und ungeschmälerte Rendite bringen.

Die Bedeutung dieser Form kulturellen Kapitals wird in verschiedenen Hinsichten als heute *bedrängt* angesehen:

- Die Verallgemeinerung höherer schulischer Bildung veralltäglicht sie und untergräbt ihren symbolischen (Distinktions-) Wert.[3]
- Bildungszertifikate bringen nicht mehr die ursprüngliche Rendite, weil sie zum Standard, zur notwendigen aber nicht länger hinreichenden Voraussetzung für Karrieren geworden sind.
- Die Dynamik des wissenschaftlich-technischen Wandels führt zu einer Entwertung von Bildungs- und Wissens*ressourcen*; immer mehr Wissens*bestände* werden immer schneller unbrauchbar.[4]

Die *modernisierte* Variante kulturellen Kapitals wird gekennzeichnet durch:

2 Vgl. Jürgen Wittpoth: „Zeitdiagnose: nur im Plural", in: ders. (Hg.), Erwachsenenbildung und Zeitdiagnose, Bielefeld 2001, S. 155-178.

3 Es ist durchaus nachvollziehbar, dass Bittlingmayer und Kraemer die ungetrübte Ausstrahlung des legitimen kulturellen Kapitals (im engeren Sinne) bis *in die letzten Winkel des sozialen Raums hinein* in Frage stellen. Versteht man das kulturelle Kapital jedoch in einem weiteren Sinne, relativieren sich die Zweifel. In jedem Falle handelt es sich um eine lediglich empirisch zu klärende Frage.

4 Diese Figur gehört im übrigen zum Standardrepertoire der Begründungen lebenslangen Lernens seit den frühen 1970er Jahren (vgl. Jürgen Wittpoth: Einführung in die Erwachsenenbildung, Opladen 2003, S. 30ff.), einer Zeit also, in der von Wissensgesellschaft noch nicht die Rede war.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

- am ökonomischen Maßstab gemessene Verwertbarkeit des Wissens,
- hohe Wertschätzung von Schlüsselqualifikationen,
- souveränen Umgang mit Technik,
- Erfolgs-, Leistungs- und Effizienzorientierung.

Als ‚Gegenteil' erscheint dabei immer wieder die ‚interesselose Bildung', gelegentlich auch ‚der Opernbesuch' als gewissermaßen hoch verdichtete Ausdrucksform derselben.[5]

Das (Miss-) Verständnis, das in dieser Art Schematisierung zum Ausdruck kommt, wird unter Umständen von Bourdieu selbst dadurch nahegelegt, dass er – insbesondere in den feinen Unterschieden – immer wieder auf bestimmte Bereiche legitimer kultureller Praxis (*beispielhaft*) Bezug nimmt. *Systematisch* ist das (legitime) kulturelle Kapital allerdings anders, man könnte sagen ‚struktureller', ‚abstrakter' gefasst:

„Die ästhetische Einstellung ist nicht nur ein Vermögen, ‚in Form und Inhalt […] Werke der legitimen Kunst abzuwägen, sondern *schlechthin alle Dinge dieser Welt'*.[6] Insofern ist die Akkumulation kulturellen Kapitals von frühester Kindheit an ‚die Voraussetzung zur schnellen und mühelosen *Aneignung jeglicher Art von nützlichen Fähigkeiten'*.[7] Die reine Ästhetik wurzelt ‚in einem *Ethos frei gewählter Distanz* zu den Zwängen und Nöten der natürlichen wie sozialen Umwelt'; die Teilnahmslosigkeit des reinen Blicks ist nicht zu trennen ‚von einer *generellen Haltung zur Welt'*.[8] Verinnerlichung und Akkumulation von Kultur, ein Vorgang, den Bourdieu mit dem deutschen Begriff ‚Bildung' belegt, ist *‚Arbeit an der Person*'; inkorporiertes kulturelles Kapital wird zu einem festen Bestandteil der Person, zum Habitus."[9]

Kulturelles Kapital äußert sich also wesentlich in einer *Haltung*, die

1. *im Umgang mit* (und nicht *in Kenntnis von*) legitimen Kunstwerken zum Ausdruck kommt, und
2. die beileibe nicht *nur* oder *vor allem* auf diesem Feld maßgeblich wird. [10]

5 Vgl. U. Bittlingmayer: Transformation der Notwendigkeit, S. 238f.
6 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede, Frankfurt 1987, S. 21; Hervorh. B.M./J.W.
7 P. Bourdieu: Wie die Kultur zum Bauern kommt, Hamburg: VSA 2001, S. 116; Hervorh. B.M./J.W.
8 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 24; Hervorh. B.M./J.W.
9 P. Bourdieu: Wie die Kultur zum Bauern kommt, S. 113f.; Hervorh. B.M./J.W.
10 So verstanden, bereitet es dann auch keine Probleme mehr, sich vorzustellen (vgl. K. Kraemer: Entwertete Sicherheiten, S. 373), dass sich *ein homogener* Habitus in *verschiedenen*, funktional differenzierten Bereichen bewährt – ‚Mann/Frau von Welt' scheitern nicht an einer Curry-Wurst. Im Übrigen wird das Risiko des Scheiterns dadurch minimiert, dass ein Habitus vorzugsweise Orte aufsucht, die ihm besonders entsprechen (vgl. Jürgen Wittpoth: Rahmungen und Spielräume des Selbst, Frankfurt 1994, S. 92ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Menschen, die eine große Menge kulturellen Kapitals akkumuliert haben, bringen dies in einer distanzierten Haltung zum Ausdruck, die in erster Linie an formalen, abstrakten, theoretischen, relationalen Aspekten und weniger an substanziellen Gehalten interessiert ist. Es *mag* (muss aber nicht unbedingt) sein, dass sie mehr über barocke Architektur und impressionistische Malerei *wissen* als andere; ihre besondere ‚Haltung zur Welt' äußert sich gleichermaßen in der Bezugnahme auf Fernsehwerbung, verschiedene Spielarten populärer Musik etc. Die Dynamik wissenschaftlich-technischen Wandels entwertet solches kulturelles Kapital keineswegs – im Gegenteil: damit Gesegnete verfügen genau über das, was den Verschleiß je aktueller ‚Wissens*bestände*', Kenntnisse überdauert. Insofern ist die als modern angenommene der klassischen Variante kulturellen Kapitals bereits inhärent.

Auch die Schule vermittelt eher eine *Haltung* gegenüber Kulturgütern, als ein *Wissen* um dieselben;[11] der Unterricht setzt Individuen voraus, die bereits über ein vorgängig erworbenes Wissen verfügen[12]. Den ‚Habitus der Gebildeten'[13] kann die Schule nicht vermitteln, sondern lediglich als eine Norm durchsetzen, die gerade von denjenigen anerkannt wird, die sie verfehlen[14]. Insofern stellt die Inflationierung schulischer Titel (in Verbindung mit einem Mangel an Normalarbeitsverhältnissen in bestimmten Segmenten des Beschäftigungssystems) allein für diejenigen ein Problem dar, die *allein* über *vermeintliches*, d.h. rudimentär in der Schule vermitteltes, kulturelles Kapital verfügen. Sie werden zum einen darauf verwiesen, ihre Anstrengungen zu intensivieren, Ausbildungsgänge also immer weiter zu verlängern, und erleben dabei, dass sie immer schon zu spät kommen. Denn diejenigen, die die hohe (legitime) Form kulturellen Kapitals in langjähriger familiärer Praxis erworben haben, sind durch noch so langwierigen schulischen Erwerb nicht einzuholen. Die Studien Michael Hartmanns über die Rekrutierungsprinzipien für Spitzenpositionen in deutschen Unternehmen liefern dafür einen eindrucksvollen Beleg: was letztlich – über höchste Bildungsabschlüsse hinaus – den Ausschlag gibt, ist der souveräne Umgang mit Kultur. „Gerade die Mühsal der Aneignung diskreditiert nämlich all diejenigen, die die für eine Karriere in der Wirtschaft wichtigen Dinge nicht schon eher beiläufig während ihrer Kindheit und Jugend erlernt haben. Man muss die für Spitzenpositionen wesentlichen Persönlichkeitsmerkmale besitzen ohne den Erwerb erkennen zu lassen".[15]

11 Vgl. P. Bourdieu: Wie die Kultur zum Bauern kommt, S. 48; Hervorh. B.M./J.W.

12 Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt 1974, S. 189.

13 Vgl. K. Kraemer: Entwertete Sicherheiten, S. 365.

14 Vgl. Pierre Bourdieu / Luc Boltanski: „Titel und Stelle", in: dies. u. a., Titel und Stelle, Frankfurt 1981, S. 89-116.

15 Michael Hartmann: „Leistung oder Habitus?" in: Uwe Bittlingmayer u. a. (Hg.), Theorie als Kampf?, Opladen 2002, S. 361-377. Bittlingmayer und Kraemer greifen diese Studien auf, schließen daraus aber, dass die Bedeutung legitimer

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Auch hier geht es nicht in erster Linie darum, dass die Betroffenen kenntnisreich über die legitime Kunst zu parlieren verstehen, sondern um allgemeine Haltungen, die sich in einer bestimmten Art der Kleidung, des Verhaltens bei Tisch usw. äußern, kurz: in einem klassenspezifischen Habitus. Schließlich traut man dem Nachwuchs des gehobenen Bürgertums offensichtlich auch am ehesten diejenigen ‚sozialen Kompetenzen' zu, die im Zusammenhang des Abschieds von der Kommandowirtschaft an Bedeutung gewonnen haben.[16]

2. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien

Dass und vor allem *wie* kulturelles Kapital im *Umgang mit Kulturgütern unterschiedlichster Provenienz* zum Ausdruck kommt, soll nun anhand einer Studie über Bildrezeption illustriert und empirisch belegt werden. Dabei werden habitusspezifische Besonderheiten am Beispiel der Rezeption ein und derselben Fotografie[17] durch die Angehörigen unterschiedlicher Milieus herausgearbeitet. Um die Funktionsweise des kulturellen Kapitals bei Mediennutzungsprozessen[18] diesseits von Gattung, Genre und Inhalt möglichst augenfällig zu machen, wurde eine Fotografie ausgewählt, die aus einer substanzialisi-

Kultur lediglich milieu*intern* unangefochten bleibt (vgl. etwa K. Kraemer: Entwertete Sicherheiten, S. 366.)

16 Michael Hartmann: „Deutsche Topmanager: Klassenspezifischer Habitus als Karrierebasis", in: Soziale Welt 46 (1995), S. 440-468.

17 Auch Bourdieu hat sich wiederholt mit dem Thema „Fotografie" befasst. Unter dem Titel „Eine illegitime Kunst" (Pierre Bourdieu/Luc Boltanski/Robert Castel: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt/Main 1983.) untersuchte er insbesondere die soziale Praxis des Fotografierens. In den „feinen Unterschieden" ging er der Frage nach, „ob mit einer ausgewählten Serie von Motiven ein schönes Photo zu machen sei" (ebd., S. 69). Dabei präsentierte er den Versuchspersonen eine Liste mit (rein verbalen) Bildtiteln und bat sie, die Motive auf einer vierstufigen Skala von „hässlich" über „nichtssagend" und „interessant" bis „schön" einzuordnen (ebd., S. 70 f.). Bourdieu konzediert, dass „der Test von seiner Anlage her eher künstlerische Absichtserklärungen registriert als die Fähigkeit misst, derartige Absichten in Malerei, Photographie oder selbst nur in der Wahrnehmung von Kunstwerken praktisch umzusetzen." (ebd., S. 78) In diese Lücke stößt die vorliegende Untersuchung.

18 Im Zusammenhang mit der Habitustheorie ist unter „Mediennutzung" keine zweckrationale und zielgerichtete Nutzungsstrategie (wie es etwa die Rational-Choice-Theory postuliert) zu verstehen, sondern eine Praxis, die als „intentionslose Intentionalität [...] im Sinne eines Prinzips von Strategien ohne strategischen Plan, ohne rationales Kalkül, ohne bewusste Zwecksetzung funktioniert." (Pierre Bourdieu: „Antworten auf einige Einwände", in: Klaus Eder (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, Frankfurt/Main 1989, S. 397; vgl. Burkard Michel: „Das Habituskonzept zur Überwindung cartesianischer Engführungen in der Rezeptionsforschung", in: Uwe Hasebrink (Hg.), Vom Publikum zum User – Mediennutzung und Medienrezeption in konvergierenden Medienumgebungen, München 2004 (im Erscheinen).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schen Perspektive vermutlich als ‚trivial-kommerziell' – bzw. in Bourdieus Terminologie als „illegitim" und „vulgär"[19] – zu klassifizieren wäre.

Abbildung 1

Dass das Bild in einer solchen ‚objektivistischen' Sicht[20] jedenfalls nicht dem traditionell-hochkulturellen Bereich zuzuordnen ist, wird u.a. an seiner Herkunft deutlich: Es entstammt einem sog. „Stockbuch", d. h. einer Sammlung von klischeeartigen Fotomotiven, die Werbeagenturen für die Bebilderung von Anzeigen oder Plakaten buchen können. Anhand der Rezeption dieses in hohem Maße ‚kulturfernen' Bildes soll die hier vertretene Auffassung verdeutlicht werden, der zufolge die Funktionsweise des kulturellen Kapitals nicht (nur) von den Objekten her zu denken ist, sondern (auch) von den Aneignungsmodalitäten der handelnden Subjekte – oder wie Bourdieu es ausdrückt: „dass es die ästhetische Sicht ist, die den Gegenstand als ästhetischen erschafft"[21]. In der habitusspezifischen Art und Weise des Umgangs mit dem Bild manifestiert sich dann der durch das kulturelle Kapital geprägte modus operandi – unabhängig von den ästhetischen Qualitäten des Bildes. Als *Stil* der Bildaneignung zeigt er sich dabei weniger im inhaltlich-thematischen ‚Was' dessen, was rezipiert wird, als vielmehr im ‚Wie' der Rezeption.

19 Vgl. P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 80.

20 Angesichts der Schwierigkeit quasi ‚objektive' Merkmale für die Unterscheidung von ‚Kunst' und ‚Nicht-Kunst' zu finden – was, wie Bourdieu feststellt, keineswegs gleichbedeutend ist mit einem „Relativismus im Ästhetischen" (P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 63), wird hier explizit perspektivisch argumentiert und der Untersuchungsgegenstand sozusagen aus dem Blickwinkel des ‚argumentativen Gegners' konstruiert.

21 Ebd., S. 58.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

2.1 Anmerkungen zu Methodologie und Methode

Aus der Focussierung auf den modus operandi ergeben sich einige methodologische und methodische Implikationen. Als Produkte der „praktischen Vernunft“[22], die „jenseits von Bewusstsein und diskursivem Denken“[23] operiert, entziehen sich die habitusspezifischen Praktiken der reflexiven Durchdringung und sprachlichen Explikation durch die Akteure. Für die Forschungspraxis bedeutet dies, dass die habitusspezifische Handlungsebene mit Hilfe *expliziter* Befragungstechniken nicht zu erfassen ist. Da der Habitus als „sozialisierte Subjektivität“[24] zudem ganz wesentlich *kollektiv* fundiert ist, bedarf es überdies eines Verfahrens, das die Akteure nicht in individueller Isolierung betrachtet, sondern der kollektiven Verwurzelung ihres Denkens, Wahrnehmens und Fühlens Rechnung trägt. Einen empirischen Zugang zu jener präreflexiven und kollektiv fundierten Handlungsebene des Habitus verspricht die Dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack[25] in Verbindung mit einer besonderen Art des Gruppendiskussionsverfahrens[26].

Im Gegensatz zur Analyse von Focusgroups werden hier „Realgruppen“ untersucht, d.h. Gruppen die auch im Alltag eine Gruppe bilden und dadurch

22 Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998.

23 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 730.

24 Pierre Bourdieu/Loic Wacquant: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/Main 1996, S. 159.

25 Vgl. z.B. Ralf Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen 1999.

26 Der methodische Weg, der hier beschritten wird, unterscheidet sich somit von Bourdieus eigenem Vorgehen. Während Bourdieu bei den Untersuchungen zu den „feinen Unterschieden“ vorwiegend in makroskopischer Perspektive mit quantitativen Verfahren statistische Regelmäßigkeiten habitusspezifischen Handelns nachzeichnet, geht es hier darum, in mikroskopischer Perspektive mit qualitativen Verfahren habitusspezifische Praktiken *in actu* zu rekonstruieren. Bourdieu focussiert somit stärker auf den sozialstrukturellen Aspekt der Habitustheorie, während hier ihre handlungstheoretische Dimension betont wird. Dass beide Aspekte nicht als Gegensätze zu betrachten, sondern im Begriff des Habitus miteinander zu verbinden sind, hat Bourdieu als ein zentrales Anliegen seiner Arbeit angesehen (vgl. Pierre Bourdieu: „Sozialer Raum und symbolische Macht“, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/Main 1992, S. 135-154, hier S. 137.). Zur Verknüpfung von Habitustheorie und Dokumentarischer Methode vgl. auch Michael Meuser: „Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrung. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim“, in: Ronald Hitzler/Jo Reichertz/Norbert Schröer (Hg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretationen, Konstanz 1999, S. 121-146 sowie Michael Meuser: „Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion“, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 207-221.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

über eine gemeinsame „Geschichte" verfügen – bzw. wie Bohnsack im Anschluss an Karl Mannheim formuliert – über einen „konjunktiven Erfahrungsraum"[27]. Auf Basis dieses konjunktiven Erfahrungsraums können sich die Gruppenmitglieder sozusagen ‚ohne Worte' unmittelbar verständigen. Die selbstläufigen Diskurse der Realgruppen sind dann Teil ihrer kollektiven Praxis und können daher als Produkte des gruppenspezifischen Habitus (opus operatum) betrachtet werden, in denen sich der entsprechende modus operandi *dokumentiert*. Um die kollektive Ebene in den Blick zu nehmen, wird in der Analyse vom einzelnen Gruppenmitglied abstrahiert und der (verschriftlichte) Gruppendiskurs als Ganzes betrachtet. Aufgrund der „Homologiethese"[28] kann gefolgert werden, dass im Gruppendiskurs nicht lediglich situativ zufällige oder nur für die spezielle Gruppe charakteristische Sinngehalte emergieren. Dem Gruppendiskurs kommt vielmehr der Status eines „Epi-Phänomens" zu, das die habitusspezifischen Orientierungsmuster eines umfassenderen Milieus *repräsentiert.*[29]

Als „strukturierende Struktur"[30] manifestiert sich der Habitus in der Prozessstruktur der Gruppendiskussionen. Um den Habitus zu rekonstruieren, untersucht das qualitative Verfahren der Dokumentarische Methode daher die formale Struktur des Diskussionsverlaufs, in der sich ihre ‚Machart' bzw. der dahinter stehende modus operandi dokumentiert. Der modus operandi als die charakteristische Machart einer Praktik, ihr spezifisches ‚Wie', zeigt sich am ehesten dann, wenn man mehrere Praktiken der *gleichen* Gattung (des gleichen ‚Was'), die von *unterschiedlichen* Habitus hervorgebracht wurden, miteinander *vergleicht*. Als wesentliche Kennzeichen der Dokumentarischen Methode können daher die komparative Analyse und die Untersuchungsperspek-

27 Die Dokumentarische Methode erklärt die Genese des Habitus somit nicht aus der Kapitalstruktur, sondern aus milieuspezifischen Erfahrungsaufschichtungen bzw. „konjunktiven Erfahrungsräumen". Die Ebene der Erfahrungen findet sich allerdings auch bei Bourdieu als ‚Transmissionsinstanz' zwischen Kapitalstruktur und sozialer Praxis (vgl. Burkard Michel: Bild und Habitus. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien, Opladen 2004). Dass sich aus der Verbindung von Habitustheorie Bourdieu'scher Prägung und Dokumentarischer Methode kein Widerspruch ergeben muss, macht Meuser deutlich: „Mit Bourdieu ist festzuhalten, dass es darauf ankommt, Beziehungen zwischen Strukturen und Praktiken zu erfassen. Dies allerdings muss durch eine *Re*konstruktion der *Praktiken* und deren *Repräsentationen* geschehen und insoweit als Wissenssoziologie erfolgen, nicht einfach durch eine Ableitung der Praktiken aus objektiven Strukturen, die zumindest teilweise sinnfremd als Kapitalkonfigurationen bestimmt werden". (M. Meuser: Subjektive Perspektiven, S. 131.).

28 Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/ Main 1993, S. 111f.

29 Vgl. Ralf Bohnsack: „Gruppendiskussion", in: Uwe Flick/Ernst v. Kardorff/ Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 369-384, hier S. 371 ff. sowie Peter Loos/Burkhard Schäffer: Das Gruppendiskussionsverfahren. Grundlagen und empirische Anwendungen, Opladen 2000, S. 87f.

30 P. Bourdieu: Sozialer Sinn, S. 98f.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

tive auf das ‚Wie' genannt werden, die die Geltung der thematischen Inhalte (des ‚Was') einklammert und so den Blick auf die ‚Machart' einer Praktik, den ‚Stil' bzw. den modus operandi richtet.[31]

Um mit der Dokumentarischen Methode den habitusspezifischen Umgang mit Bildern zu rekonstruieren,[32] lässt man innerhalb einer Gruppendiskussion Rezeptionsprozesse ablaufen, d.h. man präsentiert unterschiedlichen Gruppen ein und dasselbe Bild mit der Initialfrage: „Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie dieses Bild sehen?" Mit diesem Verfahren wurden drei Gruppen untersucht, denen die gleiche Reihe von sechs Fotografien mit dem Familienbild als Abschluss präsentiert wurde. Die drei Gruppen unterscheiden sich untereinander insbesondere hinsichtlich ihres institutionalisierten kulturellen Kapitals, d.h. ihrer formalen Bildung: Bei *Gruppe 1* handelt es sich um fünf Berufsschülerinnen zwischen 18 und 24 Jahren, die alle Mittlere Reife haben und gerade ihre Ausbildung zur Arzthelferin absolvieren. Die Mitglieder von *Gruppe 2* (2 Frauen und 1 Mann) sind zwischen 21 und 24 Jahre alt, haben Abitur und kennen sich ebenfalls über die Berufsschule, die sie parallel zu ihrer Banklehre besuchen. Die Mitglieder von *Gruppe 3* (2 Frauen und 1 Mann) sind zwischen 27 und 35 Jahren alt, haben ein Studium abgeschlossen und kennen sich durch die Arbeit in einem mittelständischen Fachverlag. Im Vergleich dieser drei Gruppen lassen sich anhand ausgewählter Diskussionsauszüge die Auswirkungen des kulturellen Kapitals bei der Bildrezeption herausarbeiten.

2.2 Ergebnisse

Obwohl alle drei Gruppen in ihren Erstreaktionen auf das Bild weitgehend übereinstimmen und die abgebildete Personengruppe als „Familie" bezeichnen, entwickeln sich die Sinnbildungsprozesse sowohl vom Inhalt als auch von der Art der Auseinandersetzung in sehr unterschiedliche Richtungen. Für alle drei Gruppen soll zunächst der ‚globale Rahmen' aufgezeigt werden, innerhalb dessen das Familienbild inhaltlich verhandelt wird. Im Gruppenvergleich werden daran anschließend Strukturanalysen des charakteristischen ‚Wie' der Rezeption durchgeführt, die auf die Wirkungsweise des kulturellen Kapitals verweisen.

Inhaltliche Interpretation der Sinnbildungsprozesse

Gruppe 1 scheint die abgebildete Situation nachzuempfinden. In hoher interaktiver Dichte steigert sich die Gruppe in eine miterlebenden ‚Nachvollzug' der abgebildeten Stimmung hinein und bemüht sich in gemeinsamer, sich

31 Vgl. Ralf Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung sowie Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl: „Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis", in: dies. (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 9-24.

32 Vgl. B. Michel: Bild und Habitus.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

überbietender Rede ihren Eindruck vom Bild zu benennen. Die Redebeiträge sind eng ineinander verflochten, die Gruppe spricht ‚wie mit einer Stimme'. Dies kann als Beleg dafür gewertet werden, dass die Gruppenmitglieder sich hier auf der Basis ihrer konjunktiver Erfahrungen *unmittelbar* verstehen. Bezugsrahmen bei der Rezeption des Familienbildes ist für Gruppe 1 die soziale Szenerie, die das Bild zeigt, d.h. der Bildinhalt.

Gruppe 1 (674 – 695)

Ew: ... a so, wie wenn da d'Sonne scheinen würde und voll schönes Wetter wär ...
Aw: ((gleichz. mit Dw:)) Hm ... schönes Wetter und schöne Umgebung ...ja
Dw: ((gleichz. mit Aw:)) ...s'is ... s'is einfach n'Familienausflug oder'n Picknick ... mehr, ja, hm ... ich glaub, was andres eigentlich net ..
Aw: ... also ich-, dass sich die meischten eigentlich freuen ... die Leute sin gut drauf ...
Bw: ((gleichz. mit Aw:)) ... ne harmonische Familie
Aw: ((gleichz. mit Bw:)) ... aber sieht so aus, als ob denne auch die Sonne voll ins G'sicht scheint ...
Dw: ..ja ..
Aw: ... weil jeder so's G'sicht klein wenig verzieht ... ((lacht))
Bw: .... die verstehen sich gut ...
Ew: ... ja, so macht's den Eindruck ...
Dw: ... weil se alle auch so z'amme sind ... ((3))
Ew: ... und's irgendwie ... so richtig von Herzen lachen ...
Aw: Hm.
Ew: .... oder grinsen... nich irgendwie so bedrückt...
Aw: Also der Tag muß viel Spaß machen einfach und .... einfach die Leute dabei, wo man mag und gern hat ...
Ew: ja.
Dw: Einfach n'Tag in der Natur, weil dahinter des is so was wie n'Wald glaub ich ...
Aw: Hm:
Ew: ja. ..... sieht so aus ..

Auffallend an dieser Sequenz ist die Betonung der ‚Einfachheit': „*einfach* n'Familienausflug" (676; Herv. B. M.); „der Tag muss viel Spaß machen *einfach*" (690); „*einfach* die Leute dabei, wo man mag" (690/691); „*einfach* n'Tag in der Natur" – „was andres eigentlich net" (677). Als sehr angenehm wird offenbar die Abwesenheit von *Komplexität* empfunden. Zum andern fällt auf, dass die ‚innige Herzlichkeit' *zwischen* den abgebildeten Personen herausgehoben wird: Es handelt sich um „ne harmonische Familie" (679): deren Mitglieder „verstehen sich gut..." (684) und freuen sich, „weil se alle auch so z'amme sind ..." (686) – es sind „einfach die Leute dabei, wo man mag und gern hat" (690/691). Das Bild wirkt auf Gruppe 1 demnach einfach, konfliktfrei, überschaubar, unkompliziert, herzlich – „harmonisch" (679). Auf den Begriff der „Harmonie" bringt die Gruppe ihre Stimmungsempfindung in der Resümeephase der Diskussion und begründet damit auf Nachfrage des Diskussionsleiters (Y), warum ihr das Familienbild von allen sechs gezeigten Fotografien am besten gefällt.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Gruppe 1 (826-831)

Y: ... was gefällt euch am Familienbild .... so gut, oder ....
Ew: die Harmonie irgendwie ... a so ...s'isch halt, sieht halt jeder glücklich aus, wenn ma sich des dann so vorstellt, so in ... freier Natur und Sonne und so ...
Bw: Des gibt's halt heutzutage auch nich mehr so häufig ...
Ew: ja.
Dw: Hm.

Die Harmonie scheint in der Vergangenheit verankert zu sein – „heutzutage" ist sie dagegen selten geworden. Die verklärende Rückwendung zur Vergangenheit kann als romantische Sehnsucht nach der ‚heilen Welt' bezeichnet werden.

Zu einer ganz anderen Rahmung kommt Gruppe 2 – sie lehnt das Familienbild ab. Sie stellt explizit eine Beziehung her zwischen dem Bild und der eigenen Lebenserfahrung:

Gruppe 2 (1102-1116)

Bm: Des erinnert mich so an Familienfeiern, wo ich net mag.
Aw: Des is nur ein Mädchen. Vier Jungs und ein Mädchen. Irgendwie.
Bm: ja. .... a ... ... irgendwie so-so gezwungen ....
Aw: Des is richtig ...
Bm: ...mit Familienfeier .... ja.
Aw: ... gezwungen. Also mir ham zwar auch Familienfeiern, aber die sin a weng anderst
Bm: Aaah ... Jeder zieht sein ... da ....die wie-die Kleine da .... sein bestes Kleidchen an.
Cw: Ja (wollt ich auch grad sagen) ...
Bm: Noch was ins Haar rein ....
Aw: ((mit verstellter Stimme)) Magst du auch ne Blume in die Haar gesteckt bekommen
Bm: jaaahm .... die Frauen im Rock
Aw: ((3)) Ja, des war damals auch so üblich
Bm: ja. ..... Sogar die ganz kleinen da ... da ganz ... relativ schick angezogen
Cw: Hm.
Aw: Sabbern sich bestimmt gleich wieder voll ((5))

Auch hier kommt es zu einem erlebenden Mitvollzug des Bildgeschehens. Trotz ihrer ablehnenden Haltung ‚steigt' die Gruppe quasi ins Bild ein: Sie implementiert dem statischen Foto eine dynamische Struktur und erlebt die – zeitlich *vor* dem im Bild festgehaltenen Moment liegende – familiäre Vorbereitung für die Familienfeier bzw. für das Familienfoto in der Verlaufsform mit. Diese familiäre Inszenierung wird als „gezwungen", d.h. als unfreiwillig und fremdbestimmt empfunden. Diese Fremdbestimmung ist quasi ‚total' – ihr unterliegen „sogar die ganz kleinen da". Gleichzeitig scheint die Praktik familiärer Inszenierung so stark im Erleben der Gruppe verankert zu sein, dass sie sie schließlich sogar *szenisch* (mit verstellter Stimme) ‚nachspielt'. Die zeitliche Struktur, mit der die Gruppe den Moment der Fotoaufnahme ‚zerdehnt' und als ‚Geschichte' miterlebt, umfasst nicht nur das ‚Vorher' der Auf-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

nahme, sondern auch ihr ‚Danach': Die Gruppe antizipiert, was passiert, *nachdem* der Auslöser „klick" gemacht hat: Die Kleinen „sabbern sich bestimmt gleich wieder voll". Das mühevoll hergestellte und voraussetzungsvoll arrangierte Idyll erweist sich somit als trügerische Fassade, die den Moment der Fotoaufnahme nicht lange überdauert.

In dieser Passage zeigt sich ein Muster, das die gesamte Auseinandersetzung von Gruppe 2 mit dem Familienbild durchzieht: Es besteht aus den Elementen (a) Verstrickung mit dem Bildgeschehen aufgrund eigener Lebenserfahrung und (b) einer deutlichen Ablehnung des Bildes, die sich insbesondere (c) an der als „gezwungen" und unauthentisch empfundenen familiären Inszenierung entzündet. Dieses Muster findet sich bereits in einer früheren Passage der Gruppendiskussion:

Gruppe 2 (1054-1063)

Bm: ... ist n'Bild, wie's wirklich ... an der Wand daheim hängt.
Cw: Hm.
Bm: ((2)) G'stellt ... also des is nich irgendwie jetzt so ...
Aw: Drum gucken die auch so blöd.
Bm: ... so zwischendurch ma fotografiert bei ner Familienfeier, sondern des is wirklich ne Aufstellung .... wo jeder plaziert wurde ...
Aw: ((gleichzeitig mit Bm ↓)) irgendwie auf die Wiese setzen vor allem ...
Bm: ((gleichzeitig mit Aw ↑)) ... ok, se ... gucken ... gucken ... ja.
Aw: ... des find ich aber blöd, auf die Wiese setzen !
Bm: ... gucken halt a weng doof.

Der Verstrickungszusammenhang (a) äußert sich hier in der Feststellung, es handele um „n'Bild, wie's wirklich an der Wand daheim hängt". Die Ablehnung (b) geht aus der Beurteilung des (c) unauthentischen Arrangements vor der Kamera („find ich aber blöd, auf die Wiese setzen") und der Gesichtsausdrücke („gucken blöd") hervor, die ebenfalls auf „gestellte" Aufnahmesituation (c) zurückgeführt werden. Plakativ verdichtet wird dieses Muster in der Coda der Beschäftigung mit dem Familienbild:

Gruppe 2 (1209-1225)

Bm: ((13)) ja, zumindest bräucht' ich so a Foto net ((lacht leise))
Aw: ... ich find-
Bm: Posieren für's Familienalbum, nä ...
Aw: ((gleichzeitig mit Bm ↓)) ... ich find so'n Bild auch furchtbar ...
Bm: ((gleichzeitig mit Aw ↑)) ... muß nich unbedingt sein .... ja, muß net sein.
Aw: Vor allem des ...
Bm: .... dann lieber mal so n'Schnaps-Schnappschuß aus der Hüfte ...
Aw: ja.
Bm: ((gleichzeitig mit Aw ↓)) die sin viel lusticher ...
Aw: ((gleichzeitig mit Bm ↑)) des ... des wirkt ...
Bm: ... da erinnerst dich auch viel lieber dran ...
Aw: ... des wirkt auch total gekünstelt
Bm: ja.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Aw: ((gleichzeitig mit Bm ↓)) ... und dann gucken auch alle noch so blöd
Bm: ((gleichzeitig mit Aw ↑)) ... trotzdem schaun se net g'scheit
Aw: ja. ((9))

In der pointierten Zuspitzung „Posieren für's Familienalbum, nä" finden sich alle drei Elemente des Rezeptionsmusters – die unauthentische Inszenierung („Posieren"), die persönliche Verstrickung („für's Familienalbum") und die deutliche Ablehnung („nä"). Als Gegenmodell zur „total gekünstelten" familiären Inszenierung vor der Kamera wird der „Schnappschuß aus der Hüfte" propagiert, der als „viel lusticher" beurteilt wird und an den man sich „auch viel lieber" erinnert. Wie bei Gruppe 1 bildet auch bei Gruppe 2 die soziale Szenerie das Bezugssystem der Auseinandersetzung mit dem Familienbild.

Wieder anders gestaltet sich der Rezeptionsprozess bei Gruppe 3. Zwar lehnt auch sie das Familienbild ab, allerdings aus anderen Gründen als Gruppe 2.

Gruppe 3 (863-882)

Cw: Ich würd's Grauen am Nachmittag nennen.
Bm: Echt? Ich hätt's Idylle am Nachmittag genannt ...
Cw: Ich find, s is grausam.
Bm: Aber merkt jemand die Ironie in dem Untertitel ?
Cw: Nö.
Aw: Ich ... ich hätt's einfach nur so...
Cw: ((gleichz. mit Aw:)) ... merkt ma ja eh selten ...
Aw: ((gleichz. mit Cw:)) ...irgendwie so ... wie du g'sagt hasch oder so:
Bm: ((gleichz. mit Aw:)) Warum übrigens Nachmittag ?
Aw: ((gleichz. mit Bm:)) ...Victoria Versicherung - Ihre Wahl oder so also net irgendwie .... ich würd's für'n Werbeplakat verwenden ...
Bm: ((lachend:)) Und wo is Doktor Kaiser ... oder ne, wie heißt er? Herr Kaiser ...
Aw: Oder so .... For ever young ...oder, oder, oder ... oder vielleicht: ma könnt' auch auf die Alten da oben abzielen ... die so glücklich noch mit ihrer Familie zusammen sitzen also dann für Doppel-Herz oder so ...
Bm: Knoblauchpillen ?
Aw: Fit mit der Familie oder ...
Cw: (Tenalady)
Aw: Still alive
Cw: ((Lachen))

Auffallend ist der ironische Rezeptionsmodus, der sich durch die gesamte Diskussion der Gruppe 3 zieht und der hier auch explizit benannt wird. Bemerkenswert ist auch das Bezugssystem, das sich deutlich von dem der beiden anderen Gruppen abhebt: Nicht die abgebildete soziale Szenerie, sondern das Bild als ‚Bildding' setzt den Rahmen, innerhalb dessen die Gruppe das Bild verhandelt. Dieser Rahmen wird sichtbar an den Überlegungen der Gruppe, wie das Bild zu „nennen" (863/864), welcher „Untertitel" ihm zu geben (866) und wie es zu „verwenden" (873) sei. Das Bild wird demnach nicht als ‚Fenster zur Welt' betrachtet, sondern als zweidimensionales ‚Machwerk', dem man einen Titel geben und das man zu unterschiedlichen Zwecken verwenden kann. Innerhalb dieses Bezugssystems ist vermutlich auch die Bewertung des

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Bildes als „grausam“ und der Titel „Grauen am Nachmittag“ zu interpretieren: Nicht die abgebildete Szene wird als „grausam“ empfunden, sondern das Bild als hergestelltes Zeichen. „Grauen“ und „grausam“ sind daher vermutlich auch nicht wörtlich als „rücksichtslos Schmerz zufügend“, „roh“, „gefühllos“ und „brutal“ zu verstehen, sondern im Sinne eines ästhetischen Urteils auf die formalen Darstellungsqualitäten des Bildes zu beziehen.

Für das Foto als ‚Bildding‘ schlägt die Gruppe einen Verwendungszusammenhang vor: Sie würde es „für’n Werbeplakat verwenden“ und so zweckrational instrumentalisieren. Die Gruppe addiert Produktassoziationen und Anzeigenbausteine (Headline, Slogan) dazu und stellt es damit in den Kontext einer Werbeanzeige oder eines Werbeplakats. Bereits zu Beginn ihrer Auseinandersetzung mit dem Familienbild hatte Gruppe 3 das Foto in den Rahmen einer Werbeanzeige gerückt und festgestellt: „Ds sicher für so ne Ewig Leben Pille oder Lebensversicherung“. In diesem Zusammenhang thematisierte die Gruppe auch die Machart des Bildes und versuchte sie durch einen Vergleich mit Partnerschaftsanzeigen ‚auf den Begriff‘ zu bringen: „da gibt’s doch […] so Partnerschaftssachen, wo ma sagen muß, welchen Typ ma am gernsten hätt’, […] und so sehen die auch fotografiert aus irgendwie“. Indem die Gruppe den fotografischen Stil, die besondere Machart des Fotos als Artefakt anspricht („so sehen die auch fotografiert aus irgendwie“), nimmt sie sozusagen den ‚fotografischen modus operandi‘ in den Blick und würdigt die formalen Merkmale des Fotos.

Durch die Rahmung des Bildes als Werbung wird implizit auch das Thema der Inszenierung berührt, das auch bei Gruppe 2 eine wesentliche Rolle spielte. Beide Gruppen nehmen offenbar das absichtsvolle Arrangement der Personen vor der Kamera wahr, die das Ergebnis einer gezielten Regie zu sein scheint. Die Authentizität des Bildes erweist sich in der Perspektive beider Gruppen somit als prekär. Doch während Gruppe 2 die Komposition als „Posieren für’s Familienalbum“ auffasst, d.h. als *familiäre* Inszenierung, legt Gruppe 3 mit ihrer werblichen Kontextualisierung nahe, es handele sich um ein kommerzielles ‚Fotoshooting‘, d.h. um eine *mediale* Inszenierung. Für Gruppe 2 handelt es sich um eine ‚echte‘ Familie auf einer ‚echten‘ Familienfeier, die – mit erheblichem Aufwand und nur für kurze Zeit (bis sich die Kleinen wieder „vollsabbern“) – den ‚falschen‘ Eindruck familiärer Harmonie inszeniert. In der Sichtweise von Gruppe 3 handelt es sich dagegen um eine ‚falsche‘ Familie, d.h. um (bezahlte) Familien*darsteller*, die in einem Fotostudio professionell agieren und den ‚falschen‘ Eindruck von Familie und Familienfeier inszenieren.

Aus der werblichen Kontextualisierung des Bildes macht Gruppe 3 geradezu ein ‚Spiel‘, bei dem sich die Gruppenmitglieder gegenseitig ‚hochzuschaukeln‘ scheinen und um die zynischste Produktassoziation wetteifern – von „Victoria Versicherung“ über „Doppel-Herz“ und „Knoblauchpillen“ bis zu „Tenalady“ (= Windelmarke für Senioren). In der Headline „still alive“ kulminiert die kollektive Begeisterung schließlich und entlädt sich in Gejohle. Die Gruppe rahmt das Bild nicht nur als Werbung, sie macht es im zynisch-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ironischen Spiel auch lächerlich und persifliert es mit schwarzem Humor als „grausamen" Medientrash. Die Lebhaftigkeit der Interaktion kann als Beleg für die starke Verwurzelung der Sinnbildung im konjunktiven Erfahrungsraum der Gruppe interpretiert werden.

Strukturelle Interpretation der Sinnbildungsprozesse

Betrachtet man die Auseinandersetzungen der drei Gruppen mit dem Bild nun weniger unter inhaltlichen Gesichtspunkten, sondern mehr unter strukturellen Aspekten[33], und zieht dabei in Betracht, dass sich die Gruppen ganz wesentlich hinsichtlich ihres kulturellen Kapitals unterscheiden, so können die Besonderheiten im *Umgang* mit dem medialen Bedeutungsangebot als charakteristische Symptome des jeweiligen kulturellen Kapitals interpretiert werden. In dieser Perspektive wird das kulturelle Kapital nicht als positives, d.h. theoretisch explizierbares und „wiederbetrachtbares"[34]. Wissen aufgefasst, sondern als „praktisches Wissen"[35], d. h. in seiner inkorporierten Form als spezifische Handlungs*kompetenz*, die „jenseits von Bewusstsein und diskursivem Denken"[36] operiert. Im Zentrum steht somit nicht das institutionalisierte kulturelle Kapital in Form von Bildungszertifikaten (das eine äußerliche Klassifizierung der Gruppen erlaubt, wobei Gruppe 1 das geringste kulturelle Kapital, Gruppe 2 einen mittleren und Gruppe 3 einen hohen Betrag aufweist), sondern der systematisch damit zusammenhängende modus operandi.

Als charakteristisches ‚Wie' der Auseinandersetzung zeigt sich der modus operandi – wie bereits erwähnt – vor allem in der komparativen Analyse, wenn Gruppen mit unterschiedlichen modi operandi inhaltlich das gleiche tun. Als inhaltliche Gemeinsamkeit, d.h. als das den Fallvergleich strukturierende Dritte (tertium comparationis) dient zunächst die Betrachtung des gleichen Bildes. Hier lassen sich unterschiedliche Stile des Umgangs mit dem Bild herausarbeiten. Der Umgangsstil von Gruppe 1 kann vielleicht als ‚emphatisches

33 Der Unterschied von inhaltlichen und strukturellen – auf die ‚Machart' bzw. den Stil bezogenen – Aspekten ist nicht absolut zu setzen. Wie nämlich Nelson Goodman deutlich macht, kann der Stil auch inhaltliche Aspekte umfassen: „Denn manchmal *ist* der Stil eine Sache des Sujets. Ich meine damit nicht nur, dass das Sujet den Stil beeinflussen kann, sondern dass manche Unterschiede im Stil ausschließlich aus Unterschieden in dem bestehen, was gesagt wird." (Nelson Goodman: Weisen der Welterzeugung, Frankfurt/Main 1990, S. 40; Hervorh. im Orig.) Auch Karl Mannheim betont die Relevanz der inhaltlichen Dimension einer Äußerung für die Analyse ihrer Machart, da es von Interesse sein kann, dass ein Akteur „gerade dies sagt (und nicht etwa einen anderen theoretischen Gehalt)" (Karl Mannheim: „Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation", in ders., Wissenssoziologie, Berlin, Neuwied 1964, S. 91-154, hier S. 134). Als Indizien einer „charakteristischen Selektivität" (R. Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung, S. 46) sind daher im Rahmen einer strukturellen Analyse auch inhaltliche Besonderheiten in den Blick zu nehmen.

34 P. Bourdieu: Sozialer Sinn, S. 135.

35 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 730.

36 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

und begeistertes Miterleben der Harmonie‘ des Bildes bezeichnet werden, der Umgangsstil von Gruppe 2 als ‚verstrickte Ablehnung des gezwungenen Posierens für’s Familienalbum‘ und der Umgangsstil von Gruppe 3 als ‚zynisch-ironisches Spiel‘ mit dem Bild. Aus den Fallrekonstruktionen ergeben sich weitere tertia comparationis, mit deren Hilfe die Umgangsstile differenziert werden können. Ein erster Vergleichspunkt ist die Frage der Nähe bzw. Distanz zwischen den jeweiligen Gruppen und dem Bild.

Durch eine extreme Nähe zum Bild ist der Umgangstil von Gruppe 1 gekennzeichnet: Die Gruppe scheint die abgebildete Stimmung geradezu physisch mitzuerleben und in das Bildgeschehen ‚hineinzuschlüpfen‘. Als positiv beurteilt wird in der Coda, dass man sich ins Bild „reinversetzen“ (746) kann. Die Gruppe stellt eine positiv besetzte Beziehung her zwischen der abgebildeten Szene und ihrer eigenen Lebenserfahrung und resümiert, dass „jeder […] sich’s auch irgendwie vorstellen [kann] ... da ... in seiner eignen Familie“ (750). Die Nähe zum Bild ergibt sich somit aus der Identifikation und Empathie der Gruppe 1 mit der abgebildeten sozialen Szenerie. Das Verhältnis von Nähe und Distanz zwischen Familienbild und Gruppe 2 ist dagegen prekär: Einerseits lehnt die Gruppe das Bild in deutlicher Weise ab und distanziert sich von ihm („ja, zumindest bräucht’ ich so a Foto net“; 1209/1210), andererseits ist sie offenkundig aufgrund ihrer eigenen Lebensgeschichte mit dem Bildgeschehen in fast traumatischer Weise *verstrickt* („Des erinnert mich so an Familienfeiern, wo ich net mag.“; 1102). Man kann daher evtl. von einer ‚negativen Identifikation‘ mit dem Familienbild sprechen, die die Gruppe 2 abzuschütteln versucht. Mit sehr hoher Distanz begegnet Gruppe 3 dem Familienbild. Sie wird durch Ironisierung und einer auf die ‚Machart‘ des Bildes gerichteten Betrachtungsweise hergestellt. Diese distanzierende Perspektive, die quasi durch die abgebildete Szene ‚hindurch‘ den fotografischen modus operandi in den Blick nimmt, kann man als *ästhetische* Betrachtungsweise bezeichnen. Anders als die beiden anderen Gruppen steigt Gruppe 3 nicht in das Bildgeschehen ein, sondern ‚spielt‘ mit dem Bild, indem sie es in unterschiedlicher Weise rahmt, verfremdet, Textelemente hinzuerfindet, Produkte dazu denkt und es so zu einer lustvollen Persiflage nutzt. Weder lässt sich Gruppe 3 von dem Familienbild begeistern (wie Gruppe 1), noch ist sie von ihm unangenehm ‚berührt‘ (wie Gruppe 2) – sie behandelt es vielmehr im wörtlichen Sinn als Medien*trash*, d.h. als ‚Müll‘, den man eine Weile spielerisch vor sich her ‚kicken‘ kann, bevor man ihn dann achtlos wegwirft.

Mit der Frage nach der Nähe bzw. Distanz zwischen Gruppe und Bild hängt ein weiteres tertium comparationis zusammen, das den Gruppenvergleich strukturieren und so die Besonderheiten der unterschiedlichen Umgangsstile hervortreten lässt – es ist die Frage nach dem *Status des Bildes*. In der Perspektive der Gruppen 1 und 2 erscheint das Bild als ‚Fenster zur Welt‘, durch das man auf die unverstellte und unvermittelte soziale Realität blickt. Das Bild als von Menschen gemachtes Objekt ‚verschwindet‘ in dieser Perspektive hinter der abgebildeten Szene und mit ihm auch die ‚manipulativen‘ Eingriffe des Bildproduzenten, die mit der Herstellung eines Fotos – auch ei-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

nes nicht-inszenierten, bspw. journalistischen Dokumentarfotos – immer einhergehen (z. B. durch die Wahl des Motivs, die Wahl des räumlichen und zeitlichen Bildausschnitts, die Aufnahmetechnik wie Beleuchtung etc.). Statt dessen scheint das Bild die ‚objektive' Realität ‚so wie sie ist' wiederzugeben. Im Gegensatz dazu betrachte Gruppe 3 das Familienbild als hergestelltes, zweidimensionales ‚Bild*ding*', als Artefakt, das die Spuren und Entscheidungen seines Herstellungsprozesses trägt. Das Bild zeigt in dieser Perspektive keinen Realitätsausschnitt, sondern präsentiert sich als konstruiertes Bedeutungsangebot, als Medientext. Der erste Rezeptionsmodus, bei dem das Bild auf eine außerbildliche Wirklichkeit bezogen wird, kann als *referentiell*, der zweite Rezeptionsmodus, bei dem das Bild als hergestelltes Zeichen betrachtet wird, als *rhetorisch* bezeichnet werden.

Die Frage nach dem Status des Bildes bzw. nach dem Rezeptionsmodus wird somit zur Scheidelinie, durch die die hinsichtlich ihres kulturellen Kapitals in der Mitte angesiedelte Gruppe 2 der ‚kulturfernen' Gruppe 1 zugeschlagen und von der mit hohem kulturellen Kapital ausgestatteten Gruppe 3 abgegrenzt wird. Die Unterscheidung von „Bildding" vs. ‚Fenster zur Welt' bzw. von rhetorischem vs. referentiellen Rezeptionsmodus läuft parallel zur Unterscheidung von „Form" vs. „Inhalt". Einen kulturellen Gegenstand eher hinsichtlich seiner Form als nach seinem Inhalt wahrzunehmen und zu würdigen, ist auch bei Bourdieu Ausweis hohen kulturellen Kapitals.[37] Es führt zu einem „Bruch mit der alltäglichen Einstellung zur Welt"[38], d. h. zu einer Abkehr von der referentiellen ‚Fenster-zur-Welt-Einstellung'. Dies entspricht dem Rezeptionsmodus der Gruppe 3. Bourdieu sieht mit dem „Bruch" in der Wahrnehmungsweise auch einen ‚sozialen Bruch', einen „Bruch mit der Gesellschaft"[39] verbunden, der beim Konsum kultureller Güter zu einer „systematische(n) Ablehnung alles ‚Menschlichen'" führt[40] „– aller Leidenschaften, Empfindungen und Gefühle, in die sich die *gewöhnlichen* Menschen in ihrer *gewöhnlichen* Existenz verstricken"[41]. Durch ihre Verstrickung mit den – positiven wie negativen – Leidenschaften, Empfindungen und Gefühlen des Bild*inhalts* zeichnete sich dagegen der Umgang der Gruppen 1 und 2 mit dem Familienbild aus. Die empirisch rekonstruierten Umgangsstile der drei Gruppen decken sich somit mit Handlungsmustern, die Bourdieus Kapitaltheorie aufgrund der spezifischen Kapitalausstattungen der Gruppen erwarten ließ.

Aber nicht nur der Status des Bildes, sondern auch die Frage nach der Nähe bzw. der Distanz von Bild und Gruppe markiert vor dem Hintergrund von Bourdieus Kapitaltheorie eine wesentliche Trennlinie zwischen den Besitzern hohen und den Eigentümern niederen kulturellen Kapitals. Kennzeichen einer „populären Ästhetik"[42] sei es nämlich, „zwischen Kunst und Leben einen Zu-

37 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 58f.
38 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 58f.
39 Ebd.
40 Ebd.
41 Ebd.; Hervh. i. Orig.
42 Ebd., S. 64.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sammenhang zu behaupten (was die Unterordnung der Form unter die Funktion einschließt)“[43]. Dabei ist die „populäre Ästhetik“ nicht allein als Merkmal kultureller Objekte zu begreifen, sondern kann – wie oben von Bourdieu bzgl. der ‚reinen Ästhetik‘ postuliert – auch als eine besondere *Sichtweise* der Akteure aufgefasst werden. Sie kann als charakteristisch für die Besitzer geringen Kulturkapitals angesehen werden und äußert sich im „Wunsch einbezogen zu werden, sich mit Freud und Leid der Personen auf der Bühne oder Leinwand zu identifizieren, an deren Schicksal Anteil zu nehmen, deren Hoffnungen und – gute – Sache zu den eigenen zu machen, kurzum, deren Leben zu leben“.[44] Diese Sichtweise deckt sich mit dem Umgangsstil, der hier durch seine Nähe von Bild und Gruppe charakterisiert wurde und der sich bei Gruppe 1 im emphatischen Mitvollzug und begeisterten „Reinversetzen“ ins Bildgeschehen äußerte und sich bei Gruppe 2 in ihrem hadernden Verstricktsein mit dem Bild als ‚negative Identifikation‘ zeigte. Abermals findet sich Gruppe 2 an der Seite von Gruppe 1 bei den Besitzern geringen kulturellen Kapitals wieder – abgesondert von Gruppe 3, die dem Familienbild mit großer – ironisch und ästhetisch hergestellter – Distanz begegnet. Eine „schroffe Trennung zwischen gewöhnlicher Alltagseinstellung und genuin ästhetischer Einstellung“[45] attestiert auch Bourdieu den Inhabern umfangreichen kulturellen Kapitals, zu denen auch die Mitglieder von Gruppe 3 gehören. Deren Umgangsstil mit „Objekten und Sujets des ‚populären‘ Geschmacks“[46] – zu denen man das Familienbild rechnen kann – ist nach Bourdieus Auffassung durch einen *Abstand* gekennzeichnet, der dadurch hergestellt wird, dass „das Interesse vom ‚Inhalt‘ [...] auf die Form und die spezifisch künstlerischen Effekte verlagert“ wird.[47] Unschwer ist in dieser Beschreibung der Rezeptionsstil von Gruppe 3 wieder zu erkennen.

Die Befunde sind – wie eingangs bereits erläutert – in ihrem Geltungsanspruch nicht auf die drei untersuchten Gruppen zu begrenzen, sondern können auf ihre jeweiligen Milieus ausgedehnt werden. An einem ‚Extrembeispiel‘ – dem ‚vulgären‘ Familienbild – konnte gezeigt werden, dass die Wirkungsweise des kulturellen Kapitals nicht nur von den Objekten her zu denken ist, sondern auch von den handelnden Akteuren. Dabei ist das kulturelle Kapital nicht mit positivem *Wissen* gleichzusetzen, sondern muss in seiner inkorporierten Form als spezifische Handlungs*kompetenz* verstanden werden. Als charakteristischer modus operandi zeigte sich das kulturelle Kapital hier in den spezifischen Weisen des *Umgangs* mit dem Bild – und zwar durchaus in der von Bourdieu postulierten Form:

„Nichts unterscheidet die Klassen mithin strenger voneinander als die zur legitimen Konsumtion legitimer Werke objektiv geforderte Einstellung, die Fähigkeit also, ge-

43 Ebd.
44 Ebd., S. 64f.
45 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 64.
46 Ebd., S. 68.
47 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

genüber bereits ästhetisch konstituierten Objekten […] eine rein ästhetische Betrachtungsweise einzunehmen, und, noch seltener vertreten, das Vermögen, beliebige oder gar ‚vulgäre' […] Gegenstände zu ästhetischen zu stilisieren".[48]

Literaturverzeichnis

Bittlingmayer, Uwe: Transformation der Notwendigkeit, in: ders. u. a. (Hg.): Theorie als Kampf?, Opladen 2002, S. 225-252.

Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen 1999.

Bohnsack, Ralf: „Gruppendiskussion", in: Uwe Flick/Ernst v. Kardorff/Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek: Rowohlt 2000, S. 369-384.

Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael: „Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis", in: dies. (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 9-24.

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt 1974.

Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc: „Titel und Stelle", in: dies. u. a., Titel und Stelle, Frankfurt 1981, S. 89-116.

Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc/Castel, Robert: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt/Main 1983.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M: Suhrkamp 1987.

Bourdieu, Pierre: „Antworten auf einige Einwände", in: Klaus Eder(Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, Frankfurt/Main 1989, S. 395-410

Bourdieu, Pierre: „Sozialer Raum und symbolische Macht", in ders., Rede und Antwort, Frankfurt/Main 1992, S. 135-154.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1993.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/Main 1996.

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998.

Bourdieu, Pierre: Wie die Kultur zum Bauern kommt, Hamburg 2001.

Goodman, Nelson: Weisen der Welterzeugung, Frankfurt/Main 1990.

Hartmann, Michael: „Deutsche Topmanager: Klassenspezifischer Habitus als Karrierebasis", in: Soziale Welt 46 (1995), S. 440-468.

Hartmann, Michael: Leistung oder Habitus?, in: Uwe Bittlingmayer u. a. (Hg.), Theorie als Kampf?, Opladen 2002, S. 361-377.

Kraemer, Klaus: „Entwertete Sicherheiten", in Soziale Welt 48 (1997), S. 361-378.

48 Ebd., S. 80.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Kraemer, Klaus/Bittlingmayer, Uwe: „Soziale Polarisierung durch Wissen“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzkas (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft, Opladen 2001, S. 313-329.

Loos, Peter/Schäffer, Burkhard: Das Gruppendiskussionsverfahren. Grundlagen und empirische Anwendungen, Opladen 2000.

Mannheim, Karl: „Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation“, in: ders., Wissenssoziologie, Berlin, Neuwied 1964, S. 91-154.

Meuser, Michael: „Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrung. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim“, in: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretationen, Konstanz 1999, S. 121-146.

Meuser, Michael: „Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion“, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 207-221.

Michel, Burkard: Bild und Habitus. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien, Opladen 2004 (im Erscheinen).

Michel, Burkard: „Das Habituskonzept zur Überwindung cartesianischer Engführungen in der Rezeptionsforschung“, in: Uwe Hasebrink (Hg.), Vom Publikum zum User – Mediennutzung und Medienrezeption in konvergierenden Medienumgebungen, München 2004 (im Erscheinen).

Wittpoth, Jürgen: Rahmungen und Spielräume des Selbst, Frankfurt 1994.

Wittpoth, Jürgen: „Zeitdiagnose: nur im Plural“, in: ders. (Hg.), Erwachsenenbildung und Zeitdiagnose, Bielefeld 2001, S. 155-178.

Wittpoth, Jürgen: Einführung in die Erwachsenenbildung, Opladen 2003.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Georg Mein

HUMANRESSOURCEN. ANMERKUNGEN ZUR SEMANTIK DES WISSENSCHAFTSRAUM

Eins ist Noth. – Seinem Charakter ‚Stil geben' – eine grosse und seltene Kunst!
Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft

The message is there. But who listens to it?
Professor Dr. Klaus Landfried: Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, auf der Academic Convention zur Bilanzierung von zwei Jahren ‚Bologna Prozess' und Vorbereitung von Prag in Salamanca 2001

I.

Bereits im 19. Jahrhundert führte die Diskrepanz zwischen der von Wilhelm von Humboldt verfolgten klassisch-idealistisch-neuhumanistischen Bildungskonzeption und der *bürgerlichen* Standes- und Berufsbildung, wie sie die utilitaristische Staatspädagogik des aufgeklärten Absolutismus vorsah, zu Prioritätskonflikten, die in die Frage mündeten, „ob und inwiefern bei der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen seiner Brauchbarkeit aufzuopfern sei."[1] Mit dieser brisanten Frage ist das Feld umrissen, auf dem das Subjekt den Kampf für seine individuelle Entfaltung wider alle staatliche Räson bis in die Gegenwart hinein führen muss. Je nachdem, von welcher Seite man das Schlachtfeld betritt, lässt sich das Ergebnis – in Form eines ‚fertig' (aus-)ge*bildeten* Subjekts – als Sieg (der Kreativität über monetäres Kalkül) oder Niederlage (Rückfall hinter minimale Kompetenzanforderungen) interpretieren. Die Regel, d.h. die *normale* Sicht, ist die, dass Bildungsinstitutionen wie Schule und Universität als Input/Output-Arrangements definiert werden,

1 Rudolf Vierhaus: Artikel: „Bildung", in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Bd. I, Stuttgart 1972, S. 508-551, hier S. 519.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

„in die von unten Kinder eingedrückt werden, die dann oben als junge, informierte, gesellschaftstaugliche Leute herauskommen – eine Art Wurstmaschine, die nun aus irgendwelchen Gründen nicht mehr richtig funktioniert, also nicht liefert, was sie liefern sollte."[2] Bei dieser Definition wird stillschweigend davon ausgegangen, dass sich das, was Bildung ‚bringen' soll, operationalisieren und damit auch messen lasse. Mit anderen Worten: Bildung wird auf *Information* reduziert, von *Kompetenz* verdrängt und mit *Wissen* identifiziert, um schließlich von *Qualifikation* überholt und in *soft-skills* eingebettet zu werden. Ziel ist eine systematische Vermittlung derjenigen Fähigkeiten, die als Standortvorteil „inmitten des ungeschlichteten bellum omnium contra omnes"[3] notwendig gebraucht werden. Besonders deutlich wird dies im Schlussbericht der Enquete-Kommission *Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten*, in dem die „ordnungspolitische Grundfrage", in welcher Weise sich das Wirtschaftssystem der Sozialen Marktwirtschaft verändern müsse, um den aktuellen Herausforderungen adäquat begegnen zu können, folgendermaßen beantwortet wird: 1) mehr Bildung 2) mehr Teilhabe und Flexibilität. Die Rede ist dann von einem „neuen wirtschaftlichen Stellenwert der Bildung", der sich aus dem „Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft" ableite und dem das Bildungssystem systematisch Rechnung zu tragen habe.

„Zu allen Zeiten der Wirtschaftsgeschichte war eine gute Bildung ein maßgeblicher Vorteil für die Menschen, um bessere Einkommen, ein höheres Wohlstandsniveau und größere soziale Anerkennung zu erzielen. Allerdings bot die Industriegesellschaft auch dem wenig Qualifizierten noch vergleichsweise gute wirtschaftliche Einstiegschancen: Die Spezifika der industriellen Technologie, vor allem die enge Verbindung von Mensch und Maschine in großen Fabrikanlagen, sorgte für eine vergleichsweise hohe Produktivität und damit gute Entlohnung auch geistig anspruchsloser Tätigkeiten. Die Wissensgesellschaft bietet diese Chance nicht mehr: Selbst relativ einfache Arbeiten in der Arbeitsteilung des Wissens erfordern die Beherrschung der grundlegenden Kulturtechniken und ihre in Grenzen kreative Anwendung an Terminals von Netzwerken. Für denjenigen, der darüber nicht verfügt, bleiben nur Tätigkeiten im ‚low productivity service sector' der Wirtschaft offen. Dabei handelt es sich allerdings zumeist um Tätigkeiten, die geringe Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten bieten."[4]

Interessant ist die Argumentationslogik: Konnte sich die Industriegesellschaft noch den „wenig Qualifizierten" für eine „geistig anspruchslose Tätigkeit" leisten, so steht in der propagierten *Wissensgesellschaft* demjenigen, der zu einer „kreativen Anwendung" der „Kulturtechniken" an „Terminals von Netzwerken" nicht in der Lage ist, nur noch der „*low productivity service sector* der

2 Peter Fuchs: „Würstchen mit Sozialkompetenz", in: taz vom 10.07.2002, Nr. 6796, S. 16.

3 Theodor W. Adorno: „Theorie der Halbbildung", in: ders., Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. VIII/20, Darmstadt 1998, S. 93-121, hier S. 97.

4 Schlussbericht der Enquete-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten, vorgelegt am 12.06.2002, hg. v. Deutschen Bundestag, 14. Wahlperiode, Drucksache 14/9200, S. 262.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Wirtschaft offen." Die Wendung ins Englische dient freilich nur einer euphemistischen Verschleierung dessen, worum es eigentlich geht, nämlich um die Konstruktion und Legitimation von Gegensatzpaaren nach dem Schema *winner vs. loser*. Die Handlungsaufforderung mutiert unter der Hand zu einer Rechtfertigungslehre und der freie Markt wird zur Richtstätte, auf der das liberale Grundgesetz exekutiert wird: „Wer Erfolg hat, hat ihn verdient; wer keinen hat, hat etwas falsch gemacht,"[5] wobei mögliche ‚Fehler' sich stets auf einen Mangel an Marktförmigkeit zurückführen lassen. Es wird der Eindruck erzeugt, berufliches Reüssieren und die daraus resultierende Positionszuweisung im sozialen Raum beruhen allein „auf einer Ordnung der *Kompetenzen* und *Intelligenzen*."[6]

„[A]uf der einen Seite Bürger im vollen Wortsinne, die gefragte Kenntnisse besitzen und überbezahlte Tätigkeiten verrichten, die sich ihren Arbeitgeber selbst aussuchen können (während die anderen bestenfalls von ihrem Arbeitgeber ausgesucht werden), die auf dem internationalen Arbeitsmarkt höchste Einkommen erzielen, die überbeschäftigt sind, Männer wie Frauen [...] – und auf der anderen Seite jene Masse von Menschen, die dauernd von Entlassung bedroht sind oder der Arbeitslosigkeit überantwortet werden."[7]

Weltweit wächst die soziale Kluft zwischen den *Qualifizierten*, die über das jeweils aktuelle *knowledge* verfügen, und den *Nichtqualifizierten*, denen der Zugang zu bzw. die Internalisierung von Wissensbeständen auf Grund von biographischen, sozialen oder sonstigen Umständen nicht möglich ist. Durch die Proklamierung der sogenannten *Wissensgesellschaft* wird Wissen zur Demarkationslinie, an der sich in Zukunft die auserlesenen von den gewöhnlichen *Humanressourcen* scheiden.

In diesem Kontext ist immer wieder von *internationaler Wettbewerbsfähigkeit* bzw. *Globalisierung* die Rede. Anthony Giddens definiert den Begriff *Globalisierung* „im Sinn einer Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen, durch die entfernte Orte in solcher Weise miteinander verbunden werden, daß Ereignisse am einen Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen, und umgekehrt."[8] Vielleicht ist es dieser theoretischen Unschärfe des Begriffs geschuldet, dass er so erfolgreich im politischen Diskurs reüssiert. Ulrich Beck kommt daher auch zu dem Schluss, dass die Idee, den Begriff *präzise* bestimmen zu wollen, dem Ver-

5 Ulrich Bröckling: „Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement", in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/Main 2000, S. 131-167, hier S. 162.

6 Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998, S. 114.

7 Ebd., S. 51.

8 Anthony Giddens: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/Main 1995, S. 85.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

such gleicht, „einen Pudding an die Wand zu nageln."[9] Trotzdem dient die aus diesem und ähnlichen Begriffen abgeleitete Verschärfung des Konkurrenzdrucks stets als das entscheidende Argument dafür, auf Internationalität abzielende Reformprojekte im Bildungssektor zu initiieren[10], denn die Gegenwart als *Moderne* sei „ihrem inneren Wesen nach auf Globalisierung angelegt."[11] Was dabei selten gesehen wird, ist, dass die mit dem Wort *Globalisierung* indizierte Universalisierung der Konkurrenzbeziehungen paradoxerweise in vielen Fällen gerade (Re)-Nationalisierungstendenzen verstärkt.[12] Meist wird auf globales Denken und Handeln dort am heftigsten insistiert, wo nationale Standortinteressen im globalen Wettbewerb gewahrt werden sollen. Die theoretischen Implikationen der dialektischen Struktur des Globalisierungsprozesses werden bislang allerdings nur von den Geisteswissenschaften angemessen reflektiert. Hartmut Böhme etwa bemerkt:

„Und es ist ein seltsamer Widerspruch, daß es eben die westlichen Zivilisationen sind, die aufgrund ihrer kolonialistischen und rassistischen Geschichte für die tiefsitzenden Störungen im interkulturellen Prozeß verantwortlich zeichnen und *zugleich* Theorien der Globalisierung und Universalisierung der Verständigung entwickelt haben und propagieren. Konzepte, die diesem Widerspruch nicht Rechnung tragen, sind zum Scheitern verurteilt."[13]

Hinzu kommt, dass die der neoliberalen Ökonomiedoktrin geschuldete Tiefenwirkung einen Begründungsdruck erzeugt[14], in dessen ahistorischem Schatten neue Bildungsziele propagiert werden, die im Hinblick auf ein modifiziertes Menschenbild ihren Niederschlag vorzugsweise in den sogenannten *Schlüsselqualifikationen* finden: Flexibilität, Mobilität, Teamgeist und soziale Kompetenz etc. Bildung bzw. das, was von ihr noch übrig ist, wird im eigentliche Sinne als Marktsegment behandelt. Als besonders betroffen begreifen sich in diesem Zusammenhang die Geisteswissenschaften, da sie sich traditionell jed-

9 Ulrich Beck: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf die Globalisierung, Frankfurt/Main 1997, S. 46.

10 Zu nennen wären etwa die Verkürzung der Schul- und Studienzeiten, die Einführung zweiphasiger Ausbildungsmodelle, die Disziplinierung der Studierenden durch Studienkonten usw.

11 A. Giddens: Konsequenzen der Moderne, S. 84.

12 Vgl. Jürgen Fohrmann: „Überlegungen zu ‚German Studies, European Studies, Cultural Studies'", in: Germanistentreffen. Deutschland – Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Kuba, Mexiko, Venezuela 8.-12.10.2001. Dokumentation der Tagungsbeiträge, hg. v. DAAD 2002, S. 267-274, hier S. 268.

13 Hartmut Böhme: „‚Neue Perspektiven. Vergleichende Interkulturelle Literaturwissenschaft?'", in: Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt (Hg.) in Zusammenarbeit mit Hartmut Böhme und Jörg Schönert, Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften. Kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950-1990), Stuttgart, Weimar 1996, S. 493-498, hier S. 494.

14 Vgl. J. Fohrmann: Überlegungen, S. 268.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wedem utilitaristischen Kalkül widersetzen und daraus die berechtigte Gefahr ableiten, auf Nimmerwiederkehr in die Belanglosigkeit abgeschoben zu werden.

Eine andere Möglichkeit wäre, auf den fahrenden Zug aufzuspringen. So hat die Ludwig-Maximilians-Universität München als erste in Deutschland eine Broschüre vorgelegt, in der die Schlüsselqualifikationen der einzelnen Fächer dezidiert aufgelistet werden. Der Rektor der Münchner Universität, Prof. Dr. Huber, ist im Vorwort dieses Bändchens offensichtlich der festen Überzeugung, dass Schlüsselqualifikationen wie *methodisches Herangehen an Probleme*, *vernetztes Denken*, *Kreativität* und *Kommunikationsfähigkeit* den humboldtschen Geist mit quasi spiritistischer Gewalt wieder herbeibefehlen könnten. Huber schreibt: „Die aktuellen Entwicklungen in der Arbeitswelt verleihen der mit dem Namen Wilhelm von Humboldt verbundenen Universitätskonzeption also eine überraschende Modernität" und diese Modernität besteht offensichtlich darin, dass „Quereinsteiger, die [...] fehlende Fachkenntnisse durch [...] Schlüsselqualifikationen wettmachen" können, ein „interessantes Potenzial" für den Arbeitsmarkt seien.[15] Solch emphatische Beteuerungen erinnern ein wenig an die Verlegenheit des Theaterdirektors in Goethes Faust: *Wie machen wir's, daß alles frisch und neu / Und mit Bedeutung auch gefällig sei?*

Historisch schließt der Begriff *Schlüsselqualifikation* an den von Ralf Dahrendorf geprägten Begriff der „extrafunktionalen Qualifikationen" an.[16] Während man hierunter die Internalisierung traditioneller Werte wie Loyalität, Pünktlichkeit, Verantwortungsbewusstsein, Sorgfalt usw. verstand, bezeichnet der Begriff *Schlüsselqualifikation* fächer-, berufs- und funktionsübergreifende Fähigkeiten und Fertigkeiten wie etwa methodische oder sozialkommunikative Kompetenz. Der Begriff bündelt also jene Fähigkeiten, die für die Bewältigung offener, unbestimmter und komplexer Situationen dienen, die Team- und Kommunikationsfähigkeit, reflexive Fähigkeiten oder Lernfähigkeiten erfordern.[17] Teamfähigkeit etwa zählt als eine Schlüsselqualifikation zum festen Bestand methodischen Denkens in der Schulpädagogik. Sie kommt dort im Prinzip der Arbeitsgemeinschaft zum Tragen, also in Form gruppenbezogener und von Gruppen selbst organisierter Lern- und Arbeitsprozesse. In den letzten Jahren wurde dem berufspädagogischen Qualifikationsbegriff vermehrt eine gesellschaftlich-ökonomische Funktion zugewiesen, was zur Folge hatte, dass der Begriff zwar persönlichkeitsbezogene Komponenten mit aufnimmt, sich aber trotzdem auf irgend eine Weise von dem weitreichenden Begriff *Bil-*

15 Bernd Huber: „Vorwort", in: Schlüsselqualifikationen. Das PLUS eines universitären Studiums, hg. v. Dr. Harro Honolka, Institut Student und Arbeitsmarkt an der Ludwig-Maximilians-Universität München, München 2003, S. 3.

16 Vgl. Ralf Dahrendorf: „Industrielle Fertigkeiten und soziale Schichtung", in: KZfSS 8 (1956), S. 540-568.

17 Vgl. Martin Heidenreich: Informatisierung und Kultur. Die Einführung und Nutzung von Informationssystemen in italienischen, französischen und westdeutschen Unternehmen, Opladen 1995.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

dung abgrenzen muss. Simon Beck konstatiert, dass sich hinsichtlich der Konzeptionalisierung des Begriffs *Schlüsselqualifikationen* letztlich „die Ökonomie aufgrund ihres stärkeren gesellschaftlichen Gewichts durchsetzen konnte und den Begriff funktionalistisch für ihre Ziele besetzte."[18] Und auch Andreas Gruschka sieht in der Propaganda der Schlüsselqualifikationen nichts weiter als die Subsumtion der formalen Bildung unter dem Handlungszweck des Betriebes. Zwar sollen sie offiziell Mündigkeit ermöglichen, doch werden sie in Wahrheit nur selektiv und herrschaftsförmig eingesetzt.[19] Aus diesem Grund ist Beck der Ansicht, dass man das Konzept der Schlüsselqualifikationen nicht als Bildungskonzept bezeichnen könne und empfiehlt, den Gedanken aufzugeben, mit *einem* Begriff allen Ansprüchen gerecht werden zu wollen. „Schlüsselqualifikationen nehmen im Spannungsfeld von Bildung und Qualifikation eine Zwischenposition ein. Sie können die beiden Kategorien jedoch nicht integrieren, da sie das konstruktive dialektische Verhältnis der beiden Kategorien zugunsten eines qualitativ reduzierten Konzepts auflösen würden."[20]

Schlüsselqualifikationen, *soft-skills*, *Kernkompetenzen* etc.: Das auffallend häufige Auftauchen solcher Hybridisierungen im Bildungsdiskurs kaschiert nur unzulänglich die Unwissenheit darüber, welche konkreten Anforderungen in der Zukunft an den Menschen gestellt werden und welcher Fähigkeiten, welches Wissens es bedarf, diese zu bewältigen.

II.

Ungeachtet dessen sind die aktuellen Reformprojekte im europäischen Bildungssektor von einer durchgehend optimistischen Grundhaltung geprägt, die ihre nie versiegende Kraft aus der Quelle eines zirkulären Kurzschlussverfahrens speist. Es handelt sich dabei um ein typisches Merkmal neoliberalistischer Argumentation, nämlich die Affirmation einer zukünftigen Realität, die als gegenwärtige bereits vorausgesetzt werden muss: „Neoliberalismus wird dabei nicht allein als ideologische Rhetorik oder als politökonomische Realität aufgefasst, sondern vor allem als ein politisches Projekt, das darauf zielt, eine soziale Realität herzustellen, die es zugleich als bereits existierend voraussetzt."[21]

18 Vgl. Simon Beck: „Schlüsselqualifikationen im Spannungsfeld von Bildung und Qualifikation – Leerformel oder Integrationskonzept? Analyse einer berufspädagogischen Debatte", in: Diethelm Jungkunz (Hg.), Hohenheimer Schriftenreihe zur Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Bd.2, Hohenheim 2001, S. 144.

19 Vgl. Andreas Gruschka: „Bildung: Unvermeidbar und überholt, ohnmächtig und rettend", in: Zeitschrift für Pädagogik, 47, 5 (2001), S. 621-639, hier S. 625.

20 Vgl. S. Beck: Schlüsselqualifikationen, S. 146f.

21 Ulrich Bröckling/Thomas Lemke/Susanne Krasmann: „Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologie. Eine Einleitung", in: dies. (Hg.), Gou-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Ausgezeichnete Beispiele für derartige Reformprojekte sind der im Juni 1999 initiierte *Bologna-Prozess*, d.h. die Schaffung eines *Europäischen Hochschulraums*, und die im März 2000 beschlossene Schaffung des *Europäischen Forschungsraums*. Blickt man in die entsprechenden Dokumente, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als seien die versammelten Kultus- und Bildungsminister Europas, verblendet vom politischen Willen, *dass* etwas geschehen müsse, zu ängstlich oder zu unfähig darüber nachzudenken, *warum*. Nicht nur aus diesem Grund ist eine neoliberale Semantik dienlich, sich wie weiland Münchhausen am eigenen Zopf samt Pferd argumentativ aus dem Sumpf zu ziehen. So heißt es etwa in der *Bologna-Erklärung*:

„Inzwischen ist ein Europa des Wissens weitgehend anerkannt als unerläßliche Voraussetzung für gesellschaftliche und menschliche Entwicklung [...] dieses Europa des Wissens kann seinen Bürgern die notwendigen Kompetenzen für die Herausforderungen des neuen Jahrtausends ebenso vermitteln wie ein Bewußtsein für gemeinsame Werte und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen sozialen und kulturellen Raum. [...] Insbesondere müssen wir uns mit dem Ziel der Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Hochschulsystems befassen. Die Vitalität und Effizienz jeder Zivilisation läßt sich an der Attraktivität messen, die ihre Kultur für andere Länder besitzt."

Im Unterschied zu frühliberalen Konzeptionen hat Foucault beim Neoliberalismus eine Neudefinition des Verhältnisses von Staat und Ökonomie konstatiert:

„Die neoliberale Konzeption dreht die frühliberale Konfiguration um, die durch die historische Erfahrung mit einem übermächtigen absolutistischen Staat geprägt war. Anders als in der klassisch-liberalen Rationalität definiert und überwacht der Staat nicht länger die Marktfreiheit, sondern der Markt wird selbst zum organisierenden und regulierenden Prinzip des Staates. Der Neoliberalismus ersetzt ein begrenzendes und äußerliches durch ein regulatorisches und inneres Prinzip: Es ist die Form des Marktes, die als Organisationsprinzip des Staates und der Gesellschaft dient."[22]

Damit ist das Ökonomische nicht länger ein solitärer Bereich des menschlichen Lebens unter anderen, sondern bestimmt als *ökonomischer Imperativ* die Maxime des Handelns a priori, wodurch „eine Art permanentes ökonomisches Tribunal"[23] in doppelter Hinsicht ermöglicht wird. Zum einen müssen sich auch nicht-ökonomische Bereiche einer Bewertung durch ökonomische Kategorien stellen, d.h. „[s]oziale Beziehungen und individuelles Verhalten werden nach ökonomischen Kriterien und innerhalb eines ökonomischen Intelligibilitätshorizonts dechiffriert."[24] Zum anderen fungiert der ökonomische Imperativ nicht nur als Denkschablone, sondern als Korrektiv für staatliches Handeln, da natürlich auch Regierungspraktiken mit Hilfe von Markt-Begrif-

vernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/Main 2000, S. 7-40, hier S. 9.

22 Ebd., S. 15.

23 Ebd., S. 17.

24 Ebd., S. 16.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

fen bewertet werden. Eine möglichst umfassende Wirkungsweise des ökonomischen Imperativs ist vor allem deshalb wünschenswert, weil dadurch dem „institutionell vorprogrammierten" Staatsversagen vorgebeugt werden könne, wie Dieter Lösch zur Verteidigung des „verunglimpften" Neoliberalismus ausführt:

„Wie die neue polit- und institutionenökonomische Theorie überzeugend belegt, ist nämlich Marktversagen weitaus seltener als angenommen, während Staatsversagen in der Demokratie quasi institutionell vorprogrammiert ist. Denn Regierungen, die sich periodisch dem Wählervotum stellen müssen, neigen dazu, vorrangig populäre Maßnahmen zu ergreifen und unpopuläre zu unterlassen. Leider aber ist das für Wachstum, Vollbeschäftigung und Geldwertstabilität wirtschaftspolitisch Gebotene selten populär, während das Populäre meist der Wirtschaft schadet. Wegen dieses Hanges des Staates zum Populismus sind Staatsbetriebe relativ unwirtschaftlich, ist keynesianische Wirtschaftspolitik problematisch und werden öffentliche und meritorische Güter zu viel und nicht effizient produziert. Am Ende eines Jahrhunderts, dessen große Katastrophen aus Staatsversagen resultierten, ist es nach alledem unbegreiflich, daß die naive sozialistische Staatsgläubigkeit immer noch am Leben und sogar offensiv ist."[25]

Bei Lichte betrachtet wird der Neoliberalismus hier durch eine Kritik am demokratischen System selbst verteidigt. Es nimmt daher wenig Wunder, dass Lösch seine Gegner, die Kritiker des Neoliberalismus, in der „zählebigen linken Subkultur an den Universitäten" verortet.[26] Im Folgenden soll gezeigt werden, dass nicht nur die Begründungslogik des Europäischen Hochschul- und Forschungsraums einer neoliberalen Semantik folgt, sondern diese Räume auch perspektivisch dem ökonomischen Imperativ verpflichtet sind.

Zweifellos hat die Idee, gestufte Studiengänge und -abschlüsse flächendeckend in Europa einzuführen, vor allem deshalb so schnell an Popularität gewinnen können, weil damit die große Hoffnung verbunden ist, nicht nur die einzelnen Länder, sondern die europäische Gemeinschaft insgesamt durch ein gemeinsames Hochschulsystem optimaler zu positionieren. Die Diskussionen zeigen, dass insbesondere vom Bachelor/Master-System erwartet wird, zu

- Flexibilität,
- Diversifizierung,
- Einheitlichkeit,
- stärkerer Erfüllung von wirtschaftlichen Ansprüchen beizutragen.

Die konkrete Umsetzung der Ziele der *Bologna-Erklärung* vom 19.06.1999 hat in der Bundesrepublik eine spezifische Eigendynamik entfaltet, mit der die letzten Restbestände des klassisch-humanistischen Bildungsideals nun wohl endgültig aus deutschen Hörsälen verbannt werden. Nicht nur das *European*

25 Dieter Lösch: „Der verunglimpfte Neoliberalismus", in: Wirtschaftsdienst. Zeitschrift für Wirtschaftspolitik, 79,8 (1999), hg. v. Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv, S. 452.

26 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Credit Transfer System (ECTS – Europäisches System zur Anrechnung von Studienleistungen) und die *Modularisierung von Studiengängen*, die der „internationalen Mobilität der Studierenden" und damit der Wettbewerbsfähigkeit des Hochschulsystems Vorschub leisten sollen[27], lassen berechtigte Skepsis aufkommen. Die Zweiphasigkeit des Studiensystems macht Fachkombinationen und Abschlüsse möglich, denen Kritiker in Anlehnung an ein Wort Loriots nicht zu Unrecht nur die Qualität von „Jodeldiplomen" bescheinigen.[28] Interessanterweise scheint auch die Wirtschaft selbst, für die das ganze System letztlich doch eingeführt werden soll, nicht sonderlich begeistert von einer europaweiten Vereinheitlichung der Studienstruktur zu sein. So heißt es im *Memorandum zur gestuften Studienstruktur* der *Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände*:

„Eine normative Festlegung der Curricula von Studiengängen hält die Wirtschaft für nicht zielführend, denn dies würde die *Studiengangsinnovationen* behindern. Ein wettbewerbliches Hochschulsystem, wie es die Arbeitgeber fordern, ist notwendigerweise ein solches, bei dem die Hochschulen durch differenzierte Studienangebote jeweils eigene Profile ausbilden. Die Vereinheitlichung von Studiengängen stünde dem entgegen und entspricht nicht den Erwartungen eines zunehmend differenzierten Arbeitsmarktes."[29]

III.

Ein zentraler Baustein der europäischen Hochschulreform ist die Einführung des ECTS. Insbesondere in den hochentwickelten aber rohstoffarmen Ländern der westlichen Hemisphäre wird Bildung als gesellschafts- und wirtschaftspolitischer Standortfaktor angesehen und vor allem deshalb als langfristige Investition in die Zukunft begriffen, weil der Bildungsprozess selbst strukturell auf die Zukunft hin angelegt ist. Da aber die ersehnten Früchte aller im Heute erbrachten Bildungsanstrengungen erst in einem unbestimmten Morgen geerntet werden können, ist der return-of-investment ökonomisch nicht präzise kalkulierbar. Diesem Mangel soll durch das ECTS nun Abhilfe geschaffen werden, da es, glaubt man seinen Verfechtern, eine objektive Quantifizierung von Lernergebnissen ermöglicht. Diese Ergebnisse sollen in operationalisierter Form als *Kompetenzen* transparent machen, was die Studierenden nach Abschluss eines kurzen oder langen Lernprozesses wissen, verstehen oder leisten können. 1989 wurde das ECTS im Rahmen des Erasmus-Austauschprogramms für Studierende mit dem Ziel eingeführt, im Ausland erbrachte Stu-

27 Vgl. Rahmenvorgaben für die Einführung von Leistungspunktsystemen und die Modularisierung von Studiengängen (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 15.09.2000).

28 Vgl. Jürgen Kaube: „Jodeldiplom. Jeden Tag ein neues Fach an deutschen Universitäten", in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.09.2002, Nr. 218, S. 37.

29 ‚Memorandum zur gestuften Studienstruktur' der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Berlin 2003, S. 4.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

dienleistungen an der jeweiligen Heimatuniversität besser anerkennen zu können. Auf diese Weise sollte in erster Linie die Mobilität der Studierenden gewährleistet werden. Mittlerweile ist das ECTS zu dem zentralen europäischen System zur Anrechnung, Übertragung und Akkumulierung von Studienleistungen weiter entwickelt worden und seine Umsetzung auf institutioneller, regionaler, nationaler und europäischer Ebene stellt eines der zentralen Ziele der Bologna-Erklärung vom Juni 1999 dar:

„Wir bekräftigen unsere Unterstützung der in der Sorbonne-Erklärung dargelegten allgemeinen Grundsätze, und wir werden unsere Maßnahmen koordinieren, um kurzfristig, auf jeden Fall aber innerhalb der ersten Dekade des dritten Jahrtausends, die folgenden Ziele, die wir für die Errichtung des europäischen Hochschulraumes und für die Förderung der europäischen Hochschulen weltweit für vorrangig halten, zu erreichen: [...] Einführung eines Leistungspunktesystems – ähnlich dem ECTS – als geeignetes Mittel der Förderung größtmöglicher Mobilität der Studierenden. Punkte sollten auch außerhalb der Hochschulen, beispielsweise durch lebenslanges Lernen, erworben werden können, vorausgesetzt, sie werden durch die jeweiligen aufnehmenden Hochschulen anerkannt.“[30]

Das entscheidende Parameter des ECTS ist das von den Studierenden zu erbringende *Arbeitspensum* im Rahmen einer Lehr-/Lerneinheit. Das ECTS-System basiert diesbezüglich auf der Übereinkunft, dass das Arbeitspensum von Vollzeitstudierenden während eines akademischen Jahres 60 ECTS-*Credits* ergibt. Das Arbeitspensum bezieht sich auf die Zeit, die die Lernenden im Durchschnitt benötigen, um die erforderlichen Lernergebnisse zu erzielen. Für das in Deutschland nach den Maßgaben der Kultusministerkonferenz zu implementierende Bachelor-/Master-Modell wird das Arbeitspensum eines *Credits* bzw. *Leistungspunkts* entsprechend definiert: „Leistungspunkte sind ein quantitatives Maß für die Gesamtbelastung des Studierenden. Sie umfassen sowohl den unmittelbaren Unterricht als auch die Zeit für die Vor- und Nachbereitung des Lehrstoffes (Präsenz- und Selbststudium), den Prüfungsaufwand und die Prüfungsvorbereitungen einschließlich Abschluss- und Studienarbeiten sowie gegebenenfalls Praktika.“[31] Dem sogenannten *work load* eines Leistungspunktes liegt dabei folgende Berechnung zu Grunde: Ausgegangen wird von einem durchschnittlichen Arbeitsaufwand im Studium von 40 Stunden pro Woche. Dies ergibt bei 45 Wochen im Jahr 1800 Stunden; im Semester also 900 Stunden. 30 Stunden werden nun zu einem Credit oder Leistungspunkt (LP) zusammengefasst. Bei einem Vollzeitstudium sind 30 LP pro Semester (also genau die 900 Stunden) nachzuweisen, in einem sechssemestrigen BA-Studium also 180 LP (= 5400 Stunden) zu erbringen. Diese 180 LP verteilen sich mit 120 LP auf das Kern- und mit 60 LP auf das Nebenfach.

Fast ist es müßig, auf die blinden Flecken dieses Rechnungsschemas hinzuweisen, denn es reduziert das, was an universitären Seminaren geschieht,

30 Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister am 19. Juni 1999 in Bologna.

31 Rahmenvorgaben (wie Anm. 27), S. 4.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auf den Aspekt geglückter oder missglückter Wissensvermittlung und misst Erfolg beziehungsweise Scheitern daran, ob Wissensbestände als Kompetenzen abrufbar sind oder nicht. Die Universität erscheint damit, um einen Begriff von Heinz von Foerster aufzugreifen, als Trivialmaschine.[32] Trotz (oder vielleicht auch *wegen*) der kognitiv ergreifenden Schlichtheit dieses Modells verkörpert die Trivialmaschine den „Inbegriff unserer Sehnsucht nach Gewißheit und Sicherheit," da bei Trivialmaschinen „eine unbedingte und unveränderliche Relation zwischen Input und Output" existiert und ihre inneren Zustände, weil vergangenheitsunabhängig, stets dieselben bleiben.[33] Der vermeintliche Vorteil des Modells, nämlich die Ausklammerung der internen Informationsverarbeitungsschleife, erzeugt freilich nicht nur eine spezifische Blindheit, sondern abstrahiert vollkommen von den individuellen Lernvoraussetzungen und Begabungen des jeweiligen Studierenden. Die Idee einer flächendeckenden Einführung der neuen *Bildungswährung* wurde offensichtlich unter vollständiger Ignoranz der neueren lernpsychologischen Forschungsergebnisse konzipiert. So merkt Klaus Seitz in seiner umfassenden Studie *Bildung in der Weltgesellschaft* an, dass insbesondere die lernpsychologischen Forschungsergebnisse zur multiplen Intelligenz die Kritik an jedem Unterfangen provozieren müssen, „Bildungsverständnis und Lernkultur standardisieren zu wollen und in ein einheitliches Modell zu zwingen, das der Vielfalt menschlicher Lernpotenziale und ihrer unterschiedlichen Ansprechbarkeit nicht gerecht werden kann."[34] Mit dem ECTS-System wird zudem unterstellt, dass Lehrende präzise einschätzen könnten, wie viel Zeit Studierende für die Aneignung einer bestimmten Stoffmenge benötigen, was zudem impliziert, dass sich Stoffmengen überhaupt präzise beschreiben und abgrenzen lassen. Und für was steht das Zeitmaß überhaupt? Geht es darum, wie viel Stunden Studierende für die Lektüre eines Textes brauchen oder darum, wie viel Stunden sie brauchen, um ihn zu *verstehen*? Wie äußert sich dieses Verständnis? Welche Kompetenzen setzt es frei? Wie lassen sich diese messen?

Nehmen wir ein Beispiel. Ein Germanistik-Seminar für Studierende im ca. vierten Semester mit dem Titel *Grenzen der Hermeneutik* weist 3 LP aus. D.h., dass Studierende für die ‚Bewältigung' dieser Veranstaltung 90 Stunden kalkulieren müssen. In einem 15-wöchigen Semester sind das schon 30 Stunden für die Veranstaltung selbst, bleiben noch 60 Stunden. Geht man davon aus, dass der Studierende zwei Stunden pro Semesterwoche für die Lektüre von Texten und die Anfertigung von Hausaufgaben in die Veranstaltung investiert, sind das noch mal 30 Stunden. Bleiben noch 30 Stunden z.B. für Klausurvorbereitung oder das Anfertigen eines Referats bzw. einer kleineren Hausarbeit. Das wäre ein Beispiel für eine Standardberechnung, die so oder ähnlich von jedem Dozenten, der im BA/MA-System arbeitet, vorgenommen

32 Vgl. P. Fuchs: Würstchen mit Sozialkompetenz, S. 16.

33 Heinz von Foerster: Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, Heidelberg 1999, S. 55.

34 Klaus Seitz: Bildung in der Weltgesellschaft. Gesellschaftstheoretische Grundlagen Globalen Lernens, Frankfurt/Main 2002, S. 32.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wird. Berechnet wird Präsenz- und Lektürezeit, wobei davon ausgegangen wird, dass Lektüre = Verstehen bedeutet.

Nun thematisiert die Veranstaltung listigerweise gerade das Verstehensproblem und seine Grenzen, reflektiert also auf einer Metaebene den (sprachlichen) Verstehensprozess selbst. Überflüssig zu erwähnen, dass das Verstehen des Verstehens per definitionem unabschließbar ist, da doch zumindest beim Verstehen des eigenen Verstehens immer ein blinder Fleck in Form eines unabgegoltenen Rests bleibt, mit dem immer zu rechnen ist.[35] Treibt man diesen Gedanken weiter in Richtung der poststrukturalistischen Dekonstruktion des hermeneutischen Sinnversprechens, so offenbart sich jeder Text als ein Spiel von Signifikanten, als ein Rauschen der Zeichen, wie Roland Barthes schreibt, in dessen Tiefe sich keine Struktur offenbart und kein Sinn zentrieren lässt, sondern nur eine „unendliche Bewegung, die der Leser für einen Moment, den der Deutung nämlich, anhält."[36] Mit anderen Worten: Durch die Quantifizierung nach ECTS-Maßgaben wird ein infinites Verfahren auf einen finiten Nenner gebracht, womit genau das Kurzschlussverfahren reproduziert wird, das die Veranstaltung thematisch aufzudecken trachtet. Dieses Beispiel ist zugegebenermaßen provokant, es bringt aber die Problematik einer Quantifizierung von Lernleistungen auf den Punkt, da Lernprozesse nicht im Abspeichern von Daten und Wissensbeständen aufgehen, sondern als Verstehensleistung von Subjekten begriffen werden müssen, die sich selbst im Verstehensprozess strukturell mit einbringen. Diese Einsicht gilt keineswegs nur für geisteswissenschaftliche Kontexte, denn auch naturwissenschaftlich organisierte Fächer können sich kaum aus einer hermeneutischen Position herausreflektieren, da ihre *Daten* oder *Parameter* primär aus einer immer schon kommunikativen und selbstreflexiven – und d.h. doch eben *hermeneutischen* – Einstellung heraus konstituiert werden müssen. In Gadamers Worten: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache."[37] Die Idee, Lern- und Verstehensleistungen seien objektiv quantifizierbar, erweist sich somit als Chimäre. Die eigentliche Intention ist die Einführung eines *Qualitäts-standards* nach Maßgaben des *Total Quality Managements* (TQM), das als Kalkulationsprinzip die Kontingenz von Lernprozessen nach der Maxime *Besser – Schneller – Schlanker* normieren und dadurch optimieren will[38], sie auf diese Weise aber genau um ihre kreative und identitätsstiftende, kurz: ihre *bildende* Dimension verkürzt. Schon Bourdieu hat nachdrücklich auf die Implikationen solcher Berechnungssysteme hingewiesen: „Heute will man uns weismachen, daß sich

35 Vgl. Jürgen Fohrmann: Schiffbruch mit Strandrecht. Der ästhetische Imperativ in der ‚Kunstperiode', München 1998, S. 24.

36 Klaus-Michael Bogdal: „Problematisierung der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus", in: Heinz Ludwig Arnold/Heinrich Detering (Hg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1997, S. 137-156, hier S. 148f.

37 Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 61990, S. 478.

38 Vgl. z.B. Achim Mehdorn/Armin Töpfer: Besser – Schneller – Schlanker. TQM-Konzepte in der Unternehmenspraxis, Neuwied u.a. 1994.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

die ökonomische und soziale Welt in Gleichungen ausdrücken lasse. Mit dieser mathematischen (und medialen) Bewaffnung ist der Neoliberalismus zur höchsten Form einer konservativen Soziodizee geworden".[39] Das frappierende dabei ist, dass die Ideologeme der gegenwärtigen *Soziodizee* nicht nur von den Herrschenden propagiert, sondern eben auch von den Beherrschten akzeptiert werden. Fast scheint es so, als sei der hermetische Verblendungszusammenhang neoliberaler Geltungsansprüche derartig internalisiert, dass er sich dem reflexiven Bewusstsein entzieht.

Selbst wenn man von all diesen Überlegungen absieht, scheint die praktische Umsetzung des Leistungspunkte-Systems seinen Schöpfungsmythos erfolgreich zu dekonstruieren. So erhält z.B. ein Student im Wintersemester 2003/2004 für die zweistündige Vorlesung *Vom Mythos zur Mythopoiesis* in Regensburg sieben, für die ebenfalls zweistündige Vorlesung *Barockliteratur* in Greifswald aber nur zwei Leistungspunkte. D.h., dass die Vorlesung in Regensburg formal ein um 150 Stunden höheres Arbeitspensum einfordert, was nur auf die Vorlesungszeit bezogen – bei einem 15-wöchigen Semester – 10 Arbeitsstunden *mehr* pro Woche bedeuten würde als in Greifswald. „Die beabsichtigte Schaffung eines europäischen Hochschulraumes scheint eine Regionalisierung, ja Lokalisierung der Studienverhältnisse zu bewirken: Nie war das Leben bunter und widersprüchlicher. Von der angekündigten Transparenz keine Spur."[40]

IV.

Wie sehr sich der *Bologna-Prozess* dem Diktat des Qualitätsmanagements und damit einer neoliberalen Semantik ausgeliefert hat, wird im Kommuniqué der zweiten Folgekonferenz der europäischen Hochschulminister nach Bologna am 19. September 2003 in Berlin deutlich. Dort wird, nach der Präambel und einem kurzen Resümee der bislang gemachten Fortschritte, die *Qualitätssicherung* noch vor der Darstellung der einzuführenden Studienstruktur detailliert abgehandelt.

„Es hat sich gezeigt, dass die Qualität der Hochschulbildung der Dreh- und Angelpunkt für die Schaffung des Europäischen Hochschulraumes ist. Die Ministerinnen und Minister verpflichten sich, die weitere Entwicklung der Qualitätssicherung auf institutioneller, nationaler und europäischer Ebene zu fördern. [...] Daher vereinbaren sie, dass die nationalen Qualitätssicherungssysteme bis 2005 Folgendes beinhalten sollen:

- Eine Festlegung der Zuständigkeiten der beteiligten Instanzen und Institutionen.

39 P. Bourdieu: Gegenfeuer, S. 45.

40 Holger Dainat: „ECTS etc. Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses", in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, H. 2-3, Bielefeld 2003, S. 334-353, hier S. 334.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

- Eine Evaluierung von Programmen oder Institutionen, einschließlich interner Bewertung, externer Beurteilung, Beteiligung der Studierenden und Veröffentlichung der Ergebnisse.
- Ein System der Akkreditierung, der Zertifizierung oder ähnlicher Verfahren.
- Internationale Beteiligung, Kooperation und Vernetzung.

Auf europäischer Ebene fordern die Ministerinnen und Minister das European Network for Quality Assurance in Higher Education (ENQA) auf [...] ein vereinbartes System von Normen, Verfahren und Richtlinien zur Qualitätssicherung zu entwickeln, Möglichkeiten zur Gewährleistung eines geeigneten Begutachtungsprozesses (*peer review*) für Agenturen und Einrichtungen zur Qualitätssicherung und/oder Akkreditierung zu prüfen und durch die Follow-up-Gruppe den Ministerinnen und Ministern bis 2005 darüber Bericht zu erstatten. Die Fachkenntnis anderer Verbände und Netzwerke für Qualitätssicherung ist dabei gebührend zu berücksichtigen.“[41]

Einmal abgesehen davon, dass nicht nur die Implementation von Akkreditierungssystemen, sondern vor allem die Akkreditierung selbst mit einem ungeheuren Verwaltungsaufwand einhergeht, der neben materiellen Ressourcen in erster Linie Zeit bindet und damit im Widerspruch zur antibürokratischen Stoßrichtung der TQM-Philosophie steht, ist vor allem überhaupt nicht einsichtig, *welche* Qualitäten der europäischen Hochschulbildung so notwendig gesichert und zertifiziert werden müssen. So bemängelt die *Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände* in ihrem *Memorandum zur gestuften Studienstruktur* zurecht, dass die Qualitätskriterien nicht hinreichend klar definiert und damit nur schwer vergleichbar seien. „Hierdurch mangelt es den Gutachterentscheidungen an Transparenz und Aussagekraft.“[42] Selbst wenn im *Leitfaden für Gutachter/-innen in Akkreditierungsverfahren* des Akkreditierungsrates vollmundig verkündet wird, dass es das Ziel der Akkreditierung sei, „eine fachlich-inhaltliche Prüfung des vorgelegten Studiengangkonzepts durchzuführen“[43], so können die externen Agenturen selbst natürlich keine *inhaltliche* Bewertung von Seminaren bzw. ganzen Studienfächern vornehmen. Daher werden zu diesem Zweck Außengutachtergremien berufen, die in der Regel aus zwei Hochschullehrern, einem ‚Berufspraktiker‘ und einem Studenten bestehen. Für die Beurteilung eines Studiengangkonzeptes werden die folgenden vier Aspekte unterschieden:[44]

1. die Qualität des Curriculums
2. die Berufsqualifizierung
3. das personelle Potenzial
4. die materielle Ausstattung

41 ‚Den Europäischen Hochschulraum verwirklichen‘. Kommuniqué der Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und -minister am 19. September 2003 in Berlin, S. 3f.

42 ‚Memorandum‘ (wie Anm. 29), S. 6.

43 Leitfaden für Gutachter/-innen in Akkreditierungsverfahren (verabschiedet am 20. Juni 2001), zit. nach: http://www.akkreditierungsrat.de/ vom 04.12.2003.

44 Ebd.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Es entspinnt sich also ein deutschlandweites Netz gegenseitiger Begutachtung und Zertifizierung, das von hochschulstandortspezifischen Besonderheiten notwendigerweise abstrahieren und auf Grund der geforderten Kostenneutralität des Reform-Prozesses die Punkte 3 und 4 im Wesentlichen ausblenden muss. Überwacht wird das gesamte System vom Akkreditierungsrat[45], eine Art Kontrollsystem zweiter Ordnung. Führt man sich nun vor Augen, dass eine Universität für die Akkreditierung eines konsekutiven Bachelor/Master-Studiengangs z.B. durch die Zentrale Evaluations- und Akkreditierungsagentur Hannover (ZevA) 13688,- € zahlen muss, so bedeutet das für eine Universität mittlerer Größe mit ungefähr 25 konsekutiven Studiengängen Kosten in Höhe von knapp 350.000,- €! Und die Akkreditierung gilt nur für einen Zeitraum von drei bis fünf Jahren. Ironischerweise ist damit wenig gewonnen, da nach wie vor die endgültige Genehmigung des Studiengangs durch das Wissenschaftsministerium erfolgt. „Wie so häufig richtet der Staat ein neues Steuerungssystem ein, verzichtet aber nicht auf das alte, sondern hält die Fäden weiter in der Hand.“[46] Dass staatliche Ressourcenzuteilung in Zukunft vom ‚Gütesiegel‘ der Akkreditierung abhängig gemacht werden wird, ist eine in diesem Zusammenhang wenig gewagte Prognose. Begutachtet werden kann in der Regel nur die Papierform des Studiengangs, d.h., selbst wenn in einer Studiengangsbeschreibung z.B. berufsqualifizierende Module im genügenden Umfang ausgewiesen werden, kann doch niemand wissen, ob sie tatsächlich auch Berufsqualifikation vermitteln, da sich dies erst zeigt, wenn die ersten Absolventen auf dem Markt sind. So beschränkt man sich bei der Akkreditierung darauf, das Einhalten von Mindeststandards nach den obigen vier Kriterien zu überprüfen, und hier muss man sich fragen, wer eigentlich glaubt,

45 „Um die Sicherung der Qualität in Lehre und Studium zu garantieren und um den Studierenden, den Arbeitgebern und den Hochschulen eine verlässliche Orientierung bei verbesserter Transparenz zu bieten, wurde durch Beschluss der Kultusministerkonferenz (KMK) vom 3. Dezember 1998 unter Bezugnahme auf den Beschluss der HRK vom 6. Juli 1998 der Akkreditierungsrat eingerichtet. Mit dem Beschluss der Kultusministerkonferenz „Künftige Entwicklung der länder- und hochschulübergreifenden Qualitätssicherung in Deutschland“ vom 1. März 2002 und dem Beschluss der Kultusministerkonferenz „Statut für ein länder- und hochschulübergreifendes Akkreditierungsverfahren“ (Organisationsstatut) vom 24. Mai 2002 i.d.F. vom 19. September 2002 ist das Akkreditierungssystem in Deutschland dauerhaft etabliert worden. Als unabhängige Einrichtung setzt sich der Akkreditierungsrat aus 17 Mitgliedern, das heißt Vertretern der Länder, der Hochschulen, der Studierenden und der Berufspraxis, zusammen. Die Aufgabe des Akkreditierungsrates besteht darin, Agenturen zu begutachten bzw. zu akkreditieren, die ihrerseits wiederum Studiengänge akkreditieren, die zu den Abschlüssen Bachelor/Bakkalaureus und Master/Magister führen. Die Agenturen wie die von ihnen akkreditierten Studiengänge tragen im Falle einer erfolgreichen Begutachtung das Qualitätssiegel des Akkreditierungsrates.“ Zit. nach: http://www.akkreditierungsrat.de/ vom 04.12.2003.

46 Detlef Müller-Böling: „Hohe Kosten, wenig Nutzen“, in: Die Zeit 17 (2001).

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

„dass deutsche Professoren nicht einmal Mindeststandards genügen können? Wer glaubt ernsthaft, dass in den Bibliotheken nicht ein Minimum an aktueller und bewahrenswerter Kultur vorhanden wäre? Geschichte und Struktur der deutschen Hochschulen lassen erwarten, dass wir uns nicht generell um den Mindeststandard Sorgen machen müssen. Ein gigantischer Apparat wird also in Gang gesetzt für ein Ergebnis, das wir sowieso schon kennen."[47]

V.

Abschließend soll auf die Semantik des zweiten großen Reformprojekts im Bildungssektor der Europäischen Union, die Schaffung des Europäischen Forschungsraumes (EFR), eingegangen werden. Der EFR soll die Wissenschafts- und Technologiepolitik in der ganzen Europäischen Union dergestalt koordinieren, dass die wissenschaftlichen und technologischen Fähigkeiten der derzeitigen wie der künftigen Mitgliedstaaten systematisch einbezogen werden können. Die eigentliche Zielsetzung des EFR geht allerdings weit über eine effiziente Abstimmung und Koordination der einzelstaatlichen Forschungspolitiken hinaus, denn im Mittelpunkt steht nicht nur der „Aufbau einer wahrhaft europäischen Wissenschaftsgemeinschaft, die über die besten Qualifikationen und das beste Know-how verfügt", sondern die Idee, „Europa bis zum Jahr 2010 zum dynamischsten und wettbewerbsfähigsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt zu machen."[48] Zentraler Baustein, um dieses nicht unehrgeizige Ziel zu erreichen, ist das *Sechste Rahmenprogramm für Forschung und technologische Entwicklung* (RP6), das Mittel in einer Gesamthöhe von 17,5 Mrd. € zur Verfügung stellt. Dies entspricht 3,4 % des Gesamthaushalts der EU für das Jahr 2002. Fast 70 % dieser Summe, nämlich 12 Mrd. € sind für die sieben *vorrangigen Themenbereiche* vorgesehen, mit denen die Ziele des RP6 erreicht werden sollen. Als Forschungsprioritäten für Europa werden genannt[49]:

1. Genomik und Biotechnologien im Dienste der Medizin
2. Technologien für die Informationsgesellschaft
3. Nanotechnologien, multifunktionale Werkstoffe und neue Produktionsverfahren
4. Luft- und Raumfahrt
5. Lebensmittelsicherheit und Gesundheitsrisiken
6. nachhaltige Entwicklung und globale Veränderung

47 Ebd.

48 Europäische Kommission: Teilnahme an Europäischen Forschungsprogrammen. Ein Leitfaden für Antragssteller zum sechsten Rahmenprogramm für Forschung und technologische Entwicklung in Europa (2002-2006), Brüssel, Belgien 2002, S. 9.

49 Europäische Kommission, Der europäische Forschungsraum. Ein Binnenmarkt des Wissens, Luxemburg 2002, S. 10.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

7. Bürger und modernes Regieren (Governance) in der europäischen Wissensgesellschaft

Sieht man einmal davon ab, dass die Geistes- und Humanwissenschaften in dieser Liste überhaupt nicht erwähnt werden, so kristallisieren sich die Forschungsfelder vor allem aus dem Bemühen, Desiderate zu benennen, mit denen man sich innovativ gegen die beiden Angstgegner – Japan und die USA – absetzen kann. Und hier geht es vor allem darum, sich wirtschaftlich abzusetzen. Natürlich ist Forschung immer Mittel zum Zweck, doch fragt man sich, ob Zwecke tatsächlich in toto im ökonomischen Kalkül kulminieren müssen, ob also Forschung, die sich nicht sofort oder mittelfristig *rechnet*, zwecklos ist. Mit anderen Worten: Es wird so getan, als seien größtmögliches Wachstum von Produktivität und Wettbewerb das letzte und eigentliche Ziel menschlichen Handelns. Die Terminologie ist entlarvend: „Die europäische Forschung hat weltweit einen hervorragenden Ruf. Aber wenn es darum geht, dieses hohe wissenschaftliche Niveau in konkrete Innovationen, in Arbeitsplätze und klingende Münze (sic!) umzusetzen, bleibt Europa hinter seinen Hauptkonkurrenten zurück.“[50] Warum eigentlich, müsste man angesichts solcher Ausführungen fragen, wird Effizienz – in welchem Bereich auch immer – ganz selbstverständlich mit finanzieller Rentabilität gleichgesetzt oder durch sie bemessen? Was ist das für ein Kalkül, das jedweden Bereich menschlichen Denkens und Handelns einer Semantik unterwirft – *klingende Münze* –, die genuine Qualitäten auf die triviale Disjunktionslogik eines binären Kosten/Nutzen-Schemas verkürzt?

Als Ursache für die ökonomische Schwäche der europäischen Forschung werden drei Faktoren genannt:

1. unzureichende materielle und menschliche Ressourcen
2. mangelnde Innovation
3. Verzettelung der Aktivitäten

Besonders interessant an dieser Stelle ist der Konnotationsraum der *unzureichenden menschlichen Ressourcen*. Was ist damit gemeint? Sind *menschliche Ressourcen* ein feststehender Begriff, so dass sich das *unzureichend* im Sinne einer Quantifizierung lesen lässt im Sinne von *zu wenig*? Oder bezieht sich das *unzureichend* auf das *menschlich*, so dass die Ressourcen qualitativ bestimmt werden im Sinne von *zu schlecht*? Wahrscheinlich kondensieren beide Bedeutungsstränge in einem, wenn nicht sogar *dem* Leitbegriff des gesamten Argumentationskomplexes:

„Humanressourcen – Auch hinsichtlich der Humanressourcen ist Europa im Hintertreffen. Als Anteil an der erwerbstätigen Bevölkerung gerechnet, gibt es in Europa viel weniger Forscher als in den Vereinigten Staaten oder Japan, während gleichzeitig die Anzahl von Studierenden in naturwissenschaftlichen Fächern verhältnismäßig

50 Ebd., S. 5.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

höher ist als dort. Wer wollte sich angesichts des Stillstands der Forschungsinvestitionen über das mangelnde Interesse der Jugend für Forschungsberufe oder über das – noch immer beunruhigende – Phänomen der *Abwanderung grauer Zellen* wundern?“[51]

Das totgesagte Subjekt der abendländischen Philosophie, das nach Foucault „verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“[52] –, man könnte meinen, dass es hier als *Humanressource* fröhliche Urstände feiert. Doch bei Lichte betrachtet hat das ökonomische Tribunal den Menschen sehr viel gründlicher abgeschafft, als alle Versuche, die idealistische Subjektphilosophie zu dekonstruieren. Denn als *Humanressource* wird der Mensch auf seinen Warencharakter reduziert, womit er, wie jede andere materielle oder immaterielle Ressource, *verfügbar* wird. So definiert der Lehrstuhlinhaber für *Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Organisation und betriebliches Personalwesen* an der *Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt der Katholischen Universität Eichstätt*, Prof. Dr. Max Ringlstetter, sein Forschungsgebiet *Humanressourcen-Management* wie folgt:

„Unter Humanressourcen-Management verstehen wir alle Aufgaben, die darauf abzielen, dem Unternehmen eine Ausstattung mit Humanressourcen zur Verfügung zu stellen, mit der die organisatorischen Anforderungen und damit auch die Anforderungen des Marktes effizient erfüllt werden können. Hierzu zählen beispielsweise die Akquisition und Dispensation (=Freistellung) von Humanressourcen, die Motivation und Entwicklung von Humanressourcen sowie das Placement (=Laufbahn- und Karriereplanung) von Humanressourcen. Darüber hinaus ist es zentrale und grundlegende Aufgabe, die momentane Allokation an Humanressourcen, d.h. die individuelle und kollektive Leistungsfähigkeit der Humanressourcen, zu bestimmen und mit den gegenwärtigen und prognostizierten organisatorischen Anforderungen zu vergleichen.“[53]

Humanressourcen lassen sich von Konzernen verwalten, optimieren, bewerten, platzieren und in letzter Konsequenz – bei Nichtbedarf – ‚abbauen‘. Als Humanressource besitzt der Mensch im eigentlichen Sinne „weder Bürgerrechte noch andere Rechte, seien sie politischer, sozialer oder kultureller Natur; denn nur die Kostenfaktoren bestimmen die Grenzen ihrer Ausbeutung. Die Ressource Mensch verdankt ihr Recht auf Existenz und Einkommen allein ihrer Rentabilität und Leistungsfähigkeit.“[54] Auf diese Weise wurde die *Humanressource* im ökonomischen Diskurs zum Schlüsselbegriff, da sie als die einzige Ressource angesehen wird, die einem Unternehmen einen dauerhaften Konkurrenzvorteil bietet und durch die gleichzeitig die Nutzung der übrigen Ressourcen bedingt und beeinflusst wird.

51 Ebd., S. 6.

52 Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/Main 1999, S. 462.

53 http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/WWF/Lehrstuehle/OP vom 04.12.2003.

54 Riccardo Petrella: „Humanressourcen für den Weltmarkt. Fallstricke der Erziehungspolitik“, in: Le Monde Diplomatique, dt. Ausg. vom 10.11.2000, S. 22.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Überblickt man die dargestellte Ausrichtung des Bildungs- und Forschungssektors auf den ökonomischen Imperativ, die Formierung der Terminologien und Argumentationsmuster nach dem Leitbild neoliberalistischer Semantik, so möchte man – eingedenk des provokativen Charakters dieser Anspielung – fragen: *Wollt ihr den totalen Markt?*[55] Die Antwort lautet offensichtlich: *Ja*. „Was Wissenschaft, was Bildung leistet, schnurrt zusammen auf Wettbewerb am Markt, auf dem man durch Exzellenz zu imponieren gedenkt. Genutzt wird eine kanonische Phraseologie, die Zukunft, Wettbewerb, Konkurrenz und Globalisierung, Offenheit, Transparenz und ähnliche Unschärfen als Eintopf serviert.“[56] Wem dieses Ragout nicht mundet, wer Zweifel am uneingeschränkten Globalisierungsoptimismus anmeldet oder nicht davon überzeugt ist, dass die selbstregulierenden Kräfte des freien Marktes alles zum Guten wenden werden, wird in der Regel wie ein hoffnungslos rückständiger Verrückter behandelt, der noch glaubt, dass die Erde eine Scheibe ist.

Dennoch stellt sich die Frage, ob der Mensch der *ökonomischen Flucht in den Durchschnitt* seine individuelle Kreativität aufopfern will.[57] „Die menschliche Kreativität *ist* – vom Standpunkt der rationalen Theorie aus – eine faktische Kriegserklärung an jeglichen *wissenschaftlichen Gehalt* (= Berechenbarkeit). Sie ist das bleibende Rätsel der rationalen Ökonomie.“[58]

Versuchen wir, dieses Rätsel wider monetäres Kalkül stark zu machen.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W.: „Theorie der Halbbildung“, in: ders., Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. VIII/20, Darmstadt 1998, S. 93-121.

Beck, Simon: „Schlüsselqualifikationen im Spannungsfeld von Bildung und Qualifikation – Leerformel oder Integrationskonzept? Analyse einer berufspädagogischen Debatte“, in: Diethelm Jungkunz (Hg.), Hohenheimer Schriftenreihe zur Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Bd.2, Hohenheim 2001.

55 Die Beziehung zwischen Neoliberalismus und Rechtsextremismus ist ausführlich diskutiert worden in: Herbert Shui u.a., Wollt ihr den totalen Markt? Der Neoliberalismus und die extreme Rechte, München 1997.

56 Peter Fuchs: „Wo der Hammer hängt“, in taz vom 18.03.2003, Nr. 7007, S. 15.

57 Dass ökonomische Gesetze nur als Durchschnitt wahr sind und nicht als exakte Beziehung, wusste schon Karl Marx: „Der Witz der bürgerlichen Gesellschaft besteht ja eben darin, daß a priori keine bewußte gesellschaftliche Regelung der Produktion stattfindet. Das Vernünftige und Naturnotwendige setzt sich nur als blindwirkender Durchschnitt durch.“ Karl Marx: „Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868“, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 32, Berlin 1956 ff., S. 553.

58 Karl-Heinz Brodbeck: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, Darmstadt 1998, S. 253.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf die Globalisierung, Frankfurt/Main. 1997.

Berliner Kommuniqué: ‚Den Europäischen Hochschulraum verwirklichen'. Kommuniqué der Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und –minister am 19. September 2003 in Berlin.

Bogdal, Klaus-Michael: „Problematisierung der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus", in: Heinz Ludwig Arnold/Heinrich Detering (Hg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1997, S. 137-156.

Böhme, Hartmut: „‚Neue Perspektiven. Vergleichende Interkulturelle Literaturwissenschaft?'", in: Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt (Hg.) in Zusammenarbeit mit Hartmut Böhme und Jörg Schönert, Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften. Kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950-1990), Stuttgart, Weimar 1996, S. 493-498.

Bologna-Erklärung, Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister am 19. Juni 1999 in Bologna.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/Main 2000.

Brodbeck, Karl-Heinz: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, Darmstadt 1998.

Bourdieu, Pierre: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998.

Dahrendorf, Ralf: Industrielle Fertigkeiten und soziale Schichtung, in: KZfSS 8 (1956), S. 540-568.

Dainat, Holger: „ECTS etc. Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses", in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, H. 2-3, Bielefeld 2003, S. 334-353.

Europäische Kommission: Teilnahme an Europäischen Forschungsprogrammen. Ein Leitfaden für Antragssteller zum sechsten Rahmenprogramm für Forschung und technologische Entwicklung in Europa (2002-2006), Brüssel, Belgien 2002.

Europäische Kommission: Der europäische Forschungsraum. Ein Binnenmarkt des Wissens, Luxemburg 2002.

Foerster, Heinz von: Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, Heidelberg 1999.

Fohrmann, Jürgen: Schiffbruch mit Strandrecht. Der ästhetische Imperativ in der ‚Kunstperiode', München 1998.

Fohrmann, Jürgen: „Überlegungen zu ‚German Studies, European Studies, Cultural Studies'", in: Germanistentreffen. Deutschland – Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Kuba, Mexiko, Venezuela 8.-12.10.2001. Dokumentation der Tagungsbeiträge, hg. v. DAAD 2002, S. 267-274.

Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/Main 1999.

Fuchs, Peter: „Würstchen mit Sozialkompetenz", in: taz vom 10.07.2002, Nr. 6796, S. 16.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Fuchs, Peter: „Wo der Hammer hängt“, in: taz vom 18.03.2003, Nr. 7007, S. 15.

Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1990.

Giddens, Anthony, Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/Main 1995.

Gruschka, Andreas: „Bildung: Unvermeidbar und überholt, ohnmächtig und rettend“, in: Zeitschrift für Pädagogik, 47, 5 (2001), S. 621-639.

Heidenreich, Martin: Informatisierung und Kultur. Die Einführung und Nutzung von Informationssystemen in italienischen, französischen und westdeutschen Unternehmen, Opladen 1995.

Huber, Bernd: „Vorwort“, in: Schlüsselqualifikationen. Das PLUS eines universitären Studiums, hg. v Dr. Harro Honolka, Institut Student und Arbeitsmarkt an der Ludwig-Maximilians-Universität München, München 2003.

Kaube, Jürgen: „Jodeldiplom. Jeden Tag ein neues Fach an deutschen Universitäten“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.09.2002, Nr. 218, S. 37.

Leitfaden für Gutachter/-innen in Akkreditierungsverfahren (verabschiedet am 20. Juni 2001), zit. nach: http://www.akkreditierungsrat.de/ vom 04.12.2003.

Lösch, Dieter: „Der verunglimpfte Neoliberalismus“, in: Wirtschaftsdienst. Zeitschrift für Wirtschaftspolitik, 79,8 (1999), hg. v. Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv, S. 452.

Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1956 ff.

Mehdorn, Achim/Töpfer, Armin: Besser – Schneller – Schlanker. TQM-Konzepte in der Unternehmenspraxis, Neuwied u.a. 1994.

‚Memorandum zur gestuften Studienstruktur‘ der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Berlin 2003.

Müller-Böling, Detlef: „Hohe Kosten, wenig Nutzen“, in: Die Zeit 17 (2001).

Petrella, Riccardo: „Humanressourcen für den Weltmarkt. Fallstricke der Erziehungspolitik“, in: Le Monde Diplomatique, dt. Ausg. vom 10.11.2000, S. 22.

Schlussbericht der Enquete-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten, vorgelegt am 12.06.2002, hg. v. Deutschen Bundestag, 14. Wahlperiode, Drucksache 14/9200.

Seitz, Klaus: Bildung in der Weltgesellschaft. Gesellschaftstheoretische Grundlagen Globalen Lernens, Frankfurt/Main 2002.

Shui, Herbert u.a.: Wollt ihr den totalen Markt? Der Neoliberalismus und die extreme Rechte, München 1997.

Rahmenvorgaben für die Einführung von Leistungspunktsystemen und die Modularisierung von Studiengängen (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 15.09.2000).

Vierhaus, Rudolf: Artikel: „Bildung“, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. Otto Brunner, Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. I, Stuttgart 1972, S. 508-551.

http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/WWF/Lehrstuehle/OP vom 04.12.2003.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

EPILOG

„Ich habe mir, genauer gesagt, sogar andauernd Schallplatten gekauft und weiß daher, dass dies mit sehr dramatischen Erlebnissen verbunden sein kann, besonders wenn man in eines jener kleinen Geschäfte geht, die darauf spezialisiert sind, Platten von Gruppen feilzubieten, die kein Mensch kennt mit Ausnahme der Leser bestimmter Zeitschriften, die ausschließlich über Gruppen berichten, die kein Mensch kennt. Einen solchen Laden zu betreten, erfordert Mut und Selbstbewusstsein, doch ich ermanne mich:
Der Plattenhändler steht wie üblich am Tresen und schenkt seinen drei Lieblings-, Stamm- und Busenkunden gerade Kaffee ein. Tapfer sage ich ‚Hallo.' Es folgen grausame Zehntelsekunden, doch endlich formen die Lippen des Händlers ihrerseits ein ‚Hallo', und ja, er kennt sogar meinen Namen! ‚Puh, das ist ja noch mal gutgegangen', denke ich und mache mich daran, den Neuerscheinungskasten zu erforschen, obwohl ich eigentlich etwas ganz Bestimmtes von einer berühmten, schon seit vielen Jahren existierenden Gruppe möchte, aber es gibt ein sensibles Problem: Die Platte ist bereits vor gut einem Vierteljahr erschienen, und eine Platte, die alles andere als ein Geheimtipp ist, drei Monate *zu spät* zu erstehen ist etwas, was einen in der Wertschätzung eines solchen amtlichen Plattenhändlers zur zwar für den Geschäftsgang lebensnotwendigen, aber doch keineswegs namentlich bekannten und sicherlich nicht mit Handschlag begrüßten *Laufkundschaft* degradiert. Hätte ich die Platte doch gleich nach Erscheinen gekauft! Ich hätte bloß erklären müssen: Ja, ich find das ja auch nicht mehr so toll, was die heute machen, aber ich habe halt von Anfang an alles von denen gekauft, und der Sammeltrieb will ja befriedigt sein. Das hätte der Händler gewiss verstanden. Vielleicht könnte ich aber irgendeine obskure Import-Maxi nehmen und die Platten von der weltberühmten Gruppe quasi darunterschieben und, sollte der Händler komisch gucken, einfach sagen: ‚Ach, die ist für meinen kleinen Cousin ...'
Mein Sinnieren wird nun unterbrochen, da ein Ömchen sich verirrt hat. Unsicher blickt es umher und sagt zum Händler: ‚Ja, meine Enkelin hat nächste Woche Geburtstag, und ...' Die Augen des Plattenmannes und seiner Lieblingskunden, die inzwischen beim Cognac angelangt sind, nehmen einen entrüsteten Ausdruck an, doch die kleine Frau versteht das Signal nicht und fährt fort: ‚... und da hätte sie gern eine Platte von der Tina Turner ...' ‚Tina Turner führen wir nicht', versetzt der Händler, und wer bislang nicht wusste, was Verachtung ist, der weiß es jetzt; die Alte schaut sich noch einmal um – ‚Ach, ist das hier doch kein Schalplattengeschäft?' – und nachdem sie sich getrollt hat, herrscht Ausgelassenheit im Laden, ‚meine Enkelin hat nächste Woche Geburtstag, hahaha', wird immer wieder nachgeäfft, und ich kaufe die obskure Import-Maxi und zwar nur die."[1]

1 Zitiert nach Max Gold: „Junger Mann, der sich eine Schallplatte gekauft hat", in: Die Radiotrinkerin. Ausgesuchte schöne Texte. Mit einem Vorwort von Robert Gernhardt, Zürich 1991, S. 140-146, hier S. 142ff.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

AUTORINNEN UND AUTOREN

Klaus-Michael Bogdal, Dr. phil.,
Professor für Germanistische Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Literaturtheorie und Fachgeschichte, Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Gegenwartsliteratur, Literaturdidaktik. Letzte Veröffentlichung u.a.: Historische Diskursanalyse der Literatur, Opladen, Wiesbaden 1999; Grundzüge der Literaturdidaktik, München 2002 (zus. m. H. Korte); Innovation und Modernisierung. Die Germanistik zwischen 1965 und 1980, Heidelberg 2004 (Hg. zus. m. O. Müller).

Jürgen Fohrmann, Dr. phil.,
Professor für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Bonn. Zur Zeit. auch am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg *Medien und kulturelle Kommunikation* (Forschungsverbund Aachen-Bonn-Köln). Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Medientheorie, Wissenschaftsgeschichte, Literatur- und Kulturgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. Letzte Buchveröffentlichungen: Schiffbruch mit Strandrecht. Der ästhetische Imperativ in der ‚Kunstperiode', München 1998; J. Fohrmann/A. Schütte/W. Voßkamp (Hg.): Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert, Köln 2001; K. L. Berghahn/J. Fohrmann/H. J. Schneider (Hg.): Kulturelle Repräsentationen des Holocaust in Deutschland und den Vereinigten Staaten, New York u. a. 2002; J. Fohrmann/A. Orzessek (Hg.): Zerstreute Öffentlichkeiten. Zur Programmierung des Gemeinsinns, München 2002; J. Brokoff/J. Fohrmann (Hg.): Politische Theologie. Formen und Funktionen im 20. Jahrhundert, Paderborn 2003; J. Fohrmann/H. J. Schneider (Hg.): 1848 und das Versprechen der Moderne, Würzburg 2003; J. Fohrmann/E. Schüttpelz (Hg.), Die Kommunikation der Medien, Tübingen 2004; J. Fohrmann (Hg.): Rhetorik. Figuration und Performanz, Stuttgart/ Weimar 2004.

Ingrid Gilcher-Holtey, Dr. phil.,
Professorin für Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte an der Universität Bielefeld. Veröffentlichungen: Das Mandat des Intellektuellen. Karl Kautsky und die Sozialdemokratie, Berlin 1986; „Die Phantasie an die Macht". Mai 68 in Frankreich, Frankfurt 2001 (2. Aufl.); (Hg.): 1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft,

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Göttingen 1998; Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA, München 2003 (2. Aufl.).

Annina Klappert, M.A.,
Promovendin der Literaturwissenschaft, assoziiertes Mitglied des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs *Medien und kulturelle Kommunikation* in Köln. Arbeitsschwerpunkte: Jean Paul, Medientheorie und -diskurse (v.a. Comic, Hypertext). Ausgewählte Publikationen: „Comics und Kulturpolitik. Der *Hitler*-Comic als Hitler-Denkmal", in: S. Düwell/M. Schmidt (Hg.), Narrative der Shoah. Repräsentationen der Vergangenheit in Historiographie, Kunst und Politik, Paderborn 2002, S. 143-169; „In den Händen des Wissenschaftlers. Die Pfeife im Bild und als Bild der ‚Wissenschaft'", in: M. Bickenbach/A. Klappert/H. Pompe (Hg.), Manus Loquens. Medium der Geste – Gesten der Medien, Köln 2003, S. 158-187.

Jürgen Link, Dr. phil.,
Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Dortmund. Herausgeber: A. v. Platen, Lyrik (Winkler Weltliteratur, München 1982); kultuRRevolution, Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie, Essen 1982 ff.; Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen, Stuttgart 1984 (mit Wulf Wülfing); Nationale Mythen und Symbole, Stuttgart 1991; Infografiken, Medien, Normalisierung, Heidelberg 2001 (mit Ute Gerhard u.a.); (Nicht) normale Fahrten, Heidelberg 2003 (m. R. Parr u.a.); weitere Publikationen u.a.: Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe, UTB München 1974 (7. Aufl.); Elementare Literatur und generative Diskursanalyse, München 1983; Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1996 (2. Aufl.); Hölderlin-Rousseau: Inventive Rückkehr, Opladen/Wiesbaden 1999; zahlreiche weitere Publikationen zur neueren Literaturgeschichte, zur Theorie und Geschichte der Kollektivsymbolik (in Massenmedien und Literatur), zur strukturalfunktionalen Literatur- und Kulturtheorie sowie zur systematischen und historischen Diskurs- und Interdiskurstheorie; Übersetzungen aus dem Französischen (Castel, Lantz, Le Rider, Rancière).

Roland Lippuner, Dr. rer. nat.,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geographie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: Sozial- und Kulturgeographie, Theorien und Methoden sozialwissenschaftlicher Geographie, Geographien des Alltags, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Ausgewählte Publikationen: Geographie und Alltag. Praktiken der Konstruktion von Raum, Stuttgart 2004 (im Druck).

Julia Lossau, Dr. rer. nat.,
Wissenschaftliche Angestellte des Geographischen Instituts der Universität Heidelberg. Arbeitsschwerpunkte: Politische Geographie, Postkolonialismus

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

und Ästhetik. Ausgewählte Publikationen: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt, Bielefeld 2002.

Georg Mein, Dr. phil.,
Wissenschaftlicher Assistent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Kulturtheorie, Literatur des 18.-21. Jahrhunderts, Literatursoziologie und Literaturdidaktik. Letzte Buchveröffentlichungen: Die Konzeption des Schönen. Der ästhetische Diskurs zwischen Aufklärung und Romantik (2000); (Hg.): Unterrichtete Mündigkeit? Reflexionen auf die Aporien des Bildungssystems (2002).

Burkard Michel, Dr. phil.,
Professor für Werbung in audiovisuellen Medien an der Hochschule der Medien/Fachhochschule Stuttgart. Arbeitsschwerpunkte: Visuelle Rhetorik, Bildsemiotik, Rezeptionsforschung. Neuere Veröffentlichungen: Bild und Habitus. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien, Wiesbaden 2004; „Das Habituskonzept zur Überwindung cartesianischer Engführungen in der Rezeptionsforschung“, in: U. Hasebrink/L. Mikos/E. Prommer (Hg.): Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen, Reihe Rezeptionsforschung, Band 1, München 2004; „Das Gruppendiskussionsverfahren in der (Bild-) Rezeptionsforschung“, in: R. Bohnsack/A. Przyborski/B. Schäffer (Hg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der sozialwissenschaftlichen Praxis, Wiesbaden 2004.

Oliver Müller, M.A.,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld; arbeitet z.Z. an einer fachgeschichtlichen Monographie über die Philologien an der Universität Siegen (Dissertation); Veröffentlichungen: „Linguistik als Gegendiskurs? Die Siegener Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (mit A. Geisenhanslüke)“, in: C. König/U. Haß (Hg.), Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, Göttingen 2003; Innovation und Modernisierung. Die Germanistik zwischen 1965 und 1980, Heidelberg 2004 (Hg. zus. m. K.-M. Bogdal).

Karin Priem, Dr. rer. soc.,
Privatdozentin an der Eberhard Karls-Universität Tübingen und derzeit Vertretungsprofessorin für Allgemeine Didaktik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Systematische Erziehungswissenschaft, Historische Bildungsforschung, Disziplingeschichte. Ausgewählte Publikationen: Bildung im Dialog: Eduard Sprangers Korrespondenz mit Frauen und sein Profil als Wissenschaftler (1903-1924), Köln 2000; „Innerer und äußerer Raum. Dimensionen des Raums in der religiösen Erziehung“, in: F.-J. Jelich/H. Kemnitz (Hg.), Die pädagogische Gestaltung des Raums. Geschichte und Modernität. Bad Heilbrunn 2003, S. 415-429; „Erzie-

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

hung und Schule im kulturellen Gedächtnis. Ambivalenz als Erfolgsrezept?“, in: M. Liedtke/E. Matthes/G. Miller-Kipp (Hg.), Erfolg oder Misserfolg? Urteile und Bilanzen in der Historiographie der Erziehung, Bad Heilbrunn 2004 (in Druck).

Markus Rieger-Ladich, Dr. phil.,
Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Erziehungswissenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Erziehungsphilosophie, Pädagogische Semantik, Pädagogische Soziologie. Ausgewählte Publikationen: Ästhetik der Existenz? Eine Interpretation von Michel Foucaults Konzept der ‚Technologien des Selbst‘ anhand der ‚Essais‘ von Michel de Montaigne, Münster u.a. 1997; Mündigkeit als Pathosformel. Beobachtungen zur pädagogischen Semantik, Konstanz 2002; Michel Foucault: Pädagogische Lektüren, Wiesbaden 2004 (Hg. m. N. Ricken).

Franziska Schößler, Dr. phil.,
Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Arbeitsschwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), bürgerliche Moderne, kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, Gender Studies. Neueste Publikation: Goethes *Lehr-* und *Wanderjahre*. Eine Kulturgeschichte der Moderne, Tübingen und Basel 2002; Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama, Darmstadt 2003; in Vorbereitung: Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der Neunziger Jahre, Tübingen 2004, Forum Modernes Theater.

Franz Schultheis, Dr. phil.,
Professor für Soziologie an der Universität Genf. Er leitet das Departement de Sociologie, ist Mitglied der Schweizer Forschungsrates, Redaktionsmitglied von ‚Actes de la Recherche en Sciences Sociales‘ und Vize-Präsident der ‚Editions Raisons d’ Agir‘. Neuere Publikationen: „Pierre Bourdieu und Algerien. Eine Wahlverwandtschaft“, in: F. Schultheis/C. Frisinghelli: (Hg.), Pierre Bourdieu. In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung**,** Graz, Camera Austria, 2003, S. 9-20; „Etappen einer Anti-Autobiographie“, in: Pierre Bourdieu, Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt/Main 2002, S. 133-151; „„Le sens d’une dénégation : L’oubli des classes sociales en Allemagne et en France““, in: Mouvements, 3,26 (2003), S. 17-26 (zus. m. L. Chauvel).

Oliver Sill, Dr. habil.,
Arbeitsschwerpunkte: Literaturtheorie, Literatursoziologie, Literatur des 20. Jahrhunderts. Veröffentlichungen u.a.: Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Berlin, New York 1991; Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen, Wiesbaden 2001; Der Kreis des Lesens. Eine Wanderung durch die europäische Moderne, Bielefeld 2001;

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Kein Ende und ein Anfang. Germanistische Literaturwissenschaft der sechziger und siebziger Jahre, Bielefeld 2003.

Jürgen Wittpoth, Dr. phil.,
Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Kulturwissenschaftliche Grundlagen der Bildung Erwachsener, Funktionen von Weiterbildung im gesellschaftlichen Strukturwandel, Institutionen, Struktur- und Organisationsentwicklung in der Weiterbildung, Medien im Alltag und in Bildungsprozessen Erwachsener. Ausgewählte Buchpublikationen: Rahmungen und Spielräume des Selbst, Frankfurt 1994; (Hg.): Erwachsenenbildung und Zeitdiagnose, Bielefeld 2001; Einführung in die Erwachsenenbildung, Opladen 2003.

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Titel dieser Reihe:

Mark Terkessidis
Die Banalität des Rassismus
Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive
Oktober 2004, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 3-89942-263-5

Klaus E. Müller,
Ute Ritz-Müller (Hg.)
Des Widerspenstigen Zähmung
Sinnwelten prämoderner Gesellschaften
Oktober 2004, ca. 180 Seiten,
kart., ca. 21,80 €,
ISBN: 3-89942-134-5

Christian Berndt
Globalisierungs-Grenzen
Modernisierungsträume und Lebenswirklichkeiten in Nordmexiko
Oktober 2004, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 28,00 €,
ISBN: 3-89942-236-8

Heiner Bielefeldt,
Jörg Lüer (Hg.)
Rechte nationaler Minderheiten
Ethische Begründung, rechtliche Verankerung und historische Erfahrung
Oktober 2004, ca. 200 Seiten,
kart., ca. 23,00 €,
ISBN: 3-89942-241-4

Martin Sökefeld (Hg.)
Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz
Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei
Oktober 2004, ca. 190 Seiten,
kart., ca. 24,80 €,
ISBN: 3-89942-229-5

Doris Weidemann
Interkulturelles Lernen
Erfahrungen mit dem chinesischen ›Gesicht‹: Deutsche in Taiwan
Oktober 2004, ca. 350 Seiten,
kart., ca. 28,00 €,
ISBN: 3-89942-264-3

Susanne Schwalgin
»Wir werden niemals vergessen!«
Trauma, Erinnerung und Identität in der armenischen Diaspora Griechenlands
September 2004, ca. 250 Seiten,
kart., ca. 27,00 €,
ISBN: 3-89942-228-7

Katharina Lange
Authentische Wissenschaft?
Arabische Ethnologie und Indigenisierung
August 2004, ca. 350 Seiten,
kart., ca. 35,00 €,
ISBN: 3-89942-217-1

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - BY-NC-ND

Die Titel dieser Reihe:

Robert Pütz
Transkulturalität als Praxis
Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin
August 2004, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 27,80 €,
ISBN: 3-89942-221-X

Robert Frank
Globalisierung »alternativer« Medizin
Homöopathie und Ayurveda in Deutschland und Indien
Mai 2004, 310 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-222-8

Andrea Lauser
»Ein guter Mann ist harte Arbeit«
Eine ethnographische Studie zu philippinischen Heiratsmigrantinnen
April 2004, 340 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-218-X

Irina Yurkova
Der Alltag der Transformation
Kleinunternehmerinnen in Usbekistan
März 2004, 212 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-219-8

Helmut König,
Manfred Sicking (Hg.)
Der Irak-Krieg und die Zukunft Europas
Februar 2004, 194 Seiten,
kart., 21,80 €,
ISBN: 3-89942-209-0

Wilhelm Hofmeister,
H.C.F. Mansilla (Hg.)
Die Entzauberung des kritischen Geistes
Intellektuelle und Politik in Lateinamerika
Februar 2004, 240 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 3-89942-220-1

Markus Kaiser (Hg.)
Auf der Suche nach Eurasien
Politik, Religion und Alltagskultur zwischen Russland und Europa
2003, 398 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-131-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402160 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND